Zur neuesten Handelspolitik.

Sieben Abhandlungen

von

DR. ALEXANDER PEEZ,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses.

WIEN 1895.
Commissions-Verlag von Georg Szelinski, Universitäts-Buchhandlung
I., Stefansplatz 6.

INHALT.

Seite

I. Mitteleuropa und die drei Weltmächte Grösser-Britannien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Russland. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe zu Wien am 11. März 1889 7

Verhandlungen hierüber:

Professor Dr. Lujo Brentano 30

Dr. Alexander von Dorn 34

II. Der all-amerikanische Tag 1889/90 und seine Bedeutung für Europa. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe in Wien am 14. April 1890 37

III. Zoll- und Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn, als Kern eines mitteleuropäischen Bundes. Vortrag, gehalten (während der Vertragsverhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn) in der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe zu Wien am 23. März 1891 65

IV. Mitteleuropa und die Handelspolitik der Zukunft. 1895 . 83

Anhang:

1. Russland und England und die orientalische Frage. 1876 . . 249
2. Oesterreich und der Orient. 1875 275
3. Alt- und Neu-Phönicier. 1880 305

I.

Mittel-Europa und die drei Weltmächte Grösser-Britannien, die Vereinigten Staaten und Russland.

Vortrag, gehalten in der Plenarversammlung der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe am 11. März 1889.

Vorsitzender: Präsident-Stellvertreter Hofrath Dr. von Inama-Sternegg.
Schriftführer: Dr. von Dorn.

Vorsitzender: Meine Herren! Ich erlaube mir, in Abwesenheit unseres Herrn Präsidenten, Professor Lorenz v. Stein, die heutige Sitzung zu eröffnen und ertheile Herrn Dr. Peez das Wort.

Herr Dr. Peez: Meine Herren! Seit einiger Zeit flüstert man in handelspolitischen Kreisen von dem Jahre 1892 und auch unser Herr Handelsminister hat in den December-Berathungen des Abgeordnetenhauses über den Schweizer Handelsvertrag das Jahr 1892 ein handelspolitisches Kometenjahr genannt. Der Ausdruck ist ja sehr treffend, und ich glaube, einer Gesellschaft wie der unserigen, die sich aus Theoretikern und Praktikern zusammensetzt, kommt es zu, einmal diesem gefürchteten Jahre 1892 fest in's Auge zu sehen. Erlauben Sie, dass ich kurz die Lage schildere, wie sie geworden ist.

Ich erinnere Sie an das Thünen'sche Gesetz des Austausches zwischen Landwirthschaft und Gewerbe, zwischen Dorf und Stadt, welcher Austausch jedem Handel grösserer Art zugrunde liegt, vielleicht in gewisser Hinsicht der erste Anfang der Staatenbildung gewesen ist. Thünen hat den Massstab aufgestellt, den Kreis bestimmt, in welchem dieser Austausch stattfindet und hat den Satz bewiesen, dass der Durchmesser dieses Kreises durch die Frachtkosten bestimmt wird. Er hat bei Weizen nachgewiesen, auf welche Entfernung der Weizen verfrachtet werden kann, bis die Transportkosten den Preis des Weizens erreichen, bis also die Fracht den Weizen gleichsam aufzehrt. Nehmen wir nun dies als Massstab an und fragen wir: Wie weit kann der Weizen in der gegenwärtigen Zeit verfrachtet werden, bis er sich selbst aufzehrt, und wie weit konnte er es in früherer Zeit?

Auf den alten, schlechten Strassen konnte man Weizen, wenn man den Metercentner wie er heute steht, mit 12 Mark annimmt, etwa 100 Kilometer weit verfrachten. Nehmen Sie die guten Kunststrassen, wie sie etwa seit Carl VI. bei uns gebaut wurden, so liess sich mit 12 Mark eine Entfernung von 400 Kilometer erreichen. Nehmen Sie die Tarife der ersten Bahnen, so war mit 12 Mark eine Entfernung von rund 1500 Kilometer zurückzulegen, und nehmen Sie wieder die neueren Frachten, wobei ich namentlich nordamerikanische Verhältnisse zugrunde lege, so würde der Weizen für 12 Mark auf eine Entfernung von 4500 Kilometer verfrachtet. Verschiffen Sie den Metercentner Weizen zur See, so können Sie für eine Fracht von 12 Mark 25.000 Kilometer weit kommen. Sie sehen also, welche ungeheuere Entfernung in der Neuzeit für 12 Mark überwunden wird, denn die Eisenbahnfracht der Gegenwart ist ja 45mal billiger als in der alten Zeit die Landfracht, und die Seefracht ist volle 250mal wohlfeiler geworden, d. h. man kommt für dieselbe Fracht um 250mal weiter als einstmals.

Ich brauche nicht erst zu sagen, dass diese unendliche Verbesserung der Communicationsmittel von den grössten Folgen für unseren ganzen Handel und Verkehr begleitet war, und namentlich haben sich die oben erwähnten alten Austauschpreise zwischen dem Weizenproducenten und dem städtischen Handwerker unendlich erweitert und sind grosse, über die Weltkarte gespannte Kreise geworden. Dies hatte denn auch zur Folge, dass eine Menge von Verhältnissen, die auf Grund der alten Zustände entstanden waren, zerrissen wurden, und während früher der Handwerker seinen Absatz in der Nähe auf dem Lande suchte und umgekehrt der Bauer in die Stadt fuhr und den Weizen dort verkaufte, gehen jetzt die beiderseitigen Erzeugnisse oft über die halbe Weltkarte hin; dies brachte nun natürlich eine Reihe von Folgen der vortrefflichsten und besten Art, aber auch, wie alle Uebergangszustände, eine Reihe von Calamitäten, mit denen wir noch heute vielfach zu kämpfen haben. Denn was vom Weizen gilt, gilt ja von andern Producten im höheren Grade noch, denn Weizen ist immerhin eines der schweren Producte, insbesondere gilt es von allen Fabricaten. Wie Sie wissen besteht ja die Hälfte der sämmtlichen englischen Ausfuhr aus

Textil-Artikeln. Wenn man also den Metercentner Weizen für 12 Mark zur See 25.000 Kilometer weit, d. i. $^7/_{10}$ des ganzen Aequators, führen kann, so geniessen die so viel leichteren und werthvolleren Textilwaaren eine Art Allgegenwart auf der Erde, d. h. überall, wohin ein Dampfer dringt, kann die Waare mit einer Fracht, die von dem Werthe der Waare um das Zehnfache, das Hundertfache und noch viel mehr übertroffen wird, geliefert und verkauft werden.

Schon vor einem Menschenalter war es namentlich England, welches diese günstigen Frachtverhältnisse für Erweiterung des Absatzes seiner Fabricate benützte, aber doch nicht in jenem gewaltigen Stile wie seit zehn oder zwölf Jahren die Amerikaner zu Gunsten ihrer Landwirthschaftsproducte. Die amerikanischen Landwirthe haben zuerst gezeigt, was die modernen Verkehrsmittel leisten können, und ich brauche nicht an die grosse und berühmte amerikanische Concurrenz in Weizen zu erinnern, die ja unseren Landwirthen so viel zu schaffen gemacht hat und in Verbindung mit der nacheifernden Production Russlands und Indiens noch immer einen furchtbaren Druck auf die Preise ausübt. Wer damals in einer parlamentarischen Versammlung war, hat den Augenblick sehr genau empfunden, als die Amerikaner diese neue Thatsache zur Geltung brachten. Wenn man vorher mit einem Grundbesitzer über die Schwierigkeiten und die Leiden der Industrie sprach, so zeigte er als höflicher Herr gewiss eine achtungswerthe Aufmerksamkeit, aber im Uebrigen dachte er an den erträglichen Preis des Weizens und war nicht gerade schwer bekümmert. Kaum aber kam der Weizen zu einem Frachtsatze von fl. 2—3 aus dem fernen Westen herüber, so war die Aufmerksamkeit schon eine ganz andere, ich habe das selbst zuweilen bemerkt; von demselben Augenblicke an verstanden die Grundbesitzer die Leiden des Industriellen ganz anders zu würdigen. (Heiterkeit.) Da nun in unserem Reichsrathe und in den meisten europäischen Parlamenten gerade die Grundbesitzer naturgemäss eine sehr bedeutende Rolle spielen, so wurde es da nicht schwer, dass die Gutsbesitzer und die Industriellen sich die Hand reichten, und das Ergebniss waren eben die höheren Schutzzolltarife wie sie in den meisten Ländern seit einem Jahrzehnt zur Geltung gekommen sind.

Wie Sie wissen, gehöre ich ja zu der entschieden schutzzöllnerischen Richtung. Ich glaube, dass die Noth uns damals veranlasst hat, dorthin zu laufen, wo die Gefahr am grössten war, nämlich zum Schutze unserer Industrie gegen das mächtig anstürmende Ausland. Ich von meinem Standpunkte muss dieser Aufstellung höherer Tarife das Ergebniss zuschreiben, dass eine grosse Menge Arbeit für das Inland wirklich gesichert worden ist, was damals, in den Zeiten nach der Krise immerhin wichtig und in den Wirkungen entschieden wohlthuend war.

Allein Niemand kann sich auch wieder der Ansicht verschliessen, dass wir in allen diesen Dingen oft nur die Wahl zwischen zwei Uebeln haben, und so hatte auch die an sich vortheilhafte Massregel wieder gewisse nachtheilige Wirkungen. Ich rechne namentlich dahin eine Steigerung der Production, und ein Fallen der Preise. Es fielen gewisse Einfuhrmengen, welche nunmehr durch die inländische Erzeugung gedeckt wurden, gleichsam in's Leere. Der Ausländer hat deswegen nicht aufgehört zu erzeugen, es wurde also insgesammt mehr erzeugt und ein starker Druck auf die Preise erfolgte. Richtig ist auch die Bemerkung, dass die strengen Schutzmassregeln in einem gewissen Widerspruche mit den Verbesserungen der Transportmittel stehen. Von freihändlerischer Seite wird ja nicht ohne Grund bemerkt: Wir verbessern fortwährend die Schifffahrt und die Eisenbahnen, auf der anderen Seite halten wir aber die Waaren durch Zölle zurück. Ein drittes Moment, welches man auch anführen kann, ist das, dass die Schutzzölle die natürliche Arbeitstheilung in der Welt etwas verlangsamt haben, die Ausbildung von Specialitäten, wobei nicht blos der Einzelne, sondern auch jedes Volk sich auf jene Fabrication und jene landwirthschaftliche Production wirft, wo es am stärksten zu sein hofft und wozu es von der Natur am meisten bestimmt ist. Die Ausbildung dieser Specialitäten würde also bei einem freien Austausch rascher vor sich gehen. Diese nachtheiligen Wirkungen der Schutzzölle lassen sich also kaum in Abrede stellen.

Dazu kommt noch ein Anderes. Wir in unseren mitteleuropäischen Ländern — und Sie sehen ja auf der Karte, welche kleinen Räume wir einnehmen — sind ganz im Stillen

überholt worden durch gewaltige Weltmächte, die sich unter der Hand, ich möchte sagen, mit einer gewissen naturgesetzlichen Macht zu entwickeln begonnen haben. Und ihr Hauptcharakter scheint mir darin zu liegen, dass, wie früher Industrie und Gewerbe sich ergänzt haben, nun noch ein dritter hinzutritt, nämlich der Pflanzer in den Tropen. Wirkliche Weltmächte können sich nicht mehr beschränken auf den Besitz von Ackerbaugebieten und industriellen Centren, die in lebhaftem Austausch miteinander stehen, sondern es ist ihr Wunsch — und er wird mit der Zeit zu einer gewissen Nothwendigkeit — auch Tropengebiete zu besitzen, aus welchen sie den wichtigen colonialen Theil ihrer Rohproducte hernehmen, ich nenne vor Allem Baumwolle, Kaffee und andere dergleichen Artikel. Es entspricht dies einer im deutschen Parlament unlängst gemachten Aeusserung des Fürsten Bismarck, welcher bemerkte, dass die Hoffnung bestehe, in Ost-Afrika den Bedarf des Deutschen Reiches an gewissen Colonialwaaren selbst zu erzeugen; er nannte da Baumwolle und meinte, Baumwolle brauche das Deutsche Reich etwa für 200 Millionen Mark, Kaffee für 190 Millionen, dazu kommen noch Cacao, Gewürze, im Ganzen mögen es für 500 Millionen Mark Waaren sein, die jetzt das Deutsche Reich von den Plantagen besitzenden Völkern und Staaten baar kaufen muss.

Was für Deutschland eine erst im Werden begriffene Sache ist, haben Andere längst vollkommen ausgeführt, zuerst natürlich das grosse, wenn auch auf der Karte so klein erscheinende Gross-Britannien, welches einen Vorsprung von hundert Jahren vor dem durch Kriege zerrütteten Continent gehabt hat, während es sich gerade während dieser Kriege bereicherte, innerlich stärkte, seine Besitzungen ausdehnte, seine Handels-Beziehungen um die ganze Erde spann und seine Industrie gerade in der Zeit der Napoleon'schen Kriege mit Maschinen bewaffnete, so dass es nachher bis in die Gegenwart eine Suprematie geniessen konnte. Grossbritannien hat sich also schon in früheren Jahrhunderten ein gewaltiges Reich gesichert. Allein gerade die Selbstverwaltung, die es den Colonien liess, hatte wieder die Folge, dass sie sich selbstständig entwickelten und sogar eigene Zolltarife aufstellten, was natürlich für den Plan eines grossen englischen Zollbundes eine Schwierigkeit ist. Indess stimmen alle engli-

schen Besitzungen darin überein, dass sie, schon durch die blosse Sitte gehalten, ihren Hauptbedarf an Fabricaten aus England beziehen; sie wollen eben englischen Geschmack in Allem und Jedem haben und der Preis spielt da oft nur eine zweite Rolle. Was also englische Colonie ist, Australien, Canada, Capland u. s. w., auch die in Indien lebenden Engländer, hängt mit dem Mutterlande eng zusammen. Auch die Einwanderer, die von England immer nachströmen — England hat eine jährliche Auswanderung von etwa 250.000 Menschen — rücken nach und erfrischen immer wieder diese Anhänglichkeit an das Mutterland. Ein drittes Element, welches in Frage kommt, sind die guten Dampfer-Verbindungen, auch sie haben bisher den Engländern den grossen Vorsprung in der Versorgung ihrer Colonien mit Fabricaten gesichert. Endlich darf noch als viertes Moment erwähnt werden, dass England die grosse Capitals- und Creditquelle für sämmtliche Colonien, für Indien und alle dort geplanten Unternehmungen ist. Auch das bildet ein unsichtbares, aber ungemein festes Band, wodurch das Mutterland die Colonien an sich kettet; man schätzt die von England gegebenen Anlehen schon jetzt auf den Betrag von 4—5 Milliarden Mark, wozu noch die zahllosen directen Unternehmungen von Engländern in den Colonien hinzutreten. Obschon also diese starken Verbindungen immer noch bestehen, haben sich nichtsdestoweniger in der letzten Zeit, wie Sie wissen, doch fremde Waaren eingedrängt, und namentlich die deutsche Concurrenz hat sich in England stark fühlbar gemacht. Sie hat nicht nur hie und da die englischen Waaren etwas im Absatz benachtheiligt, schlimmer noch — glaube ich — war die Wirkung auf die Preise, so dass die englischen kaufmännischen Profite dadurch sehr gelitten haben, was man dort äusserst unangenehm empfindet. Die deutschen Waaren haben sich namentlich unter der Marke von englischen Waaren eingedrängt, und so sah man in England die Gefahr voraus, dass England endlich nur noch gewissermassen der Kaufmann sein wird, dass aber ein grosser Theil dieser Artikel in Deutschland erzeugt, im Auftrage des englischen Kaufmannes mit englischem Stempel versehen nach England gebracht und von Engländern in den Welthandel geführt wird. Um dem entgegenzutreten, ist das englische Markenschutzgesetz erlassen worden. Es sind diese Er-

scheinungen freilich erst Anfänge, nur sehr kleine Bruchtheile des Weltabsatzes wurden bisher der englischen Industrie abgerungen, ich bitte das nicht zu überschätzen, aber der Engländer versteht trotz seines grossen Freiheitssinns in diesen Dingen auch nicht den allergeringsten Scherz; er tritt, wenn auch nicht gleich mit Regierungs-Massregeln, so doch in anderer Weise, nämlich mit seinem Capital, mit Ruhe und Intelligenz dem entgegen. Ich möchte aber gleichwohl die Meinung aussprechen, dass, wenn dieses Markengesetz nichts hilft, wir auf viel weiter gehende Massregeln von England gefasst sein müssen und dass sich England keinen Augenblick besinnen wird von seiner Freihandelslehre abzugehen und sich den Absatz in seinen Colonien zu schützen, zu dem es berechtigt zu sein glaubt. Zu diesem Zwecke wird es nicht anstehen, seine Märkte auch mit Zollschranken zu umgürten. In diesem Sinne sind auch die Anfänge schon da. Es hat sich im Jahre 1884 in England eine Liga gebildet, welche ein „Grösser-Britannien“ — so heisst das Schlagwort — in's Auge fasst, nämlich die Ausgestaltung Englands und seiner Besitzungen zu einem einzigen grossen Zollgebiete und Reiche. Namentlich hat Sir Charles Dilke darüber geschrieben und erst in neuester Zeit Lord Roseberry sich dafür ausgesprochen. Wenn Sie auf der Karte Grossbritannien, dann das Capland und Australien in's Auge fassen, so werden Sie sehen, dass geographisch und in noch höherem Grade wirthschaftlich und politisch der Schwerpunkt eines solchen Reiches Indien sein würde. Denn mit Colonien mit europäischer Bevölkerung ist es ein eigenes Ding. Die Leute sind an europäisches Arbeiten gewöhnt, und wenn die Bevölkerung dichter wird, werden sie aus Ackerbauern, Gewerbetreibende und Industrielle, und dann werden sie den Druck des englischen Capitals so gut empfinden wie wir ihn auf dem Continent empfunden haben, und werden es versuchen, sich durch Zölle der Ueberhand zu erwehren. Das ist in vielen Beziehungen schon geschehen. So hat Canada einen Schutzzoll von etwa 20 Percent des Werthes der Waaren, in Australien sind nicht weniger als sieben verschiedene Zollsysteme in Wirksamkeit, die Colonie Victoria hat Zölle bis zu 25 Percent des Waarenwerthes. In Indien hat dagegen England die in einer Zeit der Noth eingeführten kleinen Schutzzölle auf Baumwollgarne und Baum-

wollwaaren wieder abgeschafft, und es wird in Indien nie mehr Zölle bewilligen. Den Mittelpunkt des ganzen Systems bildet also Indien mit seiner ausserordentlichen Rohproduction jeder Art und mit seinem Handel, welcher schon in grauer Vorzeit als Culturbringer den Welttheil Asien und Europa durchströmt hat. Alle Productionen lassen sich in Indien im höchsten Grade entwickeln und vereinen. Ein herrliches Land, tropisches Klima, ungemeine Wasserfülle, gesichert durch die Berge des Himalaya, die ihr Haupt in die Schneehöhe erheben, so dass Wasser auch im Hochsommer vorhanden ist, dabei eine sehr tüchtige und sehr geschickte Bevölkerung mit einem beispiellos niedrigen Taglohn von vielleicht zwanzig Kreuzern, wenn es hoch kommt — also alle Elemente einer sehr grossen wirthschaftlichen Entwicklung, deren landwirthschaftliche Partie von England durch Eisenbahnen, Canäle, Bewässerungsanlagen und Creditgewährung thatkräftig gefördert wird.

Die finanziellen Schwierigkeiten, die dem grossen englischen Bunde entgegenstehen, sind nicht unüberwindlich. Allerdings beziehen die englischen Colonien einen grossen Theil ihrer Einnahmen aus den Zöllen und es geht das bis zu 30 Percent, also ganz leicht werden sie sich zu einem Aufgeben dieser Einkünfte nicht verstehen. Allein es ist nicht zu zweifeln, dass England grosse Opfer bringen wird, und nachdem die Mittel in reichem Masse vorhanden sind und England sowohl zu Hause wie in seinen auswärtigen Niederlassungen über eine politisch gebildete Bevölkerung verfügt, die nicht grundsätzlich Opposition macht, sondern alle politischen Fragen kaufmännisch behandelt, so ist es wahrscheinlich, dass eine Verständigung zu Stande kommt und durch englische Klugheit, Ruhe und Ausdauer das Ziel eines grossen Zollbundes allmälig erreicht werden wird. Die Wichtigkeit dessen erhellt daraus, dass der Verbrauch englischer Erzeugnisse per Kopf in Europa 6 Schilling, in Amerika 14 Schilling, dagegen in den englischen Colonien ohne Indien 98 Schilling beträgt. Ueberdies ist dieser Verbrauch in rascher und starker Entwicklung begriffen; während der Absatz von englischen Waaren nach seinen früheren grössten Abnehmern, Deutschland und den Vereinigten Staaten, sehr bedeutend zurückging — er war in früheren Jahren im Durchschnitt 30 Millionen Pfund Sterling und ist jetzt unter 20 Millionen herab-

gesunken — ist der Absatz nach den britischen Colonien in stetigem und raschem Wachsthum begriffen — alles Elemente, welche den Engländern nahelegen, welchen sicheren und ruhigen Absatz sie haben würden, wenn es ihnen gelingt, alle Colonien in ein gemeinschaftliches handelspolitisches System zu vereinigen. Dies Streben ist auch in der jüngsten Zeit in einer eigenthümlichen Erscheinung zur Geltung gelangt. Das internationale Schienen-Cartell war vor Kurzem wieder Gegenstand von Verhandlungen — es ist bekanntlich auseinandergegangen wie ja alle diese grossen Cartelle immer sehr gefährdet sind — und bei diesen Verhandlungen schien es, dass wieder grosse Schwierigkeiten insoferne auftreten würden, als die Deutschen sich weigerten, den englischen Anspruch anzuerkennen, dass Indien der englischen Industrie allein angehöre, eine Betheiligung der anderen europäischen Industrieländer an der Versorgung des indischen Marktes in voraus ausgeschlossen sei. Die Engländer haben diesen Anspruch dennoch durchgesetzt, d. h. die Deutschen, welche die Hauptopponenten waren, haben grundsätzlich zugestimmt. Das ist also gewissermassen schon eine Anerkennung des „Grösser-Britannien", dass Indien nicht mehr der freie Markt ist, für den man ihn bisher gehalten hat, sondern allein der englischen Machtsphäre angehört. Wenn nun die europäischen Industrievölker, insbesondere Deutsche und Belgier, ihre Industrie in dem bisherigen Tempo und in einer, wie mir scheint, etwas zu stürmischen Weise weiter entwickeln und ebenso die Dampfer-Verbindungen so stark forciren, wie es in der letzten Zeit geschieht, so wird die fremde Concurrenz in den englischen Colonien fühlbar und der englische Bund dadurch nur beschleunigt werden.

Dieser englische Bund ist der Eine grosse Weltbund. Daneben besteht aber schon ein anderes riesiges Zollgebiet, das, weil es mit dem politischen Reiche zusammenfällt, bereits abgeschlossen ist — Russland. Russland hat sich ja, wie Sie wissen, immer mehr von dem übrigen Europa unabhängig gemacht. Es hat in der letzten Zeit, auf seine Eisenbahnen gestützt, welche die alte Feindin Russlands, die Entfernung, überwunden haben, seiner Landwirthschaft einen sehr starken Impuls gegeben, es tritt in Bezug auf Weizen auf dem Weltmarkte als Hauptconcurrent der Vereinigten Staaten und

Indiens auf und hat im verflossenen Jahre seine beiden Mitwerber auf dem englischen Weizenmarkte geschlagen, es wirft sich in der letzten Zeit auch auf Zucker und forcirt die Ausfuhr, was wir im Orient unangenehm empfinden, durch Ausfuhrprämien, und es ist ihm auch gelungen, gestützt auf die überfliessende Cultur Deutschlands und theilweise auch Oesterreich-Ungarns, in Russisch-Polen eine namhafte Industrie zu entwickeln, die in Verbindung mit der alten Moskauer Industrie schon eine achtungswerthe Stelle einnimmt. In Lodz hört man überwiegend Deutsch reden, und zwar oft in österreichischer Mundart, aus Nordböhmen ist nämlich eine Menge Arbeiter und Werkführer von Industriellen selbst hingezogen worden, die sich dort wohl befinden, weil sie einen ausserordentlich grossen Markt vor sich haben; nur ist Bedingung, dass sie bald ihrer Nationalität entsagen und Russen werden. Dieses russische Reich ist auch sonst in sehr starker Entwicklung begriffen, und es hat sich namentlich auch schon durch immer neue Gebiets-Erwerbungen in Mittelasien bis weit in Länder mit südlichem Klima hinein erstreckt, wo es seine Eroberungen jetzt auch für seine industrielle Cultur weit mehr nutzbar macht, als man es früher für möglich hielt. Ich erinnere Sie daran, dass Merw, wo jetzt die Russen stehen, auf der Höhe von Messina liegt; es wachsen also dort schon subtropische Producte, und namentlich hofft man in Russland, die Baumwolle für die Moskauer Spinnereien — Russland hat etwa 4 Millionen Spindeln — von dort allmälig beziehen zu können; zu einem Bruchtheile ist es schon jetzt der Fall. Und vielleicht geht das noch weiter; je mehr Russland in dieser Weise vordringt — und Eroberungen in Asien sind nicht schwer, das ist ganz etwas Anderes, als wenn man mit Europäern zu kämpfen hat — desto wahrscheinlicher ist es, dass es in nicht ferner Zeit in Persien herrschen und das rothe Meer erreichen wird. Dann ist es bis in eine tropische Zone vorgedrungen und hat dadurch eine wesentliche Ergänzung seiner ganzen wirthschaftlichen Organisation erlangt.

Eine dritte heranwachsende Weltmacht sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine Weltmacht sind sie schon, aber eine Weltwirthschaftsmacht suchen sie dadurch zu werden, dass sie die bekannte Monroë-Doctrin allmälig auf das wirthschaftliche Gebiet übertragen. Diese

Monroë-Doctrin, im Jahre 1824 zuerst genannt, sagt, dass Amerika für die Amerikaner ist, es sollten sich die europäischen Mächte in amerikanische Verhältnisse, auch in die von Mittel- und Südamerika, nicht einmischen. Das wurde nicht so strenge durchgeführt. aber grundsätzlich doch immer betont. und man hat es der Zeit vorbehalten, bis die gehörige Macht im Norden beisammen wäre, diesem theoretischen Satze allmälig praktische Geltung zu verschaffen. Sie haben ja die jüngste Botschaft von Mr. Blaine gelesen, welcher ein Hauptvertreter dieser Richtung ist und jetzt in Washington das Ministerium des Aeusseren führt. Ich habe mir eine Stelle aus einer älteren Rede Blaine's notirt, und ich erlaube mir sie Ihnen mitzutheilen. Es was im Jahre 1883, da Blaine, als republikanischer Präsidentschafts-Candidat aufgestellt, Folgendes sagte: „Wir haben unsere Beziehungen zu Spanisch-Amerika“ — also zu Süd- und Mittelamerika — „nicht so weise und beharrlich verbessert als es hätte geschehen können. Während des letzten Jahres belief sich unser Handelsverkehr mit den amerikanischen Staaten auf 350 Millionen Dollars, nahezu ein Viertel unseres gesammten auswärtigen Handels. Dieser Handel ist gross, aber das Ergebniss durchaus unbefriedigend. Die Einfuhr zu uns betrug über 225 Millionen, unsere Ausfuhr jedoch weniger als 125 Millionen, so dass die Bilanz um mehr als 100 Millionen Dollars zu unseren Ungunsten ausfiel. Kann dieses Handelsverhältniss nicht zum grossen Theile geändert werden? Kann der Markt für unsere Producte nicht bedeutend erweitert werden?“ Die Frage, die Blaine stellt, versteht jeder Amerikaner; er meint nämlich: Wir werden dann den Absatz haben, wenn wir diese Länder mit unserem Zollgebiete zu vereinigen wissen oder wenn wir mindestens Differentialzölle geniessen. Und das hat theilweise schon begonnen.

Mit Mexico sind bereits Handelsverträge in der Richtung abgeschlossen worden, nordamerikanische Ansiedler und nordamerikanisches Capital haben dort namentlich die Eisenbahnen gebaut. Nachdem sie dort festen Fuss gefasst, haben sie begonnen die Handelsbeziehungen zu beeinflussen und die Amerikaner haben sich dort gewisse Handelsvortheile gesichert. Auch in Bezug auf Brasilien ist die Handelspolitik der Nord-Amerikaner in dieser Richtung thätig. Brasilien sendet Kaffee, Kautschuck, Häute, Hörner und viele Medicinal-

pflanzen zollfrei nach den Vereinigten Staaten, und obschon letztere sonst ein wahrhaft prohibitives Zollsystem haben, wie ich später nachzuweisen die Ehre haben werde, so lassen sie diese Artikel doch zollfrei eingehen und es wird sogar die zollfreie Einfuhr von Zucker — also eines so wesentlichen Artikels in den Zolleinnahmen — in die Union schon lang erwogen. Etwa die Hälfte der Kaffee-Ernte Brasiliens geht nach den Vereinigten Staaten, mehr als die Hälfte des brasilianischen Kautschuks und gut die Hälfte der Häute und Hörner, ferner $^2/_5$ der Zucker-Ernte. Im Ganzen wird die Hälfte des ganzen brasilianischen Exportes von den Vereinigten Staaten aufgenommen, dagegen kommt nur $^1/_7$ der gesammten brasilianischen Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, weil eben in der Industrie die europäischen Mächte noch stärker sind. Diese Differenz ist es nun, welche die Amerikaner durch Zoll-Massnahmen an sich heranziehen möchten; denn die amerikanische Industrie ist in der letzten Zeit sehr bedeutend entwickelt worden, ist in mancher Beziehung der europäischen ebenbürtig und verlangt jetzt schon nach einer gewissen Ausdehnung ihres Marktes. Dem stehen aber immer noch sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die Schwierigkeiten liegen theilweise in Amerika selbst, denn in Amerika geben doch die Arbeiter eigentlich den Ausschlag, und die Arbeiter wollen sehr hohe Löhne haben. So ist es gekommen, dass in Amerika jetzt gerade die Arbeiter die eigentlichen Schutzzöllner sind. Nun sind die nordamerikanischen Fabrikate im Durchschnitt theurer, als die europäischen. Die Industriellen fühlen das Bedürfniss, mehr mit ihren Erzeugnissen hinauszukommen; der Unternehmergewinn ist sehr bedeutend gesunken und sie glauben durch eine Erweiterung des Marktes besser zu fahren. Aber gerade die Arbeiter gestatten nicht, dass die Zölle herabgesetzt werden, weil sie fürchten, dadurch an ihrem Arbeitslohne einzubüssen. Ob das richtig ist oder nicht, will ich jetzt nicht untersuchen, aber Thatsache ist es, dass dadurch die amerikanische Ausfuhr nach Mittel- und Südamerika wesentlich erschwert wird. Dann aber werden auch die europäischen Mächte ein Wort mitreden. Sie werden sich doch nicht ihre Märkte in Süd- und Mittelamerika rauben lassen. England allein hat einen Absatz von 20 Millionen Pfund Sterling nach

Mittel- und Südamerika, und es ist auch die Entfernung von England nach Südamerika kaum weiter als von den nordamerikanischen Häfen. Es ist eine gewaltsam herbeigezogene Idee, dass, weil Nordamerika mit Mittel- und Südamerika zusammenhängt, daraus ein Recht entspringe, diese Länder unter amerikanische Controle zu nehmen. Das werden England und die anderen Mächte sich nicht gefallen lassen, und dafür spricht auch die Geschichte. Ich erinnere Sie daran, dass schon Cromwell während der Kriege zwischen Spanien und Frankreich im 17. Jahrhundert freien Handel mit den spanischen Colonien verlangte. Damals waren Mittel- und Südamerika durch das bekannte, ausschliesslich zu Gunsten des Mutterlandes festgestellte Colonialsystem mit Spanien und Portugal verbunden, es durften nur spanische und portugiesische Waaren dort verkauft werden, es war eine Art Prohibitivsystem zu Gunsten des Mutterlandes. Die Fahne der Freiheit schwingend, hat nun England zu Anfang dieses Jahrhunderts dieses System sprengen geholfen, es hat sich dadurch den Absatz seiner Erzeugnisse in diesen Colonien gesichert, sogar ohne dabei die Mühe zu übernehmen, diese unruhigen Länder zu verwalten, das hat es den Leuten selbst überlassen. Diese Vortheile wird sich also England nicht nehmen lassen und es wird darin von anderen europäischen Mächten unterstützt werden, die Alle die amerikanischen Märkte nicht entbehren können.

Ich war so frei, die grossen Vereinigungen, die ich bisher genannt habe, Ihnen hier in Ziffer vorzuführen. Russland und Grossbritannien bestehen schon, d. h. Grossbritannien politisch, wenn auch noch nicht zollpolitisch, Russland aber besteht politisch und zollpolitisch, und bezüglich Amerika haben Sie das Zukunftsproject vor sich, wie ich es gezeichnet habe. Nehmen Sie aber diese Pläne als ausgeführt an, so finden Sie folgende Weltmächte:

1. Grösser-Britannien mit 23 Millionen Quadratkilometer oder 17 Percent der ganzen Erdoberfläche, und einer Bevölkerung von 313 Millionen Menschen, d. h. 21 Percent der gesammten Bevölkerung der Erde;

2. das russische Reich mit 22 Millionen Quadratkilometer oder 16 Percent der Erdoberfläche und 105 Millionen Einwohnern oder 7 Percent der Bevölkerung der Erde;

3. Amerika mit 30 Millionen Quadratkilometer oder 22 Percent der Erdoberfläche und 108 Millionen Einwohnern oder 7 Percent der Bevölkerung.

Sie sehen also, welch' colossale Bünde und Handelsgebiete dies sein würden; das kleinste — Russland — hätte 105 Millionen Einwohner und das grösste — das britische — würde 313 Millionen Einwohner haben.

Nehmen Sie nun diese Reiche einmal festgestellt, weiterentwickelt — und die Gegenwart marschirt ja schnell — so kann es nicht fehlen, dass von dort aus ein sehr gewaltiger Druck ausgeübt wird auf das alte Europa, besonders auf die kleineren Länder und klein sind wir ja im Vergleiche mit jenen Weltmächten Alle — wenn sich nicht die kleinen Länder in irgend einer Weise auch zu Bünden verstehen und zu Zollvereinigungen zusammentreten.

Ich betrete nun etwas das Reich der Zukunft*), bitte aber, mir immerhin zu folgen, weil doch vielleicht diese Ideen in der Zukunft eine gewisse Rolle spielen werden. Ich komme dabei auch auf die wichtige Rolle zu sprechen, die den Franzosen bei diesen handelspolitischen Fragen der Zukunft zukommt. Es ist nämlich die Sache jetzt durch das Eingreifen von Frankreich so brennend geworden — und da komme ich auf das Jahr 1892 zurück. Sie wissen ja, Frankreich war immer die Unruhe in der europäischen Uhr; es hatte eigentlich immer die politische Führung, seitdem das alte deutsche Kaiserthum in Trümmer gegangen war, und diese Führung scheint Frankreich trotz seiner Niederlagen immer noch zu besitzen. Seine Lage ist auch eine so vortheilhafte, die Elemente seiner Bevölkerung sind so entwickelt, seine Production ist eine so vielseitige, seine geistige Thätigkeit eine so regsame, dass es immer die Blicke der Welt auf sich zieht und die Gedanken der Welt bis zu einem gewissen Punkte bestimmt. So scheint es auch jetzt, dass Frankreich wieder eine äusserst wichtige Rolle in allen diesen Combinationen der Zukunft haben wird.

Es ist Ihnen ja bekannt, dass Frankreich in dem Frankfurter Frieden von 1871 mit Deutschland die Clausel der meistbegünstigten Nation ausgetauscht hat. Frankreich ist also genöthigt, jede Zollbegünstigung, die es einer fremden Nation

*) Man beachte, dass dieser Vortrag am 11. März 1889 gehalten wurde.

einräumt, auch dem deutschen Reiche einzuräumen und umgekehrt. Die Franzosen empfinden das nun äusserst übel und suchen sich davon loszumachen. Sie haben diese Clausel XI des Frankfurter Friedens einen „höllischen Pact“ genannt, einen theilweisen Rückgang in ihrer Industrie, der wohl weit mehr ihren überspannten Rüstungen und der beständig dort herrschenden Unruhe zuzuschreiben ist, einfach auf Rechnung dieses Vertrages gesetzt und arbeiten nunmehr mit allen Kräften daran, „den Kopf aus der Schlinge zu ziehen“. Der Frankfurter Vertrag wäre aber nur dadurch zu zerstören, dass sie einen neuen Krieg beginnen, denn der Krieg bricht die alten Verhältnisse; aber kündbar ist dieser Vertrag nicht, die Clausel des Frankfurter Friedens ist eine ewige. Nun versuchen aber die Franzosen jene Clausel dadurch unwirksam zu machen, dass sie überhaupt keine Handelsverträge mehr abschliessen; dann ist ja die Clausel der Meistbegünstigung für Deutschland natürlich werthlos geworden. Sie haben deswegen seit einer Reihe von Jahren begonnen, alle Handels-Verträge nur bis zum Jahre 1892 abzuschliessen, und die anderen Völker, die ja nicht wussten, was 1892 geschieht, sind diesem Beispiele gefolgt, so Spanien, Italien, Rumänien, auch wir haben den Schweizer Vertrag nur bis zum Jahre 1892 abgeschlossen, und die Folge ist, dass nun alle Staaten dem Jahre 1892 mit einer gewissen Beunruhigung entgegensehen und sich fragen: „Was soll an jenem Termin aus unserem ganzen Handel werden und was geschieht überhaupt in diesem Jahre 1892? Wenn man nun aber genauer zusieht und fragt, was Frankreich in 1892 will und vernünftiger Weise wollen kann, so zeigt sich gleich, dass vielleicht die Verhältnisse dann von der Gegenwart nicht ganz so verschieden sein werden als wie die Franzosen sie auffassen und wie sie glauben sie darstellen zu sollen. Denn was können sie machen? Um diese Frage zu beantworten, werfen wir einen Blick auf die zollpolitischen Gepflogenheiten der Franzosen. Sie pflegen nämlich einen hohen Generaltarif aufzustellen; denjenigen Völkern aber, die ihnen entsprechende zollpolitische Vortheile gewähren, denen gewähren auch sie dann einen wesentlich niedrigeren Specialtarif. Von jedem solchen Specialtarif, so erklären die Franzosen, wollen sie künftig absehen; sie wollen nur den Generaltarif gelten lassen und

diesen, um die Einfuhr nach Frankreich aus dem Deutschen Reiche zu treffen, möglichst hoch halten. Nun wohl, das steht in ihrer Macht. Aber kommen sie damit weiter? Diese Frage ist einstweilen zu verneinen. Denn, wie hoch auch der künftige Generaltarif sein mag, den sich die Franzosen geben werden, immer werden sie diesen Generaltarif gegen alle Völker aufrechthalten müssen, und dann ist wieder das Concurrenz-Verhältniss mit Deutschland nicht geändert. Sie haben vielleicht höhere Zölle, aber Deutschland kann seine Waaren zu denselben Zöllen wie etwa England nach Frankreich schicken.

Nun muss ich Sie aber auf einen Punkt aufmerksam machen, der öfter übersehen wird. Dieser Frankfurter Friede enthält nämlich einen Zusatz zu dem Artikel XI, welcher lautet:

> „Jedoch sind ausgenommen von obigem Grundsatze die Begünstigungen, welche eine der vertragschliessenden Parteien durch Handelsverträge anderen Ländern gewährt hat oder gewähren wird, als den folgenden: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Russland."

Sie sehen also, dass immerhin auch der Frankfurter Vertrag den Franzosen eine gewisse Freiheit gewährt, auch ohne dass sie alle Kündigungen bis zum Jahre 1892 gestellt hätten, und namentlich kommt dies in dem Verhältnisse zu Russland in Betracht. Wir Alle haben ja in letzter Zeit wiederholt von einer politischen Annäherung zwischen Frankreich und Russland gehört; ein russisches Anlehen, welches England und Deutschland ausschlugen, ist in Frankreich zu Stande gekommen, dies war der Anlass, um einen Austausch verschiedener Liebenswürdigkeiten anzubieten und namentlich haben auch die russischen Blätter darauf hingewiesen, dass eine handelspolitische Verständigung mit Frankreich möglich wäre. Die „Nowosti" sagen in dieser Beziehung — und das interessirt uns auch in Oesterreich gar sehr: „Wenn der russische Zoll auf französischen Waaren, z. B. auf die s. g. articles de Paris, welche jetzt durch geschmacklose Berliner Fabrikate, Dank ihrer Billigkeit, verdrängt wurden, herabgesetzt würde, so würden weder Wien noch Berlin mit Paris concurriren können." Das russische Blatt führt dann weiter aus, im Hin-

blick auf die gegenwärtige Spannung zwischen Russland und Persien, wo es für Russland von grosser Wichtigkeit sei, dass die in Persien zu bauenden Eisenbahnen sich nicht in englischen Händen befinden, könnte sich ein französisch-russisches Consortium bilden, welches den Bau von Eisenbahnen in Persien sofort in Angriff zu nehmen hätte. Sie sehen also, meine Herren, dass die russischen Blätter schon gewisse Vorschläge dieser Art enthalten; sie versprechen, gegen finanzielle Unterstützung seitens Frankreichs, den Franzosen zollpolitische Vortheile, um ein näheres Verhältniss zwischen Russland und Frankreich anzubahnen. Käme das nun zu Stande, so würde für die mitteleuropäischen Länder, also namentlich für das deutsche Reich, für Oesterreich und Italien, die Länder des Dreibundes, eine sehr schwierige Lage entstehen. Wenn Sie nun bedenken, dass bis dahin auch der grossbritannische Bund sich stark verdichtet hat, dass vielleicht durch Blaine auch der amerikanische Bund in den Anfängen etwas weiter gegriffen hat, obschon ich glaube, dass das nicht ohne Krieg möglich sein wird — aber der Krieg würde wesentlich von Grossbritannien geführt werden müssen und Grossbritannien ist wie jede kaufmännische Nation in einem solchen Falle sehr zuwartend — so würde durch diese grossen Vereinigungen ein ausserordentlich schwerer Druck auf die mitteleuropäischen Länder geübt werden, und diese müssten sich selbst die Frage vorlegen, ob sie nicht in einem Gegenbunde die einzige dauernde Rettung finden können. In einem solchen Falle läge es nun nahe, dass der Dreibund sich zu einer wirthschaftlichen Vereinigung erweitert, und das Bestreben dieser drei Staaten müsste nun dahin gerichtet sein, in eine Verbindung mit denjenigen Ländern — theils als Absatzgebieten, theils als Wegstationen — zu treten, die sich in ähnlicher Vereinzelung befinden und theils aus wirthschaftlichen Gründen, theils aus Furcht vor Verlust ihrer staatlichen und volklichen Eigenart sich nicht wohl dem englischen oder russischen Bunde anschliessen können. Das Nächste in dieser Art nun, wozu Oesterreich sein Beruf seit alter Zeit hinweist, ist eine Vereinigung mit den Balkan-

ländern und mit den türkischen Ländern, wie sie heute noch das Sultanat unter sich vereinigt. Nehmen Sie an, dass den anderen grossen Bünden ein solcher mitteleuropäisch-südöstlicher Bund entgegenträte oder zur Seite träte, dem Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Balkanländer und die türkischen Länder in Vorder-Asien angehören, so würde eine Gemeinschaft entstehen, die zwar in Bezug auf den Flächeninhalt sehr weit hinter den früher erwähnten grossen Gemeinschaften zurückstünde — sie würde nur 3·6 Millionen Quadratkilometer oder 2·7 Percent der Erdoberfläche umfassen — dagegen hätte sie 120 Millionen Einwohner oder 8 Percent der gesammten Bevölkerung der Erde. Wäre aber noch anzunehmen, dass auch die anderen kleineren europäischen Länder sich einer solchen Vereinigung anschliessen würden, also insbesondere die skandinavischen Länder, die Schweiz und Belgien, so würde sich der Bund erweitern auf 170 Millionen Einwohner, sehr gewandter, tüchtiger Männer, die in der Welt ihre Rolle in reichlichem Masse ausfüllen könnten, die aber vor Allem dadurch im Nachtheil sind, dass sie noch in getrennten Staaten leben und durch alte, wenn auch kleinliche Zwiste vielfach verstimmt und getheilt sind.

Ist nun dies etwa ein Phantasiegebilde und soll man deswegen überhaupt nicht weiter davon reden? Das glaube ich nun nicht. Die Welt wird uns bald zu einem guten Theile verschlossen sein, wir werden auf Wände stossen, wo wir sie kaum geahnt haben und wir werden vor der schwierigen Frage stehen, in welcher Weise die Zunahme unserer Bevölkerung sicher erfolgen kann, wieweit unser Export selbst in dem bescheidenen Masse, wie er jetzt besteht, festgehalten werden kann? Wenn aber auch die Frage an Oesterreich-Ungarn, welches aut der Quadratmeile um 1100 Menschen weniger Einwohner hat als Deutschland, vielleicht mit minderer Schärfe herantritt, so ist dies ganz anders für das Deutsche Reich. Ich glaube, dass Deutschland bald in

eine gewisse Beengung kommen wird und dass gerade der starke Aufschwung seiner Industrie und seiner Bevölkerung in jüngster Zeit für Deutschland vielleicht bedeutende Schwierigkeiten im Gefolge haben werden für den Fall, als jene grossen, jetzt im Entstehen begriffenen handelspolitischen Bünde weiter gelangt sein werden, und deshalb tritt — glaube ich — für Deutschland die Nothwendigkeit ein, sich mit den genannten, in ähnlicher Lage befindlichen Ländern zu verständigen.

Die Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen, brauche ich hier nicht weiter zu erwähnen, sie sind Ihnen geläufig. Sie wissen, dass wiederholt Oesterreichs-Ungarns Versuche, auch nur einen Handelsvertrag mit Deutschland abzuschliessen, gescheitert sind; allein das geschah vielleicht eben im Hinblick auf zukünftige Pläne, namentlich auf das Jahr 1892. Mit Annäherung dieses Termines werden — scheint mir — die Stimmungen wesentlich veränderte sein; Deutschland muss dann unbedingt Farbe bekennen, es kann dann nicht mehr die russischen Rohproducte in Concurrenz mit den unserigen aufnehmen. Deutschland muss sich dann mit den Staaten, mit denen es überhaupt gehen will, definitiv einigen, und wenn einmal die grosse Macht und die kluge Diplomatie Deutschlands sich mit der von Oesterreich-Ungarn innig und aufrichtig verständigt hätten und wenn unter den entscheidenden Factoren auf ein Jahrhundert hinaus ein unbedingtes Zusammenstehen gesichert wäre, dann würden — wie mir scheint — alle diese Fragen ein anderes Gesicht bekommen, und dann halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass mit der Zeit eine Art Zollverein mit den südöstlichen Ländern zur Verwirklichung kommt. Diese Länder sind jetzt der Spielball zwischen russischer und englischer Politik, sie sind in unsicheren Verhältnissen, ihre Finanzen sind — theilweise wenigstens, z. B. bei der Türkei — zerrüttet, die anderen sind noch zu jung, um sie zerrüttet zu haben, aber es zeigen sich auch schon Anfänge davon, die sicheren Einkünfte aus einem Zollvereine würden ihnen sehr gefallen, und endlich: Was könnte den Ländern im fernen Südosten Besseres geschehen als der Zufluss von erwerbstüchtiger Bevölkerung, die Deutschland abgeben kann? Denn wenn ich vorher die Ehre hatte zu bemerken, dass die künftigen Weltmächte haben werden:

1. eine starke Industrie, 2. eine starke Landwirthschaft im gemässigten Klima, und 3. tropische Pflanzungen, so werden sie ausserdem noch haben müssen: 4. eine starke Auswanderung, die den entsprechenden Nachschub gibt. Diese Auswanderung haben eigentlich doch nur Grossbritannien und Deutschland. Das ist ein ganz besonders wichtiges Element, welches Deutschland in die Wage werfen kann, welches ihm aber auch so viele Feindschaften erwirbt. Namentlich das heftige Auftreten von Amerika gegen Deutschland ist — wie ich glaube — zum nicht geringen Theile dadurch dictirt, dass es die deutsche Einwanderung fortgeniessen will, ohne sie selbstständig werden zu lassen. Die Amerikaner rechnen, dass jeder Einwanderer mindestens 4000 Mark werth ist, besonders aber der fleissige Deutsche, und dies wollen sie künftig nicht entbehren, denn die riesige Entwicklung Amerikas wäre ohne die Einwanderung nicht entfernt vor sich gegangen. Also dieses Element will man fortdauernd nach Amerika ziehen, will aber um keinen Preis zugeben, dass es sich an andere Länder wende und dort zu einer selbstständigen Entwicklung komme. Umgekehrt wäre diese Auswanderung von jährlich 200.000 rüstigen Leuten ein vorzügliches Element für den mitteleuropäischen Bund und dessen colonisatorische Aufgaben in Vorderasien, und in dieser Beziehung könnte nur Grossbritannien mit demselben concurriren. Ein fünftes Element, welches die künftigen Weltmächte haben müssen, ist der Capitalreichthum, und auch über diese Quelle verfügt ja auch jetzt schon Deutschland in hinreichendem Masse.

Also für ganz aussichtslos möchte ich diese Einigung nicht halten, weil ich glaube, dass alle Länder, die bis jetzt noch einer erträglichen Selbstständigkeit in wirthschaftlicher Hinsicht sich erfreuten, mehr und mehr den von grossen Weltmächten ausgehenden Druck empfinden werden und zwar gerade erst bei grossen Krisen. Namentlich die Engländer wissen das sehr gut zu machen. Bei ihnen gehen die Dinge nie katastrophal vor sich wie in Paris und theilweise in Berlin; Alles geht ruhig mit kaufmännischer Verschwiegenheit, auf einmal sind die Sachen abgemacht, Niemand kann sie ändern, Niemand hat sie bemerkt. So wird auch dieser grossbritannische Bund in Kurzem Thatsache sein; das russische Reich besteht schon, wieweit Amerika mit seinen Bestrebungen

kommt, werden wir vielleicht in den nächsten Jahren erleben, Daher ist es eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, dass die anderen Länder nicht unthätig bleiben. Sollte Frankreich sich nicht ausschliessen und zu diesem mitteleuropäischen Bunde in ein bestimmtes Verhältniss treten, so wird sich derselbe, da dann auch Spanien, Portugal und die Niederlande nicht länger fernbleiben würden, zu einem europäischen Bunde erweitern, und in diesem Falle würde vielleicht im Jahre 1892 an den Verhältnissen, mindestens im Innern des europäischen Bundes, nicht allzuviel geändert und dann, aber auch nur dann, ginge das Kometenjahr vielleicht vorüber, ohne die Erscheinung des grossen Kometen. Allein da setze ich voraus, dass die Franzosen andere Gesinnungen und Stimmungen haben werden, als jetzt, wo sie geneigt scheinen, selbst einer russischen Weltherrschaft die Wege zu ebnen, wenn sie nur ihre kurze Rache befriedigen. Wir Aelteren sind in unseren jüngeren Jahren schon in den Verhandlungen über eine Zolleinigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland gestanden. Es ist doch eine eigene Sache, dass immer wieder ähnliche Gedanken an die Oberfläche treten. Es wäre vielleicht nicht ohne Interesse, wenn unsere Vereinigung diesem Thema künftig einmal eine Sitzung widmete. Ich möchte mich nur darauf beschränken, einige oberflächliche Striche in dieser Beziehung zu zeichnen.

Eine Einigung auch nur mit Differentialzöllen, aber mit wesentlich herabgesetzten Differentialzöllen zwischen dem neuen deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn allein halte ich für unwahrscheinlich aus politischen Gründen und wohl auch aus wirthschaftlichen Gründen. Ich glaube auch, dass diese Einigung, so bedeutend sie an militärischer Kraft ist, doch in wirthschaftlicher Hinsicht einen zu geringen Spielraum gegenüber den grossen Weltmächten gewähren würde. Oesterreich würde immerhin ein gewisses Gefühl der Beängstigung haben, und das müsste um jeden Preis vermieden werden, weil die Politik da auch ihre Rolle mitspielt. Schon der Zutritt von Italien würde die Sache erleichtern, namentlich aber, wenn die südöstlichen Länder sich anschliessen würden. Ich denke mir, dass an dem Bestehenden möglichst wenig gerüttelt werden dürfte. Die österreichische Industrie kann sich nach ihrem heutigen Stande nicht dem ganzen Anpralle

der deutschen Industrie aussetzen. Es müssten also die gegenwärtigen Zölle — vielleicht etwas modificirt in der einen oder anderen Richtung — zunächst erhalten bleiben und in allmäligen Scadenzen fallen. Vielleicht würde sich hier eine Idee bewähren, die mein verehrter Freund Brentano schon erwähnt hat, dass nämlich auch Cartelle zum Ersatz der Zölle eintreten, ich meine da Cartelle, die durch den Staat controlirt und geschützt würden. Ebenso könnte durch Cartelle der Antheil der einzelnen Productionsländer an den weiter zu erwerbenden Märkten gesichert werden, wie es ja schon jetzt bei Cartellen vielfach der Fall ist; unter Kaufleuten lassen sich ja solche Verständigungen immer denken. Ich glaube, dass auf solchem Wege wohl manche Schwierigkeit überwunden werden könnte, die uns jetzt noch vor Augen steht.

Dem Schlusse mich nähernd erlaube ich mir noch auf Eines zurückzukommen.

Meine Herren! Sie finden hier angeschrieben eine Probe aus den Zolltarifen von Oesterreich - Ungarn, Frankreich, Deutschland, Russland, und den Vereinigten Staaten. Ich habe einen Mittelartikel genommen, mittlere Schafwollwaaren, und habe gefragt: Welchen Zoll legen die verschiedenen Länder auf diesen Artikel? Da habe ich gefunden, dass in Oesterreich-Ungarn der Metercentner belegt ist mit fl. 65, d. h. mit 10 Percent des Werthes, in Frankreich zahlt derselbe Artikel fl. 79 oder 12 Percent des Werthes, im deutschen Reiche zahlt er fl. 88 oder 13½ Percent des Werthes — jetzt kommt aber der Sprung: In Russland zahlt er fl. 437 oder 67 Percent des Werthes und in den Vereinigten Staaten fl. 457 oder 70 Percent des Werthes. Wenn man immer nur mit abstracten Begriffen arbeitet und Schutzzoll und Freihandel abwägt, treten vielfach die Bilder nicht in das rechte Licht. Aber wie man einmal auf die Einzelheiten zurückgeht und sie klar prüft, sieht man erst das Richtige, und so sieht man hier den ungeheueren Unterschied zwischen Zoll und Zoll. Es ist ja etwas ganz Anderes, ob von einem Artikel fl. 65 erhoben werden — das könnte allenfalls ein Ausgleich sein für die Steuerlast, Schwierigkeiten des Transports u. s. w. — oder ob derselbe Artikel fl. 457 zahlen muss. Letzteres ist schon ein Zoll, der den Charakter eines Verbotes hat, und hier

sehen Sie auch, wie Russland und die Vereinigten Staaten sich gewaltsam abschliessen, die Zolltarife dieser Länder sind gar nicht mehr auf den Austausch angelegt und beabsichtigen ihn gar nicht, sie wollen sich vollkommen abschliessen, sie möchten am liebsten ihre Grenzen mit Kosaken besetzen und nichts durchlassen. In den Zöllen von 435 und 457 Gulden Gold für einfache Schafwollwaaren — einer Stichprobe des allgemeinen Zolltarifes — sehen Sie schon den russischen Zollbund in aller Schärfe verwirklicht, den amerikanischen im Entstehen begriffen. Und Sie sehen ebensogut, dass, wenn diese Zollsysteme weiter schreiten und successive andere Länder einbeziehen, die Welt endlich verschlossen wird und Jeder sich umsehen muss, wie er sich für seinen Handel, seine Landwirthschaft und Industrie einen Absatz sichert. Und das ist die grosse Frage der Zukunft, bei dieser Frage fliesst die Handelspolitik mit der Politik zusammen. Denn es ist ja gewiss, dass diese ganze Entwickelung sich nicht ohne gewaltsame Ereignisse vollzieht, und mancher Handelspolitiker, der schon das Jahr 1892 in bange Aussicht gefasst hat — und der Herr Handelsminister bemerkte ja selbst am 18. December, er beneide die Herren nicht, welche im Jahre 1892 die Handelspolitik zu machen hätten — wird sich im Inneren sagen: Vielleicht wird die Rolle doch leichter sein als sie jetzt scheint, weil die Verhältnisse durch grosse politische Ereignisse geebnet sein werden. Ob nun das geschehen mag oder nicht — es ist ja immer eine höchst ernste Prüfung — so können wir doch sagen, dass der künftige Friede wesentlich Handelsvertrag sein wird.

Und ich glaube auch fast — natürlich mit der Fehlergrenze, wie sie bei Zukunfts-Gedanken allein statthaft ist — dass doch auch manche Anklänge an dasjenige sich verwirklicht finden werden, was ich heute die Ehre hatte, Ihnen darzulegen. Ich möchte nur, wenn ich mit diesen Gedanken vielleicht etwas zu weit gegangen bin, zu meiner Rechtfertigung das Eine sagen: Es ist ein natürlicher Rückschlag, der sich dabei vollzieht und den Sie vielleicht doch nicht ganz missbilligen werden. Unsere gegenwärtige, speciell unsere österreichische Politik wird ja immer enger und immer kleiner; während die benachbarten Völker sich zusammenballen und die Sonderbildungen auflösen, thun wir das Gegentheil, wir

versinken ja eigentlich in eine Art Kleinstaaterei und gegenseitige Befehdung; jede kleine Nation denkt nur an sich, der Gedanke an Oesterreich findet ja bei der Mehrzahl unserer Politiker kaum mehr seine Vertretung, und Dem entgegenzuwirken ist, glaube ich, nicht ganz unnütz.

Das war ein Grund mehr, warum ich mir die Freiheit nahm, Sie mit etwas grösseren politischen Gebilden zu beschäftigen."

Nachtrag.

An obigen Vortrag knüpfte sich in der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe eine Verhandlung, an welcher sich insbesondere die Herren Professor Dr. Lujo Brentano und Dr. von Dorn betheiligten.

Herr Professor Dr. Lujo Brentano: Der Herr Vortragende hat uns ein Bild von einer grossen Conglomeration von Ländern in wirthschaftlicher Beziehung entworfen, von Conglomerationen grosser Handelsgebiete, die alle die Tendenz haben, eine wirthschaftliche Autarchie zu bilden, d. h. wirthschaftlich in jeder Beziehung sich selbst zu genügen. Am Schlusse seines Vortrages hat er selbst darauf hingewiesen, dass eine derartige Entwicklung nicht blos in wirthschaftlicher sondern auch gleichzeitig in politischer Beziehung Bedeutung habe, und gerade dieser Hinweis ruft auch gewisse Reminiscenzen aus der Vergangenheit wach. In der Vergangenheit haben wir nämlich auch gesehen, wie gleichzeitig mit diesen wirthschaftlichen Verhältnissen, mit der wirthschaftlichen Blüthe, die auf- und abging je nach der Veränderung der allgemeinen Absatzverhältnisse, die politische Stellung der verschiedenen Reiche gewechselt hat. Im 15. Jahrhundert gab es zwei wirthschaftliche Grossmächte, Venedig und Florenz, und sie schienen damals in der europäischen Volkswirthschaft — wenn man für damals dieses Wort gebrauchen darf — allmächtig. Wodurch wurden sie depossedirt? Dadurch, dass infolge der Veränderung des Ganges des Welthandels andere Länder mit weiteren Wirthschaftsgebieten an ihre Stelle traten, Spanien, Holland mit seinem Colonialreiche, Frankreich mit den Colonien, bis England die Führung über-

nahm, welches mit den den Holländern und den Franzosen abgenommenen und den selbstständig gegründeten Colonien sein grosses Weltreich begründet hat. In all' den genannten Ländern sehen wir ferner, dass gleichzeitig mit den Veränderungen in der wirthschaftlichen Stellung nicht blos eine Aenderung in der politischen Machtstellung eintritt — Florenz und Venedig sinken bis zur Bedeutungslosigkeit herab, die Anderen steigen auf — sondern wir sehen zugleich mit der hervorragenden wirthschaftlichen Stellung die höchste Culturblüthe der betreffenden Staaten verbunden, während diejenigen, die wirthschaftlich zurückgehen, auch in civilisatorischer Beziehung auf einen niedrigen Standpunkt herabsinken.

Nun hat uns heute der Herr Vortragende vorgeführt, dass die Zukunft uns drei oder vier grosse Ländergebiete zeigen wird, die in wirthschaftlicher Beziehung prädominirend sein werden: Russland, dann England mit seinen Colonien, die zu einem einheitlichen Reiche, zu einer „imperial federation“ sich verbinden mit einem einheitlichen Wirthschaftsgebiete — nebenbei bemerkt ein Wirthschaftsgebiet, welches dann, wenn es so einheitlich in's Leben tritt, wahrscheinlich schutzzöllnerisch sein wird, denn die Engländer suchen, gedrängt durch die auf dem europäischen Continent gegen sie auftretende Concurrenz, sich wenigstens das zu retten, was ihnen naturgemäss zugewiesen scheint; dann hat der Herr Vortragende von Amerika gesprochen. Dem gegenüber drängt sich natürlich die Frage auf: Wo bleiben denn die deutschen Stämme? Wird für sie die vergangene, insbesondere die letztvergangene Geschichte blos so viel bedeuten wie etwa für Schweden die Zeit vergangener Jahrhunderte, wo es kriegerisch mächtig war und auch vorübergehend eine grosse Machtrolle spielte, die längst der Vergangenheit angehört? Werden die deutschen Stämme in der Zukunft auch auf die Rolle beschränkt sein, die etwa Schweden heute einnimmt in politischer und civilisatorischer Beziehung? Werden wir auf dieses Mass zurückgedrängt sein? Das ist die Frage, die gleichzeitig mit der wirthschaftlichen, die uns heute beschäftigt, mächtig an uns herantritt. Ich glaube mit dem Herrn Vortragenden: Dasjenige, worauf die deutschen Stämme hingewiesen sein werden, wird sein, dass sie sich wirthschaftlich

noch mehr einigen als dies bisher der Fall ist, dass ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollbund entsteht, der sich gleichzeitig zum Mindesten auf die Balkanstaaten, vielleicht auch auf Italien erstreckt, dass auf diese Weise ein Wirthschaftsgebiet gewonnen wird, welches gleichfalls in sich so vielerlei Productionszweigen die Existenz ermöglicht, dass auch hier von einer wirthschaftlichen Autarchie die Rede sein kann, dass also auf diese Weise den deutschen Stämmen die Möglichkeit gewährt wird, sich in dem allgemeinen Anprall, von dem uns heute erzählt worden ist, am Leben zu erhalten, ihre Cultur, ihre politische Stellung mit ihrer wirthschaftlichen zu retten.

Nun hat der Herr Vortragende heute auch die Schwierigkeiten berührt, die dem im Wege stehen, und er sieht diese Schwierigkeiten, wenn ich ihm recht gefolgt bin, in zwei Dingen.

Erstens sieht er sie in dem Art. XI des Frankfurter Friedens, worin sich Deutschland und Frankreich gegenseitig das Recht der meistbegünstigten Nationen einräumen. Dieser Artikel, der damals in den Frieden aufgenommen wurde, um Deutschland gewissermassen den französischen Markt zu sichern, wird in Deutschland längst als etwas sehr drückendes empfunden, und wie wir heute in dem Vortrage des Herrn Dr. Peez gehört haben, ist dies auch ganz begreiflich. Denn derselbe fesselt gewissermassen blos den damaligen Sieger. Nun wäre ja die Möglichkeit — Juristen können bekanntlich sehr viel – zu sagen: Der Art. XI bezieht sich blos auf Handelsverträge, der Zollbund ist kein Handelsvertrag, und wenn wir also einen Zollverein gründen, ist dies nicht mit dem Abschlusse eines Handelsvertrages identisch. Nachdem uns beispielsweise in neuerer Zeit klargemacht worden ist, dass ein Budgetgesetz kein Gesetz ist und sich in jeder Beziehung von anderen Gesetzen unterscheidet, so wird es vielleicht auch Staatsrechtslehrer geben, die das plausibel zu machen verstehen. Immerhin will ich darauf kein grosses Gewicht legen, denn juristische Interpretationen haben in völkerrechtlicher Beziehung noch weniger Werth als im übrigen Leben, und die Möglichkeit würde doch bestehen, dass eine derartige juristische Interpretation schliesslich auf eine solche Aufnahme stösst, dass eine Kriegserklärung die baldige Folge wäre. Ich bin auch

in der That der Meinung, dass dieser Art. XI des Frankfurter Friedens einmal auf diese Weise gelöst werden wird, dass dies höchstens Gegenstand der Erwägung der Diplomatie auf politischem Gebiete ist, und dass — die Dinge können ja ohnedies nicht mehr lange so weiter gehen wie bisher — die Krisis, der wir auf politischem Gebiete sicher entgegentreiben, auch die Lösung dieser Frage bringen wird. Ob dies im Jahre 1892 der Fall sein wird, ist eine Frage, über die man sich nicht ausprechen kann.

Die andere Schwierigkeit, von der der Herr Vortragende gesprochen hat, bezieht sich auf die gegenseitigen wirthschaftlichen Machtverhältnisse der beiden Hauptgebiete — Deutsches Reich und Oesterreich-Ungarn — die als sich einigend gedacht worden sind. Es kann selbstverständlich nicht eine derartige Verbindung oder Annäherung — sei es durch Differentialzoll-Begünstigungen oder wie man sich das sonst im Einzelnen denken mag — stattfinden, bei der die österreichische Industrie irgendwie geopfert würde. Dies ist aus dem einfachen Grunde selbstverständlich, weil Oesterreich-Ungarn sich nicht auf eine derartige Vertragsbasis einlassen kann, aber auch vom reindeutschen Interesse könnte niemals daran gedacht werden. Denn wer sind denn die Industriellen in Oesterreich, die geopfert würden? Es sind ja wesentlich die Deutschen und das eigene deutschnationale Interesse muss davor zurückhalten, auf dieser Basis eine Annäherung herbeizuführen. Es kann also diese Annäherung nur in solcher Weise stattfinden, dass denjenigen Industriezweigen hüben und drüben, die sich durch ein plötzliches Fallen oder eine starke Ermässigung der Zwischenzölle bedroht fühlen würden, gewisse Garantien für die Fortexistenz in dem bisherigen Umfange gewährt würden. Und da bin ich allerdings der Meinung, dass die Cartelle — wir haben über dieses Thema schon so viel gesprochen, dass ich nicht mehr wage, es noch einmal zu berühren — die Möglichkeit geben, als Garantiemittel für solche eventuell bedrohte Industriezweige zu dienen. Selbstverständlich können sich derartige Garantien nicht auf alle Erwerbszweige erstrecken, denn sonst wäre ja der ganze Zweck der Zolleinigung vereitelt. Es kann sich blos um diejenigen Zweige handeln, die hüben und drüben von einer grossen Bedeutung für die politische Existenz des

Staatswesens sind und auf diese Weise erhalten werden können. Wenn wir z. B. sehen, dass in der Eisenindustrie schon heute eine Abmachung besteht, wonach die österreichische Industrie von dem deutschen Markte, die deutsche von dem österreichisch-ungarischen Markte ausgeschlossen ist und wonach ferner die Balkanstaaten, Rumänien, Serbien, Bulgarien in einer ganz bestimmten Weise unter die verschiedenen Eisen-Industriellen vertheilt sind, so ist da gewissermassen eine Form gegeben, die einer weiteren Ausbildung fähig ist — vielleicht, wie Herr Dr. Peez angedeutet hat, mit Dazwischentreten von staatlichen Abmachungen und Garantien. Auf diese Weise könnten wichtige Industriezweige vor einer Schädigung durch einen plötzlichen Zusammenbruch der Zölle bewahrt werden.

Bevor ich schliesse, möchte ich noch einmal auf die grosse politische Bedeutung der Angelegenheit hinweisen. Man hat sich in den letzten Jahren hüben und drüben allgemein gefreut über den völkerrechtlichen Bund, der zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn nunmehr besteht und der so lange Zeit in der Vergangenheit bestanden hat. Dieser Bund steht aber auf einer schwachen Basis, wenn er lediglich von einer vorübergehenden völkerrechtlichen Abmachung abhängig ist. Er wird die Dauer, die wir Alle in beiden Lagern ihm wünschen, erst erlangen, wenn wirklich durch die Schaffung eines einheitlichen Wirthschaftsgebietes auch die Garantie seines dauernden Bestandes gegeben ist."

Herr Dr. von Dorn: „Es wäre in der That ausserordentlich zu wünschen, dass die Ideen, welche Herr Dr. Peez uns entwickelt hat, wirklich zur Ausführung kommen. Allerdings scheinen mir grosse Schwierigkeiten entgegenzustehen. Die ganze Denkweise der gegenwärtigen Generation, der herrschenden Kreise in Europa, ist gar keine wirthschaftliche, sondern richtet sich auf den Kampf um die Macht, und zwar um die exclusive Macht. Sie finden in Europa den Nationalitätenstreit auf grossen Gebieten und bei uns finden Sie den Nationalitätenstreit auf kleinen Gebieten. Dies sind keine politischen Differenzen, für welche sich eine Vermittlung und Ausgleichung finden lassen kann, sondern das sind Fragen der Exclusivität, eine nationale Politik ist nothwendigerweise eine exclusive Politik. Gleichzeitig finden Sie

überall das Bestreben, die Rüstungen zu verstärken und die Macht der Regierungen zu heben, und der Hauptzweck, welchen das führende Reich und in demselben der führende Staatsmann mit dem Protectionismus und all' dem verfolgt, ist nach meiner Ansicht weniger der wirthschaftliche Vortheil, welcher für einzelne Kreise damit verbunden ist; sie werden ja gerne in den Kauf genommen, aber die Hauptsache ist ihm, die Macht des Centrums, der Regierung, zu stärken einerseits und andererseits immer mehr Geld für Rüstungen herauszuschlagen.

Nun hat auch schon Herr Dr. Peez darauf hingewiesen, dass England namentlich wirthschaftlich so gross geworden ist, weil der Continent immer in Kriegen zerklüftet war. Im Augenblicke haben wir zwar keine kriegerische Zerklüftung, aber wir haben die fortwährenden Vorbereitungen zu einer solchen, der heutige Friede kostet viel mehr als die Kriege früherer Jahre gekostet haben und das ist unser Hauptnachtheil gegenüber Amerika, welches bekanntlich für Rüstungszwecke nur ausserordentlich wenige Kosten hat. Ich fürchte, dass es schwer sein wird, die europäischen Nationen oder Staaten, so lange es ihnen nicht noch schlechter geht als heute, zu einer Vereinbarung, zu einem Zollcartell untereinander zu bringen, welches ihnen allerdings eine bedeutend bessere Existenz sichern würde.

Was die Frage des Verhältnisses zwischen Frankreich und Russland betrifft, will ich in erster Linie hervorheben, dass es nach meiner Ansicht viel besser wäre, wenn in diesen europäischen Zollbund Frankreich mit einbezogen werden könnte; denn schliesslich ist doch Frankreich ein Hauptfactor der europäischen Civilisation, und es würde ein viel homogenerer Körper werden, wenn Frankreich in diesen Zollbund inbegriffen wäre. Eine handelspolitische Annäherung zwischen Frankreich und Russland, von welcher Herr Dr. Peez gesprochen hat, ist eigentlich angesichts der übrigen Verhältnisse eine unnatürliche Verbindung, welche ausschliesslich einen politischen Charakter haben und ausschliesslich dem Bestreben Frankreichs entspringen würde, Deutschland möglichst unangenehm zu sein. Vielleicht werden sich diese Verhältnisse mit der Zeit ändern. Ob aber bis zum Jahre 1892 bereits ein solcher Umschwung in den Ansichten Europas

und der herrschenden Kreise eingetreten sein wird, welcher dazu nothwendig ist, um eine solche Einigung auf wirthschaftlicher Basis mit hauptsächlich und in erster Linie wirthschaftlichen Zwecken und Zielen zu begründen — daran — glaube ich — müssen wir leider sehr bedeutend zweifeln. Dass es geschehen möge, kann ich nur auf das Herzlichste wünschen."

II.

Der all-amerikanische Tag 1889/90 und seine Bedeutung für Europa.

Vortrag, gehalten in der XV. Plenarversammlung der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe am 14. April 1890.

Vorsitzender: Dr. von Inama-Sternegg. Schriftführer: Dr. Ritter von Dorn.

Vorsitzender: Meine Herren! Die kleine Verschiebung, welche unsere Plenarversammlung erfahren musste, ist hoffentlich vollkommen dadurch wettgemacht, dass wir heute das Vergnügen haben werden, Herrn Dr. Peez zu hören, welcher uns aus dem reichen Schatze seiner Beobachtungen und Erfahrungen ein Capitel vortragen wird, dessen Bedeutung für die Welt, für Europa und wohl auch speciell für uns gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann . . . .

Herr Dr. Peez: Meine Herren! Durch die wechselvollen Bilder der europäischen äusseren Lage zerstreut, in regelmässigen Zeiträumen und sonst fast täglich zu staatsrechtlichen und wirthschaftlichen Auseinandersetzungen mit unseren ungarischen Reichsgenossen verurtheilt, diesseits mit unseren anscheinend endlosen und nie zu einer klaren Lösung gelangenden inneren Wirren beschäftigt und im kleineren Kreise mit dem nie rastenden Getriebe verfrühter und oft missverstandener Selbstregierung schmerzlich unterhalten — vergessen wir oft zu sehr, dass jenseits des Weltmeeres eine riesige Macht heranwächst, welche in geometrischem Verhältnisse steigt, während wir höchstens in arithmetischem Verhältnisse zunehmen.

Dies Vergessen ist umso unberechtigter, als die Ver einigten Staaten von Nordamerika — denn von diesen ist die Rede — bereits wiederholt und zwar zunächst in wirthschaftlicher Hinsicht, ihre grosse Gewalt den alten Welttheil haben empfinden lassen.

Wer hat zuerst Getreide, Mehl und Fleisch zu einem Gegenstande des Welthandels gemacht? Wer hat diese Erzeugnisse in Massen nach Europa geschafft und dadurch in ganz Europa einerseits die Ernährung erleichtert aber auch die Grundrente gedrückt, den Grundbesitz geschwächt, den Bauernstand erschüttert, Agrarzölle hervorgerufen und dadurch zu dem heute in ganz Europa herrschenden handelspolitischen Systeme den mächtigsten Anstoss gegeben?

Ich frage weiter: wer hat mit seiner, in der bisherigen Geschichte unerhörten Massenerzeugung von Silber das ganze bisherige, auf dreitausendjährige, bergmännische Erfahrungen Europas und Vorderasiens gegründete Werthverhältniss zwischen Gold und Silber zerstört und dadurch die heutigen Wirren auf dem Gebiete der Währung verursacht?

Mit seinen landwirthschaftlichen wie seinen metallischen Massenproducten hat Nordamerika die althergebrachte europäische Ordnung aufgerollt. Und wenn es uns beunruhigte, indem es uns g a b, wie wird es erst auf uns wirken, wenn es uns n i m m t — wenn es nämlich die Märkte uns nimmt, die wir bisher in Süd- und Mittel-Amerika gefunden und besessen haben?

Hiermit sind wir, geehrte Versammlung, bereits bei dem all-amerikanischen Tage angekommen, der seit Herbst 1889 bis in das Frühjahr 1890 in Washington Berathungen pflog, und über dessen Verlauf und Ergebnisse, wenn sie sich auch heute noch nicht ganz übersehen lassen, ich Ihnen einige Mittheilungen zu machen versuchen werde.

Der Tag von 1889 ist nicht die erste Vereinigung dieser Art. Bald nach den Aufständen und Kämpfen, worin die süd- und mittelamerikanischen Länder ihre Unabhängigkeit von Spanien und Portugal erworben, traten Abgeordnete der neu entstandenen Staaten im Jahre 1825 zu einem Congresse in Panama zusammen. Gegenstand der Berathungen waren die Beziehungen dieser Staaten zum europäischen Mutterlande. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren zwar gleich

falls eingeladen worden, allein sie ernannten und entsendeten ihren Vertreter sehr spät, und dann war er ein stummer Zeuge bei den Berathungen. Diese zögernde Haltung entsprang aus dem Misstrauen der damaligen Sclavenstaaten der Union, welche als Folge der von Bolivar's Nachfolgern geplanten Losreissung Cubas und Porto Rico's vom Mutterlande Spanien eine nachtheilige Rückwirkung auf ihre sogenannte „heimische Institution", d. h. die Sclaverei fürchteten, wozu noch die Besorgniss vorsichtiger Staatsmänner der Union vor Verwicklungen mit Europa hinzutrat, für den Fall nämlich, dass auf dem Tage in Panama das damals beabsichtigte Schutz- und Trutzbündniss unter den Gesammtstaaten der neuen Welt zu Stande käme.

Ganz neu, wie man sieht, sind also die dem gesammtamerikanischen Congresse von 1889 zu Grunde liegenden Bestrebungen nicht. Wie sehr sich aber seit 1825 die Verhältnisse geändert haben, ergibt sich daraus, dass es gegenwärtig gerade die Nordamerikaner sind, von welchen die Einigungsversuche ausgehen. Schon unter Garfield's Präsidentschaft im Jahre 1881 trat der damalige Unterstaatssecretär Blaine mit solchen Anträgen hervor; unter Arthur ruhten sie, aber Cleveland, obwohl von den Demokraten gewählt, nahm sie gegen Ende seiner Präsidentschaft wieder auf, und als Cleveland's Nachfolger, der Republikaner Harrison, wiederum Mr. Blaine zum Unterstaatssecretär machte, erfolgten bald darauf die Einladungen an die mittel- und südamerikanischen Staaten. Wie man sieht, begegneten sich bis zu einem gewissen Punkte Demokraten und Republikaner bei der all-amerikanischen Bestrebung; doch legen ihr die Demokraten nicht dieselbe Bedeutung bei, wie die Republikaner, indem sie sagen, die Bewegung sei verfrüht und es hätte eine Ermässigung des Hochschutzzollsystems der Union vorausgehen müssen. Indess haben sich auch Demokraten als Vertreter der Union zum „Tage" wählen lassen; unter den 10 Abgeordneten sind 4 Demokraten, freilich gerade solche Mitglieder, welche strenge Schutzzöllner sind.

Das Programm, auf Grund dessen die Einladung erfolgte, war sehr gemässigt und vorsichtig abgefasst: es sprach im Allgemeinen von einer „Verbesserung und Verstärkung der Handelsbeziehungen unter den amerikanischen Staaten". Die

Einladungen wurden angenommen, und die Vertreter Gesammt-Amerikas oder, wie die etwas schwunghaftere Wendung heisst, „der drei Amerika“ versammelten sich am 1. October 1889 in Washington. Die Nordamerikaner hatten dabei gleich den Kummer zu hören, dass einige der südamerikanischen Abgeordneten, der rascheren und besseren Reisegelegenheit halber, die Reise nach Nordamerika über Europa gemacht hatten. Von den amerikanischen Ländern waren Canada, Cuba, überhaupt die mit Europa in staatlicher Verbindung stehenden Länder weder eingeladen noch erschienen. Es waren daher auf dem Tage 17 Staaten vertreten, welche zusammen ein Gebiet von rund 31 Millionen Geviert-Kilometer und eine Bevölkerung von 120 Millionen Menschen besitzen, von welchen letzteren rund 60 Millionen in der Union leben.

Der Unterstaatssecretär Blaine eröffnete am 1. October den Tag mit einer sehr wohl überlegten und massvollen Rede. Blaine ward zum Obmann gewählt, dann vertagte sich die Versammlung bis zum November, indem die Absicht war, „den Abgeordneten der latino-amerikanischen Rasse die gewaltige Entfaltung von Kräften zu zeigen, sowie die Unsumme (vastness) von Hilfsmitteln, über welche die Union verfügt“. Dies sollte auf einer Reise durch die wichtigsten Städte und Industriebezirke des Ostens erzielt werden. Die Abgeordneten reisten als Gäste der Union, und Alles war für ihre Bequemlichkeit vorgesehen. Vier prächtige Pullman-Wagen wurden für sie bereitgestellt. Jeder Wagen war einem eigenen Aufseher und der ganze Zug einem Reisemarschall untergeordnet. Unter den Aufsehern befanden sich zwei Officiere. Das ganze Reisegepäck ward aus den Gasthöfen in die Züge und aus den Zügen in die Gasthöfe versorgt; um nichts hatten sich die Reisenden zu kümmern, nicht einmal um die frische Wäsche. In den Wagen standen Baderäume zur Verfügung und fünf Träger und vier Köche waren stets dienstbereit. Ein eigener Ingenieur überwachte die elektrische Beleuchtung. Die Reisegesellschaft bestand aus 65 Personen, von denen nur 15 Abgeordnete, der Rest Begleiter waren.

Zuerst ging die Reise nach Westpoint, wo sich die bekannte Kriegsschule der Vereinigten Staaten befindet. Hier durften die Abgeordneten zusehen, wie grosse Gemälde von den Feldobersten des Krieges von 1863, von Grant, Sherman

und Sheridan enthüllt wurden. Man besuchte nun die dichtbevölkerten und gewerbereichen Städte von Massachusets und Maine, sah den Niagarafall, warf einen Blick auf Chicago, St. Paul, Omaha, die Mississippi-Staaten und Pensylvanien. Die südlichen Staaten nahmen es fast übel, dass sie nicht berührt wurden. Aus Californien kam den Reisenden bis Omaha am Missouri ein mit Früchten und Weinen beladener Wagen entgegen. In der Waffenfabrik des Bundes zu Springfield hatte man ihnen erlesene Jagdmesser überreicht. Wo der Zug einlief, wurden die Gäste feierlich empfangen, nach ihren Gasthöfen geleitet, dann nach dem Stadthause geführt, wo das wohlvorbereitete Bankett stattfand. In Festreden und Zeitungen ward zuweilen ein hoher und starker Ton angeschlagen. Als die Reisenden in Chicago ankamen, sagte die „Tribune" (20 October 1889): „Vor fünfzig Jahren war die Stelle, wo unsere Stadt steht, ein hässlicher Sumpf. Heute ist unsere Stadt das Herz des republikanischen Amerika, der Sitz einer kraftvollen, unternehmenden, vorwärts drängenden Bevölkerung von 1,200.000 Köpfen, die zweite Stadt des Landes, die London und Paris als ihres gleichen begrüsst; Mittelpunkt eines Eisenbahnnetzes von 40.000 Meilen, im Besitze von 23 Banken und einem Gesammthandel von 1123 Millionen Dollars im Jahre. Alle Völker der Erde sind hier durch Nachkommen vertreten, besonders aber Grossbritannien, Deutschland, Frankreich, Skandinavien, Oesterreich, Italien und Spanien. Wenn sich unsere Gäste bei uns umsehen, werden sie finden: den ausgedehntesten und werthvollsten Productenhandel der Welt, die grössten Fabriken von Nährmitteln in der Welt, die Tonhalle als grössten öffentlichen Saal der Welt, den Vorort Pullman als Muster einer Arbeiterstadt, die grössten Läden in der Welt, die neue und prächtige Douglas Schule, und nicht weit von Chicago das Gut Oaklawn, die grösste Unternehmung für Pferdezucht in der Welt." Jede von den Reisenden besuchte Stadt suchte sich von der besten Seite zu zeigen. Die nordamerikanische Gastfreundschaft erglänzte in hellem Lichte. Fast ward den Abgeordneten des Guten zuviel. Sechzig Meilen die Stunde fahren, Tag und Nacht; überall gefeiert werden, die Ermüdeten von immer neuen Rüstigen; Reden anhören, Reden halten, durch die Fabriken geschleift werden und immer bewundern sollen —

das setzte die Geduld der lebhaften Südländer auf eine harte Probe! Auch an heiteren Vorfällen fehlte es nicht. Wie das Chicago Journal vom 15. October vorigen Jahres erzählte, hatten die schon ermüdeten Reisenden, als sie sich der Stadt Detroit in Michigan näherten, telegraphisch den Wunsch ausgesprochen, man möge ihnen „nur das wirklich Schönste" zeigen. Daraufhin hatte der artige Bürgermeister 200 Damen von Detroit eingeladen, die auf dem Bahnhofe den ankommenden Zug begrüssten, und die Gäste waren genöthigt einzugestehen, dass nie eine Bitte wortgetreuer und anmuthiger erfüllt ward. Viel gelacht ward auch auf Kosten des Oberpostmeisters Wanemaker, welcher die Gelegenheit eines Besuches der Gäste in Philadelphia wahrnahm, um ihnen „Wanemaker's billigste Hosen der Welt" anzuempfehlen. Bei Banketten waren oft europäische Weine verpönt, doch erkannten die Reisenden sehr wohl, dass sich bei einem Festmahle in Vermont unter der Maske von „New-Hampshire Ginger Ale" der wohlbekannte Europäer „Sherry" verbarg. Indess, die grossen, lebengefüllten Städte, die zahllosen Bahnen, die dichtgesäten Fabriken und Werke, die stattlichen Bauten und das rastlose geschäftliche Treiben verfehlten nicht eines starken Eindruckes auf die Abordnung. Ob jedoch der tiefere Zweck, der mit der Reise verbunden war, in Erfüllung ging, steht dahin; diesen Zweck sprach die New-York „Tribune" vom 10. October 1889 sehr deutlich aus in den Worten: „Die südamerikanischen Abgeordneten empfangen auf der Reise einen fortlaufenden Unterricht über die Erfolge des Schutzzollsystems, und sie werden nach Washington zurückkehren, überzeugt, dass der Zollverein zwischen den drei Amerika auf Hochschutzzoll-Vertheidigung gegen Europa gegründet werden muss!" Im Gegensatz zu diesem Satze, welcher wohl den letzten Gedanken Mr. Blaine's hinsichtlich des Tagens der drei Amerika ausplauderte, hatte freilich der demokratische Gouverneur des Staates New-York, Mr. Hill, in Albany den Südamerikanern zugerufen, „dass sie keine Vortheile von einer Vereinigung zu hoffen hätten, so lange nicht die chinesische Mauer, welche die Union umgibt, gebrochen ist".

Nach vierzigtägiger Reise nach Washington zurückgekehrt, haben dann erst die Abgeordneten mit ihren Verhandlungen ernstlich begonnen. Auf Antrag der Vertreter

der Vereinigten Staaten ward Geheimhaltung beschlossen, und der Europäer staunt, wenn er bemerkt, wie ruhig die hundertäugige und sonst in alle Poren eindringende Presse der Union diesen Beschluss hinnahm. Ja, später sprach dieselbe Presse das Bedauern aus, dass die Führung eines genauen Protokolles beschlossen ward, denn von diesem Augenblicke an sprachen die Abgeordneten „für die Gallerie“; statt sachlicher Darlegungen erfolgten tönende Reden, wobei Einer den Andern an schillerndem Pathos und nur dem Augenblicke huldigendem Patriotismus zu überbieten suchte. Der Hinblick auf die spätere Veröffentlichung der Protokolle in ihren Heimatländern genügte, um für die süd- und mittel-amerikanischen Abgeordneten einen neuen Standpunkt zu schaffen.

Inzwischen waren von dem Staatssecretariat der Vereinigten Staaten die statistischen Unterlagen erhoben und zusammengestellt worden. Sie gelangten im „Tage“ zur Vorlage. Einiges hat allgemeineres Interesse.

Auf der englischen Geviertmeile leben in Süd- und Mittelamerika durchschnittlich 6 Einwohner, in den Vereinigten Staaten 18, in Europa 80. Freilich ein schöner Ellenbogenraum jenseits des Weltmeeres!

In früherer Zeit hat man Chili als den zukunftsreichsten Kern Südamerikas bezeichnet. In der That gilt aber jetzt Argentinien als der Riese in der Wiege. Während der Handel Chili's seit 1870 bis 1887 um 62 Percent zunahm, wuchs der Handel Argentinien's um fast 200 Percent (Brasilien's um 33 Percent, der Vereinigten Staaten um 55 Percent).

Die statistische Arbeit des Staatssecretariates enthält ferner genaue Angaben über den Verkehr der mittel- und südamerikanischen Staaten einerseits mit den Vereinigten Staaten, andererseits mit Europa. Die stets wiederkehrende Beschwerde der Nordamerikaner geht nun dahin, dass die beiden „andern Amerika“ zwar sehr viel Waare in die Vereinigten Staaten schicken, aber nur sehr wenig von dort nehmen, während sie umgekehrt von Europa sehr viel Waare nehmen, aber weniger dahin schicken. Im Allgemeinen, um nicht zu tief in die Ziffern einzugehen, liegt das Verhältniss wie folgt: Europäische, zumeist englische Schiffe, kommen, mit den Fabrikaten und Luxusartikeln Europas beladen, nach Süd- und Mittelamerika, nehmen dort südamerikanische Rohstoffe oder Gewürze an Bord, geben

einen Theil dieser Waare in den Vereinigten Staaten ab und führen den andern Theil (ergänzt durch nordamerikanische Rohstoffe, Nahrungsmittel oder Beleuchtungsstoffe) nach Europa. Diese in der Natur der Erzeugnisse und Märkte begründeten „Dreihandel“ möchten nun die Vereinigten Staaten auf einen „Zweihandel“ verkürzen.

Sie sagen: wenn ihr Südamerikaner euren Kaffee, eure Häute und Wolle sowie eueren Zucker an uns absetzen wollt, so nehmet auch von uns eueren Bedarf an Gewerbswaaren. „Im Jahre 1888 haben wir (so sagte die Philadelphia „Press“ vom 28. October 1889) von Südamerika für 181 Millionen Dollars Waaren genommen, Grossbritannien nur für 61 Millionen. Dagegen verkauften wir nach dort für 71 Millionen, dagegen Grossbritannien allein für 116 Millionen. Berücksichtigt man Brasilien allein, so kauft England von da nur die Hälfte von unserem Antheil, dagegen verkauft es an Brasilien fast sechsmal soviel, als wir. An Baumwollwaaren allein schickt England für 14 Millionen Dollars nach Brasilien, wir für etwas über $^1/_2$ Million, und noch dazu ist die rohe Baumwolle, die England verarbeitete, wahrscheinlich in der Union gewachsen! Das ist absurd!“

Die Philadelphia „Press“ und ihre Colleginnen, die für das gegenwärtige Hochschutzzollsystem der Union eintreten, sind natürlich nicht so thöricht, um nicht zu wissen, wo der fehlerhafte Punkt ihrer Beweisführung steckt. Aber wenn auch sie die Augen schliessen, so rufen ihnen die Blätter der demokratischen Partei, die Blätter, die enger mit den landwirthschaftlichen und Handels-Interessen verknüpft sind, laut genug zu: „die Südamerikaner kaufen unsere Gewerbswaaren aus dem Grunde nicht, weil letztere um 50 bis 80 Percent theuerer sind, als die europäischen!“ Und hatte nicht Gouverneur Hill dasselbe gesagt?

Doch kehren wir nun zu dem „Tage“ zurück.

Als die Verhandlungen wieder begonnen hatten, legte der Unterstaatssecretär der Vereinigten Staaten ein erweitertes Programm vor, welches sechs Punkte enthielt: 1. Massregeln, bezweckend Sicherung des Friedens und Wohlstandsvermehrung unter den amerikanischen Staaten; 2. Errichtung eines amerikanischen Zollvereins; 3. und 4. Verbesserung der Verkehrsmittel zwischen Nord und Süd; 5. Vorschläge zu einer gleich-

mässigen Gestaltung von Mass und Gewicht; 6. Gemeinsame Silbermünze.

Ueber diese sechs Punkte wurden nun von den Abgeordneten Verhandlungen gepflogen. Die Besprechungen waren geheim; doch ist den öffentlichen Blättern zeitweise eine Mittheilung zugeflossen, wir sind daher jetzt schon in der Lage, uns ein Urtheil zu bilden. Das Ergebniss lässt sich ungefähr dahin zusammenfassen:

1. Massregeln, bezweckend Sicherung des Friedens unter den amerikanischen Staaten.

Wenn man sich des Vertilgungskrieges erinnert, den vor einem Jahrzehnt Brasilien und Chili gegen Paraguay führten, so liegt der Gedanke eines Schiedsgerichtes nahe. Bei dem all-amerikanischen Tage aber bestand die Schwierigkeit, dass die Abgeordneten von Chili den strengen Auftrag mitbrachten, in keine, die souveränen Rechte ihres Staates berührenden Verhandlungen einzutreten. Sie weigerten sich daher der Besprechung über ein Schiedsgericht. Nachdem jedoch der Telegraph lang und ausführlich gespielt, ward dies Hinderniss behoben.

Der Unterstaatssecretär Blaine selbst hatte den Antrag auf ein all-amerikanisches Schiedsgericht gestellt. Auch wollte er sich nicht mit einem allgemein lautenden Beschlusse begnügen, sondern wünschte bestimmt ausgesprochen drei Grundsätze: „Allgemeinheit des Schiedsgerichtes, d. i. auf alle Fälle sich erstreckend; bindende Wirkung seiner Sprüche; rein amerikanische Zusammensetzung des Gerichtes. Ursprünglich soll Blaine ein grosses, feierliches und dauerndes Tribunal mit dem Sitze in Washington beabsichtigt haben. Damit konnte er jedoch nicht durchdringen. Aber auch jene drei Punkte stiessen auf unüberwindlichen Widerstand: Derselbe ging begreiflich von den grösseren Staaten, von Mexiko, Chili und Argentinien aus. Mr. Blaine lud deren Vertreter einzeln zu sich und gab ihnen die besten Worte, eine ganze Woche lang beschäftigte er sich mit dieser Angelegenheit. Aber zur Stunde sind die drei Punkte noch nicht angenommen.

Sollte auch nur eine allgemeinere Form beliebt werden, so hätte gleichwohl die Empfehlung eines all-amerikanischen Schiedsgerichtes durch den „Tag“ eine grosse Bedeutung. Wahrscheinich würde ihr bei den finanziell ungünstiger ge-

stellten Staaten die Entwaffnung folgen, während die Vereinigten Staaten des Nordens bekanntlich gerade in jüngster Zeit ihre Kriegsflotte bedeutend vermehrt haben.

2. Massregeln für Errichtung eines all-amerikanischen Zollvereins. Die erste Absicht war auf Bildung eines gegen Europa durch Hochschutz abgeschlossenen Zollbundes gerichtet. Dieser Gedanke ward als zunächst unausführbar fallen gelassen. Dann erwog man die Möglichkeit, dass bestimmte Waaren, wenn aus amerikanischen Staaten stammend, zollbegünstigt oder zollfrei eingeführt würden. So bezieht bis jetzt die Union etwa 66 Percent ihrer ungeheueren Einfuhr an Zucker (30 Millionen Zollcentner) aus englischen oder spanischen Colonien. Nur $3^1/_4$ Millionen kommen aus Brasilien. Würden nun Brasilien und die amerikanischen Länder überhaupt, wie es Hawai bereits darf, ihren Zucker zollfrei nach den Vereinigten Staaten senden können, so müsste sich dieser Handel mächtig entwickeln. Zugleich würde ein solches Differentialzollsystem in den ungünstiger behandelten Ländern der Zuckererzeugung, insbesondere in Cuba, den Gedanken des Anschlusses an die Union sehr befördern. Es ist also vorgeschlagen worden, dass die Union amerikanischen Zucker zollfrei machen, und ebenso die südamerikanischen Staaten die Brodstoffe und das Erdöl der Vereinigten Staaten zollfrei zulassen sollten. Man gelangte somit zur Erwägung von Gegenseitigkeitsverträgen unter den einzelnen Staaten, insbesondere fand zwischen Vertretern Argentiniens und der Union eine Besprechung statt, „wobei es sich jedoch herausstellte, dass die Vereinigten Staaten die von Argentinien gewünschte Zollfreiheit für Wolle nicht bewilligen könnten, ohne hr ganzes Tarifsystem über den Haufen zu werfen.“ (New-Yorker Staatszeitung vom 22. Februar.) Nichtsdestoweniger dürfte eine den Abschluss von Gegenseitigkeitsverträgen empfehlende Resolution zur Annahme gelangen. Ebenso eine andere, dahin gehend, dass die Wortfassung (der Text) der Zolltarife aller amerikanischen Länder möglichst einheitliche Ausdrücke enthalte hinsichtlich Waarenbezeichnung u. s. w. und zwar in englischer, portugiesischer und spanischer Sprache.

3. und 4. Anträge auf Verbesserung der Verkehrsmittel zwischen Nord und Süd. Hier wurden die Dampferverbindungen zur See, dann die Eisenbahnen in Erwägung gezogen.

Von den Vertretern der Union ward geklagt, der ganze Schifffahrtsverkehr Süd- und Mittelamerikas liege in europäischen Händen; neben den europäischen Dampferlinien arbeiten noch die „Tramp-Dampfer", die sich dort anbieten, wo Fracht winkt. Der Seeverkehr der Union mit Südamerika sei nicht bedeutend, was sich daraus erkläre, dass die europäischen Dampferlinien staatliche Unterstützung genössen; wenn nun Amerika sich zu ähnlichen Unterstützungen verpflichte, so werde ihm dieser Verkehr zufallen.

In der That erwiesen sich die südamerikanischen Abgeordneten bereit, zwei Dampferlinien staatlich zu fördern, von denen die eine von den östlichen Häfen der Union nach Rio und Buenos Ayres, die andere von Californien nach den Südhäfen des Stillen Meeres streichen sollen. Der Staatszuschuss möge zu gleichen Theilen von Nord und Süd beschafft werden. Ueber die Forderung der Union jedoch, dass die gesammte Flotte unter Unionsflagge segeln solle, entstand Meinungsverschiedenheit, welche den Abschluss der Verhandlungen noch bis zuletzt aufgehalten hat. Wie die neuesten Berichte besagen, verständigte man sich dahin, dass zu der Staatsunterstützung die Vereinigten Staaten 60 Percent, Brasilien 25 Percent, die Argentinische Republik 10 Percent und die übrigen Staaten 5 Percent beitragen sollen.

Was die Bahnverbindungen betrifft, so ist es ein riesenhaftes Project, mit welchem sich der Verkehrsausschuss des all-amerikanischen Tages zu beschäftigen hatte, nämlich die Herstellung einer Eisenbahn durch All-Amerika, so dass von New-York bis Patagonien ein ununterbrochenes Geleise läge. Als Mittelpunkt und nächster Ausgangspunkt ist der Hafen von Cartagena am Caraibischen Meere an der Nordküste des südamerikanischen Staates Columbia in's Auge gefasst. Von hier soll die Südlinie durch das Thal des Magdalena-Stromes auf der östlichen Seite der Anden nach Cuzco in Peru streichen, wo der Anschluss an das gegenwärtige südamerikanische Bahnnetz, das bis Buenos Ayres und noch etwas weiter bis zur patagonischen Grenze reicht, gewonnen wäre.

Nordwärts würde von Cartagena durch Mittel-Amerika und Mexiko der Anschluss an das Bahnnetz der Vereinigten Staaten gesucht werden. Bis diese Linie ausgebaut, würde

eine Anzahl rascher Seedampfer schon in nächster Zeit eine Verbindung durch den Golf von Mexiko und das Caraibische Meer zwischen New-Orleans an der Missisippi-Mündung und Cartagena herstellen.

Die geplante Linie hätte eine Länge von rund 3600 Kilometer. Bedenkt man, dass die Canadische Querbahn 5000 Kilometer, die Nord-Pacificbahn 5300, die Atlantische Pacificbahn 5600 Kilometer misst, dass die von Russland geplante sibirische Bahn 6500 Kilometer haben soll, so wird die Länge der Bahn für den Unternehmungsgeist und das Capital der Nordamerikaner nichts Erschreckendes haben, wenn auch freilich der Weg durch den Isthmus und sodann die Strecke durch Columbia, Ecuador und Peru zu den schwierigsten gehören, welche überhaupt jemals die Thatkraft des Ingenieurs und Capitalisten auf die Probe stellten.

Wäre zunächst mindestens der südliche Theil der Linie fertig, so würde der Reisende, der New-York verlässt, in zwei Tagen entweder in New-Orleans oder in Tampa (Florida) sein können, letzteres ein Hafen, welcher als Ausgangspunkt für den Handel mit Südamerika eine grosse Rolle zu spielen berufen ist. Die Seefahrt nach Cartagena braucht drei Tage, macht also fünf Tage. Dann bis Cerro de Pasco in Peru zwei Tage, bis Cuzco ein Tag, bis Molendo ein Tag, macht also zusammen neun Tage von New-York bis Molendo oder Lima in Peru an der Küste des Stillen Oceans. Von Washington aus würde der Reisende die Bergwerke von Tolima in ebenso viel Kilometer und Stunden erreichen, als jetzt San Francisco, und Cartagena wäre nicht weiter von Washington, als jetzt Mexiko. „Jeder Brief und jeder Erste-Classe Reisende“ — so sagt ein dem „Tage“ vorgelegter Bericht — „aus Europa nach Einem Drittel von Südamerika würde in New-York landen und 1400 Meilen auf unserem Gebiete verweilen müssen. Wenn die Erzählungen von gewissen Bergwerken in Peru wahr sind, dann werden 100.000 junge Männer, aus unseren Südstaaten allein, die Geschichte von 1849 wiederholen und in Peru ein zweites Californien gründen.“ „Gewaltig würde,“ so sagt der „Observer“ von Utica (New-York) vom 2. Jänner, „der Handel gewinnen. Südamerika's Kaffee, Reis, Cacao, Gummi, Wolle, Holz und Erze könnten unter günstigen Bedingungen auf der Schiene in unser Land gehen statt nach England, und als

Rückfracht würde sich für unsere Baumwolle und Eisen ein grosser Markt eröffnen. Sogar starke Verschiffungen europäischer Erzeugnisse würden über New-York nach Südamerika gehen.“ Wie die „Tribune“ von Chicago vom 20. Jänner berichtet, rechnen die Unternehmer, „da die neue Bahn durch eine der malerischesten Gegenden der Welt geht“, darauf, dass schon in fünf Jahren diese Bahn „die Lieblingsbahn der Touristen“ sein wird. „Statt nach Europa wird dann der nordamerikanische Reisende seine Vergnügungsfahrt nach Peru lenken. In New-York nimmt er eine Fahrkarte nach Chicago, von dort nach Mexiko, geht durch die wilde Landschaft der Andes durch Ecuador und Columbia in das Herz von Peru und wendet sich dann wieder östlich, um durch Bolivia entweder Buenos-Ayres oder Rio zu erreichen, von wo die Rückfahrt zur See nach New-York gemacht wird.“ Das Blatt fährt dann fort: „So werden in der Gegenwart gleichzeitig Afrika und Südamerika erschlossen, ersteres für die Civilisation, letzteres für den Handel, und während England bestimmt scheint, das erstere Werk auszuführen, ist die Erschliessung Südamerika's den Vereinigten Staaten vorbehalten.“ Noch wärmer ist die Einbildungskraft des „Inquirer“ von Philadelphia, welcher (Nummer vom 16. Februar) in Cuzco (Peru) bereits das Centrum des südamerikanischen Bahnnetzes von 11.000 Meilen erblickt. Statt Buenos-Ayres und Rio werde künftig der den Vereinigten Staaten zugewandte Hafen von Cartagena der Verschiffungshafen für das Gros des ungeheueren Handels Südamerika's sein.

Ein dies Bahnproject betreffender Beschlussantrag ward am 26. Februar einstimmig angenommen. Danach sollen Project und Pläne von einem Ausschusse von Ingenieuren studirt und entworfen werden. Der Ausschuss soll bestehen aus drei Oberingenieuren als Vertretern der drei Amerika, welche sich nach Bedarf Gehilfen wählen, wobei auch noch die einzelnen Regierungen, dann jedoch auf eigene Kosten, Sondervertreter entsenden können. Wenn die Erhebungen der Ingenieure das Werk als durchführbar erscheinen lassen, soll der Ausschuss über diese Durchführung Vorschläge machen. Die Bahn möge ein privates Unternehmen bleiben, unbeschadet Beiträge der Staaten in Geld oder Land. Es wird dem Unternehmen Steuerfreiheit und Zollfreiheit für seinen

Materialbedarf zugestanden, jedoch Beschaffung des Fahrparkes aus amerikanischen Werkstätten vorbehalten (letzteres ein Antrag Chili's). Die Bahn wird für ewige Zeiten als neutral erklärt, der freie Durchzugsverkehr sichergestellt. Die Kosten der Vorarbeiten werden auf alle betheiligten Staaten nach Massgabe der Kopfzahl vertheilt. Ein späteres Uebereinkommen unter den Staaten soll über Bedingungen der Concession, Aufsicht über den Bau und Betrieb das Nöthige bestimmen. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika bleibt es überlassen, die Ingenieure nach Washington einzuberufen, sobald dieser Beschlussantrag die Zustimmung der Regierungen erhalten haben wird.

Zur Ausführung dieses Planes hat sich bereits eine Gesellschaft, bestehend aus hervorragenden Männern der Union, gebildet, welche eine halbe Million Dollars zur Erkundung der Linie zusammenschoss und auch schon vom Staate Virginia anerkannt wurde.

5. Was die Vorschläge zu einer Gleichgestaltung von Mass und Gewicht betrifft, so beantragt der Sonderausschuss „die Annahme des metrischen Decimalsystems, welches sowohl für den Handel als für die Wissenschaft und Kunst verpflichtend sein soll“. Auch über Handelsmarken und Patentrecht ward eine Einigung erzielt.

6. Um Einheit in das Münzsystem der amerikanischen Staaten zu bringen, stellte Mr. Estee aus Californien, einer der Abgeordneten der Union, den Antrag auf Ausprägung eines all-amerikanischen Silberdollars von 412 Gran und 900 Feingehalt. Die Massregel soll durchgeführt werden von einem ständigen Münzausschusse von drei Vertretern, je einer aus einem Amerika. Die auszuprägenden Summen sind im voraus bestimmt. Der so geschaffene Dollar, welcher nächst dem Bundesabzeichen auch die Marke des prägenden Staates trägt, soll als Münze gesetzlichen Umlauf haben. Dieser allgemeine Münzbund soll schon mit Jänner 1892 in's Leben treten.

Der Antrag des Mr. Estee erhielt eine Erweiterung durch einen Antrag von Mr. S Barton, welcher Verhandlungen empfahl dahingehend, dass der obige Dollar nicht blos für All-Amerika geschaffen werde, sondern auch für England, Deutsches Reich, Oesterreich-Ungarn und die Länder

des lateinischen Münzbundes Geltung erlange als gesetzliche Münze, jedoch nur von 25 Dollars aufwärts. Dieser Dollar sei gleich vier Shilling englisch, vier Mark deutsch, zwei Gulden österreichisch und fünf Francs französisch, italienisch und spanisch. Dadurch werde eine Weltmünze geschaffen, dem Silber ein fester Werth gesichert, den Schwankungen zwischen Gold und Silber ein Ende gemacht.

Es ist klar, dass wir hier Anträgen von gewaltiger Tragweite gegenüberstehen.

Geschwächt wurde die Wahrscheinlichkeit der Annahme dadurch, dass die nordamerikanischen Abgeordneten selbst nicht einig waren. Gegenüber dem Antrage des Herrn Estee erstattete Herr Coolidge von Boston ein Sondergutachten, welches, mit Anspielung auf die mächtigen Silberkönige Californien, erklärt: „es sei allerdings eine schöne Sache für die Länder mit Silberwährung, wenn sie Dollars münzen könnten, die ihnen nur 75 Cents oder noch weniger in Gold kosten, und dann für 100 Cents in den Goldwährungsländern Amerikas und Europas verkauft würden. Das Interesse der Silberbergwerke Californiens und Mexikos habe sich mit dem Interesse der südamerikanischen Silberwährungsländer zu dem Antrage Estee verbündet. Die südamerikanischen Kaufleute würden auf England in Gold ziehen und die nordamerikanische Union müsste, wie der Handel zwischen den drei Ländergruppen nun einmal steht und liegt, an England in Gold zahlen. Die südamerikanischen Länder besässen wenig Gold, sie würden das Gold der Union an sich reissen und schwere Krisen im Norden müssten die Folge sein."

Aber auch aus Südamerika erfolgte Widerspruch gegen den Antrag Estee. Der Vertreter von Uruguay erklärte, sein Land werde keine andere Währung als Gold annehmen. Argentinien beobachtete eine ähnliche Haltung. Nur einzelne mittelamerikanische Staaten sind dem Antrage günstig und so wird für möglich gehalten, dass diese mit der Union ein Sonderabkommen in Bezug auf eine gemeinsame Münze abschliessen. Aber selbst im nordamerikanischen Congresse ist, wie der bezeichnende Ausdruck heisst, die Währungsfrage der „umhergewirbelte Ball", dessen Lauf und Ziel Niemand zu berechnen vermag. Der all-amerikanische Thaler wird daher voraussichtlich noch auf sich warten lassen, aber lange

lässt sich eine Entscheidung der Silberfrage doch nicht mehr hinausschieben und dass eine solche Entscheidung, wobei Amerika jedenfalls mit seiner höchst wichtigen Silbererzeugung rechnen wird, auch jeden Versuch einer Lösung europäischer Währungs- und Valuta-Fragen mächtig berühren wird, das bedarf kaum erst einer besonderen Hervorhebung.

Ueberblickt man nun die bisher erfolgten Beschlüsse des all-amerikanischen Tages, so erscheint das unmittelbare Ergebniss nicht allzu gross, und auch bei den gefassten Beschlüssen ist der Weg bis zur Ausführung weit. Aber doch darf in Europa die ganze Frage wahrlich nicht leicht genommen werden!

Die Zusammenkunft in Washington war schon deshalb von grosser Bedeutung, weil seit 1825 die amerikanischen Staaten insgesammt zum erstenmale wieder sich getroffen haben. Zum erstenmale wieder haben sie ihre Schmerzen sich geklagt, ihre Hoffnungen sich mitgetheilt. Ganz neue Gedanken sind zu Tage getreten.

Beeinträchtigt ward das Ergebniss des all-amerikanischen Tages durch das Parteiwesen der grossen Union selbst. Mr. Blaine, die eigentliche Seele des Ereignisses, hat viele Gegner, und wenn diese auch von jenem unablässigen und aus dem Innersten quellenden persönlichen Hasse nichts merken liessen, womit beispielsweise in Europa Tisza oder Bismarck von politischen Feinden beehrt wurde, so konnten doch schon grundsätzlich die „Demokraten“ den „Republikanern“ nicht einen grossen Erfolg gönnen, wie er doch im Gelingen des Tages gelegen hätte. Sie behandelten Blaine mit Ironie, nannten ihn den „kleinen Bismarck“, den „magnetischen Staatsmann“; sprachen von einem „Judaskuss“, welchen die hochschutzzöllnerische Partei der Republikaner den Schwesterstaaten im Süden beigebracht; meinten, die Südamerikaner würden nicht so dumm sein, ihre Handelsvortheile für gute Mittagessen und zweifelhafte Trinksprüche zu opfern, und verzeichneten nicht ohne Schadenfreude die Thatsache, dass, während der Congress speiste und kneipte (is dining and wining), der Staat Chili mit England einen Subsidienvertrag über eine neue Dampferlinie abschloss. Am schärfsten sprach sich der „New-York Herald“ aus. Er sagte, die Monroe-Lehre habe Reibungen mit Europa verhindern

wollen, nicht sie hervorrufen; Blaine's Erklärung der Monroe-Lehre sei daher „falsch und gefährlich". Den all-amerikanischen Tag nannte er „eine Falle, ein Feuerwerk des elektrischen Staatsmannes, ein glänzendes Stück Wahltaktik im Hinblick auf die nächste Präsidentenwahl." („New-York Herald" vom 10. October v. J.)

In diesen inneren Meinungsaustausch mischten sich bald mächtige Klänge von Aussen. Emilio Castelar war es, der in der „Illustracion Espanola y Americana" von Mr. Blaine sagte: „Mag er seine Gedanken verbergen wie er will, in der Veranlassung des all-amerikanischen Tages muss er ein geheimes Ziel haben. In seinen Träumen sieht schon Mr. Blaine für Gross-Amerika gethan, was Alexander für Gross-Hellas, Cäsar für Gross-Rom, Karl der Grosse für den Katholicismus gethan hat. Und in sich selbst erblickt Mr. Blaine das Werkzeug zur Unterwerfung von zwei Theilen Amerikas unter den dritten." Auf diese, nach Castelar's Art etwas hochtönenden Worte, bemerkte eines der Organe der demokratischen Partei, der „Chicago Herald": „Castelar überschätzt den Kaliber unseres Staatssecretärs. Dieser ist weit entfernt, ein Alexander, Cäsar oder Karl der Grosse zu sein. Er ist vielmehr ein Grosshans (bully) . . . Er verhält sich zu Cäsar wie ein Hühnerdieb zu Capitän Kidd." Aber in den Ländern romanischer Zunge wirkte Castelars Warnung wie ein Trompetenstoss. In den spanischen, portugiesischen und französischen Blättern fand der Brief Castelars ein starkes Echo. In Barcelona ward der Versuch gemacht, eine Gegenbewegung in's Leben zu rufen, welche die Entstehung eines Bundes der hispano-amerikanischen Staaten bezweckte. „Es ist klar", sagte damals der „Philadelphia Record" vom 4. October 1889, „Europa hat diese Bewegung angestiftet". „Europa" soll wohl in diesem Falle „England" heissen; wenigstens schrieben manche amerikanische Blätter den Engländern, die sich, nebenbei bemerkt, sehr ruhig und sehr klug verhielten, eine Menge böser Absichten gegen All-Amerika zu. Grossbritannien ward dabei weidlich gehänselt; Grossbritannien habe aus Handelszwecken die Befreiung der südamerikanischen Staaten seinerzeit angezettelt, und nun sehe es seine Kinder von ihm abfallen; es gehe ihm, „wie der Henne, welche Enteneier ausgebrütet hat, und nun jammernd zusehen muss, wie die jungen Entlein nach dem

Wasser wackeln". Die nordamerikanische Presse wachte über die Aeusserungen europäischer Blätter. Besonders mit spanischen und französischen Zeitungen ward mancher Hieb gewechselt. Von Deutschland hiess es, dass dieses Land „not being in sympathy with the Latin race" nichts beunruhigendes im all-amerikanischen Tage erblicke; man berief sich bei diesem Urtheile vorzugsweise auf Aeusserungen in dem Fachblatte „Stahl und Eisen" wogegen ein Leitartikel im „Vienna Fremdenblatt" theils bestritten, theils wegen einer Aeusserung — der Plan Blaines sei „one of imposing grandeur" — sehr oft angeführt wurde.

Nicht ohne Interesse ist es, auch die Aeusserungen von südamerikanischer Seite zu beobachten. Die südamerikanischen Blätter bewiesen Klugheit und Takt. Sie vermieden jede Beleidigung oder gar Verhöhnung der zuweilen etwas naiven und interessirten Ansprüche der Nordamerikaner, hielten aber an dem Rechte freier Selbstbestimmung ihrer Staaten möglichst fest. Ebenso vorsichtig war das Verhalten der südamerikanischen Abgeordneten. Sie liessen sich bei Banketten feiern und erwiederten das Getute durch noch lauter tönende Trompetenstösse. Als ein Meister in diesem Fache erwies sich ein noch junger Mann, der Schatzsecretär von Columbia, Carlos Martinez Silva. Bei einem Feste in Baltimore erklärte er den all-amerikanischen Tag für „ein Werk des Friedens, der Civilisation und des Fortschrittes". Drei Dinge seien nothwendig, um das Band zwischen den drei Amerika zu festigen: bessere Verkehrsmittel zu Land und zur See, Münzeinheit und Erweiterung des Credites, „jener wundervollen Springfeder, welche Berge versetzt und Erdtheile spaltet. Wir brennen alle vor Verlangen, die Ausstellung der drei Amerika in Chicago im Jahre 1892 zu sehen und ihr Gelingen zu bewundern". Noch voller griff Jose Maria Placido Caamano in die Saiten seiner Leier: „Wir warten nur darauf, das Band mit Ihnen enger zu knüpfen. Ich liebe Eure Eisenbahnen, Eure öffentlichen Gebäude, Eure grossen Staatseinrichtungen und ganz besonders Eure Zeitungen (aha!). Die drei Amerika sollen in Wirklichkeit ein einzig Volk von Brüdern sein!" Nicht mit Unrecht äusserte einmal der Spanier Castelar — und er versteht sich auf Nachtisch-Beredsamkeit — „in derartigen platonischen Höflichkeiten übertrifft keine Race die

unserige.“ Aber bei diesen schwungvollen und artigen Reden hatten die Dons Augen und Ohren offen und hielten auch im engeren Kreise mit ihrem Urtheile nicht zurück. „Ein wenig demüthigend ist die Wahrnehmung – so sagte der „New-York Star“ vom 8. Februar — dass nach all’ unserer verschwenderischen Gastfreundschaft einige südamerikanische Abgeordnete durchaus keinen starken Eindruck von unserem Land und Volk empfangen haben. Einer von ihnen äusserte unlängst, dass zwei Dritttheile unserer Erfolge der Einwanderung zu verdanken seien, und dass ohne diese fremden Elemente die „grosse Republik“ ein recht trokener und betrübter Aufenthaltsort sei. Er gab zu, die Nordamerikaner hätten manche neue Fertigkeiten in Technik und Gewerben eingeführt, aber alle diese Schöpfungen seien übel verwaltet. Unsere Eisenbahnen seien sämmtlich schlecht gebaut und spitzbübisch geleitet und gar nicht bewundernswerth. Unsere Strassen betrachtet er als geradezu gefährlich infolge der Unzahl von Landstreichern, Bettlern und Hausirern.“ Offenbar hatte man in der Union ein so scharfes und kritisches Auge „den Südlichen“ nicht zugetraut und war nun verblüfft. Der Gegensatz zwischen den mehr aristokratisch geschulten Angehörigen der spanischen Race und den Bewohnern der Neu-England-Staaten trat mehrfach hervor. Auch bei den Verhandlungen verlief nicht Alles glatt, wie denn die „Pittsburg Times“ (13. Februar) klagte, einige südamerikanische Vertreter sprächen gerade so, als ob sie von europäischen Regierungen entsendet wären.

Solche Einzelzüge geben ein Bild von den Strömungen, die in der neuen Welt kämpfen, aber doch wäre es durchaus irrig, nach den erwähnten Aeusserungen der Zukunft zu beurtheilen oder den all-amerikanischen Tag in seinen Folgen als bedeutungslos anzusehen.

Zugestanden, dass zwischen dem Norden und Süden, zwischen dem romanischen und dem germanischen Amerika in Bezug auf Abstammung, Glaube und Sitte grosse Verschiedenheiten bestehen, so werden von nun ab viele Umstände an der Ausgleichung dieser Gegenstände arbeiten. Wenn nichts anderes, wird jedenfalls eine wesentliche Verbesserung der Verkehrswege und eine Vergrösserung der Handelsbeziehungen aus den Beschlussanträgen des „Tag“

hervorgehen. Schon jetzt sind in Nordamerika in dieser Hinsicht Handelsgesellschaften und Vereine thätig. In den Haupthäfen des Südens sollen Musterlager nordamerikanischer Fabrikswaaren errichtet werden, ferner in Buenos-Ayres eine Bank, welche, sobald der Ladeschein für nach der Union abgegangene Rohwaaren Argentiniens ihr vorliegt, dafür die Zahlung leistet; durch derartige Einrichtungen soll die Abhängigkeit des Südens von der langen Creditgebung Europas gebrochen werden. Man hofft im Norden, dass künftig die Südamerikaner ihre Kinder, die jetzt zur Erziehung nach Frankreich, Deutschland oder England gehen, in die Anstalten der Union entsenden werden. „Lernt spanisch und portugiesisch!“ rufen die Blätter ihren Lesern zu; auf zwanzig Spanier, die englisch verstehen, komme höchstens ein Nordamerikaner, welcher das Spanische rede; für junge Leute biete sich in dem von 60 Millionen bewohnten productenreichen Süden ein unermesslicher Tummelplatz zu Geschäften aller Art. „Da die Zeit vor der Thüre steht, wo die grössten nordamerikanischen Häuser Zweigniederlagen im Süden errichten, so wird der junge Nordländer, welcher spanisch spricht, für solche Niederlassungen eine gesuchte Erwerbung sein.“ So besagt eine Kundgebung des spanisch-amerikanischen Handelsvereines, der sich in New-York gebildet hat.

Das nächste Ziel, das sich die Vereinigten Staaten-Bürger stellen, ist die Vermehrung und Ausbreitung ihres Handels nach Süd- und Mittel-Amerika. Namentlich ihres Absatzhandels. Kein anderer Satz wiederholt sich so häufig in den Blättern der Union — und diese suchen die öffentliche Meinung wirklich mehr darzustellen, als zu machen — als der, dass die Südstaaten jährlich für 450 Millionen Dollars Fremdwaaren einführen, dass aber die Union daran für wenig mehr als 50 Millionen oder nur 10 Percent Antheil hat. „Ist es denn in unserer Volksart gelegen“, so fragt sogar der sonst gegen Chauvinismus auftretende „New-York Herald“ vom 10. April 1889, „uns mit $^1/_4$ zu begnügen, wenn wir noch $^3/_4$ dazu haben können?“ . . . Als die grosse Kluft, die Wegsperre erkennt der „Herald“ das Hauptorgan der Demokraten, den Hochschutztarif der Vereinigten Staaten, hofft aber, gerade der all-amerikanische Tag werde eine

Herabsetzung der Zölle, wenn auch nicht auf Fabrikate, doch wenigstens auf Rohstoffe zur Folge haben.

Dazwischen klingen aber auch schon schärfere Töne. Ein künstlicher „Amerikanismus" wird entfacht und zu diesem Zwecke eine angebliche Bedrohung einzelner südamerikanischer Staaten durch europäische Mächte an die Wand gemalt, von welcher Bedrohung in der Wirklichkeit nicht eine Spur zu finden ist. Die Union werde nicht gestatten, dass irgend eine europäische Macht auf amerikanischer Erde Fuss fasse. Das verbiete schon die Monroe-Lehre.

Da diese Lehre des Präsidenten der Union Monroe oft genannt, aber selten genau geprüft wird, so ist es angezeigt, einmal den Wortlaut herzusetzen. In seiner Botschaft vom Jahre 1823 sagte Monroe: „Um die bestehenden Colonien oder Zugehörigkeiten der europäischen Mächte (auf amerikanischem Boden) haben wir uns nicht bekümmert und werden wir uns nicht bekümmern, aber was diejenigen (amerikanischen) Regierungen betrifft, welche ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten haben und deren Unabhängigkeit wir mit guter Ueberlegung und nach richtigem Grundsatze anerkannt haben, so können wir einen Versuch, sie zu unterdrücken oder in europäische Abhängigkeit zu bringen, in keinem anderen Lichte als in dem der Kundgebung einer unfreundlichen Haltung (unfriendly disposition) gegen die Vereinigten Staaten erblicken." Die Botschaft Monroe's lautete also ursprünglich milde, aber allerdings hat die Zeit ihren Klang verstärkt. Aus dem diplomatischen Schutze scheint sich ein Protectorat der Union über Süd- und Mittelamerika zu entwickeln, und die Erweckung von Besorgnissen vor Uebergriffen Europas scheint bestimmt, die Südamerikaner in das Netz der Union zu scheuchen.

Wie richtig dies sei, dafür hat Mr. Blaine während des Tages selbst den Beweis erbracht. Er hat mit König Kalakaua von Hawaii einen Vertrag abgeschlossen, welcher den Vereinigten Staaten das Recht zuspricht, alle Verträge Hawaii's mit fremden Mächten zu genehmigen oder zu verwerfen und nach Ermessen Truppen auf Hawaii zu landen. Zugleich erhielt Hawaii eine Einladung zur Theilnahme am all-amerikanischen Tage. Dies bedeutet, wie die „New-York Times" vom 14. Februar darlegte, „dass die Sandwichinseln ein Theil

Amerikas sind", — „ein Theil der Union" wäre richtiger gesprochen. Die Sandwichinseln sind von Californien weiter entfernt, als Boston von der Küste Irlands. So weit greift schon die Union um sich, und zwar nicht mehr wirthschaftlich, sondern politisch. Im Lose Kalakaua's sehen die südamerikanischen Republiken ihr künftiges Schicksal vor sich.

In den Betrachtungen über die verschiedenen Ereignisse spricht sich ein hohes, und wie man sagen darf, berechtigtes Kraftgefühl der jungen Republik aus. So sagt der „Examiner" von San Francisco (9. October 1889) bei Gelegenheit einer Betrachtung über das Protectorat von Hawaii: „Jetzt schon die grösste Macht der Welt und in nicht ferner Zeit grösser als ein Bund von zwei oder drei europäischen Mächten, können wir ein Beispiel von völliger Gerechtigkeit und von Wohlwollen in unsere Beziehungen mit anderen Völkern bringen, wodurch der ganze Ton des diplomatischen Lebens eine Umänderung erfahren wird. Die Völker der Erde haben zu einander die Gewohnheiten einer Streiftruppe von Wilden angenommen, die sich gegenseitig bedrohen und jeder den Augenblick erspäht, den Nachbar niederzustossen. Diese urzeitliche Verwilderung (primitive anarchy) können wir durch die Gebräuche einer Gesellschaft von Gentleman ersetzen." Der „Examiner" spricht sich dann gegen den Vertrag mit Hawaii aus. Aber hatten seine edlen Worte eine Wirkung? Wir wüssten nicht. Blaine und sein Vertrag behielten Recht. Und die Blätter Blaine's, voran die „New-York Tribune", reden längst nicht mehr die Sprache Washington's. Aber in Einem stimmen sie mit dem californischen Blatte überein: in dem stolzen Kraftbewusstsein, welches nicht zum wenigsten beruht auf Verachtung der europäischen, im Grunde kleinlichen Zerwürfnisse, die nie zu einem klaren Abschlusse kommen und wie eine ewige Krankheit am sonst so kraftvollen Leibe Europas nagen.

Auf der europäischen Uneinigkeit beruht die Hoffnung der Nordamerikaner, dass sie Europa zunächst wirthschaftlich, dann aber politisch überholen werden. „Neuzeitliche Menschen — so lesen wir in der „Tribune" vom 3. October v. J. — wissen wohl, dass die Streitigkeiten der Gegenwart nicht durch die Zahl und den Drill von Soldaten, sondern durch die Erzeugungskraft der Industrie und die Macht des Reichthums

entschieden werden. Englands Macht liegt in Englands Golde. Aber unser Land legt zu seinem Wohlstande alljährlich einen grösseren Betrag hinzu als Grossbritannien, Deutschland und Frankreich zusammengenommen, und Amerika's Macht kann in einem ernsten Kampfe nicht bemessen werden nach den Truppen oder Schiffen, die es gerade jetzt in Waffen hat; sie kann nicht einmal bemessen werden nach der Fähigkeit der Nation, zwei Millionen Menschen zu den Waffen zu rufen und die See mit Flotten zu bedecken: der erfinderische, an Hilfsmitteln reiche Genius des Volkes zählt auf die Dauer mehr, als grosse Heere, und höher noch ist zu schätzen seine vielseitige und bewundernswerthe industrielle Stärke und seine beispielslose Productionskraft."

Ebenso sagt die „Tribune" (vom 3. October 1889, also unmittelbar nach Eröffnung des Tages): „In Europa traten die grossen Congresse des Jahrhunderts, von Wien, Paris, Berlin, regelmässig nach langen Kriegen zur Genehmigung von Aenderungen der Herrscherhäuser oder der Grenzen zusammen. Das Schwert ist dort mächtiger, als die Feder . . . Auf dem amerikanischen Festlande herrscht allenthalben tiefer Friede und der all-amerikanische Tag steht nicht unter dem Drucke siegreicher Heere oder ruhmsüchtiger Dynasten." Dass aber der all-amerikanische Tag, wenn auch nicht, wie jene europäischen Congresse, der Schluss, so doch der Ausgangspunkt von Verwicklungen, die zu Kriegen führen, sein könnte, davon scheint doch eine klare Empfindung bei weiterblickenden Bürgern der Union zu bestehen, wenigstens deuten dahin Betrachtungen wie diejenige, die wir nach Frank Leslie's Illustrated Newspaper im New-York „Daily Graphic" vom 13. September v. J. finden. Dort ist nachgewiesen, die Küstenlänge, welche die Vereinigten Staaten in einem Kriegsfalle zu schützen hätten, sei fast 86.000 englische Meilen, während die Küstenlänge von Europa 20.000, von Asien 40.000 englische Meilen betrage. Der Golf von Mexiko, wenn von europäischen Flotten besetzt, bilde einen furchtbaren Schlüssel zum Gebiete der Union. Ein sich dort festsetzender Feind sei höchst gefährlich; verfüge er nun gar über den Istmus von Panama — der Versuch des Canalbaues durch Lesseps scheint in der That viel zur Erweckung des all-amerikanischen Gedankens beigetragen zu haben —

so könne abwechselnd die Atlantische wie die Pacifische Küste der Union bedroht werden. Für solche Möglichkeiten sei Küstenbefestigung an entscheidenden Punkten, die ausgedehnte Anwendung von Torpedos, Ericsons „Zerstörer" und die lange Dynamitkanone ein Trost. Wichtiger als eine solche Betrachtung ist indess die Thatsache, dass die Vereinigten Staaten gleichzeitig mit dem all-amerikanischen Tage eine sehr bedeutende Vermehrung ihrer Kriegsflotte beschlossen haben. In dieser Hinsicht beginnt also Castelar schon Recht zu bekommen, welcher sagte, der Plan eines All-Amerika werde die Vereinigten Staaten aus einem Volke von Gewerbetreibenden und Kaufleuten zu einem Soldatenvolke machen. Die Südstaaten würden sich das Protektorat der Yankees nicht gefallen lassen. Und das Ende sei Cäsarismus in Amerika.

Die Zukunft wird lehren, ob diese Voraussagung richtig ist.

In diesen Tagen, um den 15. April, wird der all-amerikanische Tag geschlossen werden. Wir werden dann klarer sehen. Die fünf mittelamerikanischen Staaten sollen bereits im laufenden Jahre zu einem Bunde nach dem Muster der Vereinigten Staaten zusammentreten, einem Bunde, in dessen Innern volle Handelsfreiheit herrschen wird. Ganz vor Kurzem haben die sechzig Abgeordneten der drei Amerika die Errichtung eines grossartigen Denkmals in Washington zur Erinnerung an ihren „Tag" und zur Feier der vierhundertjährigen Entdeckung Amerikas beschlossen. In ihre Heimatländer zurückgekehrt, werden die Abgeordneten manchem Widerspruche begegnen. Aber der zerfahrene Zustand der süd- und mittelamerikanischen Länder, die Ueberlegenheit der Union, das Bedürfniss der nordamerikanischen Industrie, Landwirthschaft und Silberproduction, für welche der innere Markt schon zu klein geworden ist, nach Gewinnung neuer, gegen Europa abgeschlossener Märkte, endlich eine aus dem Gefühle der Kraft entsprungene Neigung zu Abenteuern — alle diese Umstände machen es wahrscheinlich, dass der all-amerikanische Tag von weittragenden, bis heute noch nicht absehbaren Folgen begleitet sein werde.

Die nächste Frage für uns ist die: welche Folgen er für Europa haben wird? Und obschon ich annehme, dass man in

Europa zunächst die weitere Entwicklung der Dinge jenseits des Oceans abwarten wird, so ist es doch jetzt schon völlig an der Zeit, den Umfang der Gefahr und die Mittel und Wege zur Verhütung ihres Eintrittes in Erwägung zu ziehen.

Der Sinn des Vorgehens des amerikanischen Unterstaatssecretärs ist die Errichtung einer Vorherrschaft der Union über die mittel- und südamerikanischen Staaten, mag man diese Vorherrschaft nun Protectorat, Schutzherrschaft oder Leitmacht eines all-amerikanischen Zollvereins nennen.

Ein erster Keim wird gepflanzt mit der Annahme schiedsgerichtlicher Entscheidung unter den amerikanischen Staaten. In den meisten Fällen wird die Union als Schiedsrichter berufen werden, und im Falle von Zwistigkeiten mit europäischen Mächten werden sich die kleineren amerikanischen Staaten an die Union als ihren Anwalt wenden.

Der zweite und bedeutsamste Punkt ist die Vorzugsstellung, die sich in Bezug auf Eingangszölle die Mitglieder All-Amerikas gewähren wollen. Vor wenig Tagen hat, einem Kabeltelegramme zufolge, die Union an Argentinien den Antrag gegenseitiger Zollfreiheit gestellt — ein Schritt von grösster Tragweite. Man hat zwar für's Erste von einem all-amerikanischen Zolltarife abgesehen, aber es ist wahrscheinlich, dass dennoch früher oder später, wenn die Union ihre Zölle auf südamerikanische Rohstoffe herabgesetzt oder aufgehoben haben wird, eine Art all-amerikanischen Zollvereins zu Stande kommen wird, gegründet auf Freihandel oder allenfalls auf Differentialzölle unter den verbündeten Staaten und jedenfalls mit Hochschutz gegen Europa. Dass die Vereinigten Staaten-Leitung jetzt nicht daran denkt, das bestehende Zollsystem zu ändern, dafür spricht der neueste Antrag Mac Kinley's, welcher die unter dem Drucke von Zöllen im Belaufe von 60 bis 80 Percent des Werthes der Waaren jetzt schon sehr herabgegangene Einfuhr europäischer Industriewaaren noch weiter einzuschränken bestimmt ist. Dafür sprechen auch jene ganz eigenthümlichen Exportprämien für Weizen, Mais und Mehl, welche von Mr. Turner im nordamerikanischen Congresse beantragt wurden und die besondere Aufmerksamkeit der europäischen Landwirthe verdienen.

Was bedeutet aber der Abschluss Süd- und Mittelamerikas gegen die europäische Einfuhr? Das bedeutet den

jährlichen Entgang eines Absatzes von annähernd einer Milliarde Goldgulden. Das ist um 300 Millionen Gulden mehr, als die Gesammtausfuhr Oesterreich-Ungarns, das ist etwa ein Dritttheil der Gesammtausfuhr Grossbritanniens, welches nach allen seinen Colonien nur um wenig mehr verkauft, als die Einfuhr Südamerikas ausmacht. Wird sich Europa einen so wichtigen und entwicklungsfähigen Markt so ohneweiters nehmen lassen?

Dazu kommt noch ein dritter Punkt: die Rückwirkung auf die amerikanischen Besitzungen Englands, Spaniens, Frankreichs, Portugals, Dänemarks. Werden sie dauernd der Anziehungskraft All-Amerikas widerstehen können? Wie leicht wird es sein — ich erinnere an bekannte Thatsachen aus Cuba — dort Bewegungen hervorzurufen, die dann durch den elastischen Monroe-Lehrsatz den Schutz der Vereinigten Staaten und All-Amerikas erlangen würden.

Was kann Europa gegen diese Gefahren thun? Ein in Mexiko erscheinendes Blatt, „Trait d'Union", wiedergegeben im „Baltimore Sun" vom 1. October v. J., hat bereits die richtige Antwort gegeben: „Wenn die nordamerikanischen Producenten von Eisen, Stahl, Silber, Mehl, Baumwollstoffen u. s. w. den südamerikanischen Markt für sich allein in Anspruch nehmen, so werden die europäischen Staaten ihre Rohstoffe nicht mehr aus Südamerika beziehen, welches für sie verschlossen ist, sondern aus ihren Colonien, aus Afrika oder Russland. Auf den amerikanischen Zollverein wird ein europäischer Zollverein die Antwort sein." Dem mexikanischen Blatte trat ein französisches Blatt zur Seite, der „Constitutionel" vom 20. August v. J. sagte: „Das Beispiel, das uns die Amerikaner geben, sollte vom alten Europa, wenn es seine Interessen erkennen würde, nachgeahmt werden. Ein europäischer Zollverein hätte für alle Völker die vortheilhaftesten Folgen. Europa kann einer Krise nur entgehen durch Aenderung seines politischen und wirthschaftlichen Systemes." Ich führe gerade diese französische Stimme besonders an, weil das grosse und lebensvolle Volk der Franzosen stets einer der wesentlichsten Factoren einer europäischen Verständigung sein muss, seine Gewinnung für den Status quo die Vorbedingung einer europäischen Gemeinsamkeit bildet.

Sollte aber auch zunächst der Gedanke eines europäischen Zollvereins als ein Gebilde der Zukunft erscheinen, so ist dagegen die Verständigung zur Abwehr der von den Vereinigten Staaten drohenden tief einschneidenden Gefahr ein sehr actuelles Bedürfniss.

Geradezu mit Verachtung reden die amerikanischen Blätter von der unheilbaren europäischen Uneinigkeit und sie verschweigen nicht, dass gerade diese Uneinigkeit das weit ausgreifende Vorgehen der Union ermuntert und ermöglicht hat, während andererseits, wie man aus den südamerikanischen Blättern schliessen kann, diejenigen südamerikanischen Elemente, welche eine Umklammerung von Seiten der Union fürchten und nur gezwungen in die Preisgebung ihrer Selbstständigkeit an eine in Abstammung, Glaube und Sitte fremde Nation willigen würden, wahrscheinlich eine andere Haltung annehmen möchten, wenn ein halbwegs geeinigtes Europa ihnen zur Seite stände.

Dass insbesondere eine differentiell ungünstigere Behandlung der nordamerikanischen Landwirthschaftsproducte, welche heute, mit den russischen vereinigt, den europäischen Markt überfluthen, der erste Schritt sein würde, um den verwegenen Staatssecretär des Präsidenten Harrison zu einem Halt zu veranlassen, bedarf wohl kaum einer weiteren Erörterung.

So wird denn hoffentlich „All-Amerika“ früher oder später ein „All-Europa“ erwecken, d. i. eine Vereinigung sämmtlicher europäischer Staaten nach Art des Amphiktyonenbundes des alten Hellas zum Schutze nothwendiger gemeinsamer Interessen. Das handelspolitisch so gefürchtete Jahr 1892 bekäme dann ein neues Ziel und von dem bedrohlichen Kometenjahre könnte eine lange Friedensaera für unseren Welttheil ausgehen. Geschähe dies, dann wäre, wie einst Amerika durch Europa gefunden wurde, nunmehr durch Amerika — Europa entdeckt worden.

Möge daher das obenerwähnte mexikanische Blatt, indem es einen europäischen Bund in Aussicht nahm, ein guter Prophet gewesen sein, und mögen die europäischen Völker bedenken, dass grosse Dinge auf dem Spiele stehen, dass die offenen Märkte in der Welt immer seltener werden, während die neu-

gepflanzten Colonien nur langsam heranwachsen; dass ferner die Ansprüche der arbeitenden Classen immer grösser werden, die innere Socialreform aber dann wenig hilft, wenn der natürliche Zuwachs der Bevölkerung nicht vermehrte Arbeit, die natürliche Zunahme der Industrie keine neuen Abnehmer findet, ja sogar die alten ihr entrissen werden. — Möge daher dem Rufe All-Amerika! bald der Zuruf All-Europa! entgegenschallen!

III.

Ein Zoll- und Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn, als Kern des mitteleuropäischen Bundes.

Vortrag, gehalten in der XXI. Plenarversammlung der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe am 23. März 1891.

Vorsitzender: Sectionschef Dr. von Inama-Sternegg. Schriftführer: Dr. von Dorn.

Herr Dr. Peez: „Ich hatte schon mehrmals die Ehre, Sie mit der Thatsache zu unterhalten, dass wir unterscheiden müssen zwischen einfachen Mächten und den grossen Weltmächten, und als solche wurden bezeichnet die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Russland und Grossbritannien mit dem Complex seiner Colonien..

Als die bezeichnenden Momente des Typus „Weltmacht" wurden hervorgehoben: 1. eine tüchtige Landwirthschaft, 2. eine starke Industrie, 3. der Besitz grosser Capitalien, 4. die Erstreckung des Territoriums nach den Tropen, so dass zu dem landwirthschaftlichen Producenten und dem Industriellen der Mittelzone auch der tropische Pflanzer mit dem Austausche seiner Producte hinzutritt, und endlich wurde als Typus einer Weltmacht noch hervorgehoben, dass sie 5. in der Lage sei, durch eine reiche Bevölkerungszunahme ein gewisses Contingent von Auswanderern in den Weltverkehr zu entsenden. Wenn Sie die genannten drei Weltmächte durchgehen, so werden Sie in mehr oder weniger hohem Grade diese Kennzeichen auf sie anwendbar finden.

Die Zeit schreitet wirklich ausserordentlich schnell, und seit den etwa zwei Jahren, wo wir diesen Gegenstand zum erstenmal berührt haben, sind schon mehrfach Schritte zur Ausgestaltung dieser Mächte geschehen. Lassen Sie mich kurz die Umrisse davon zeichnen.

Ich beginne mit Grossbritannien, dem ältesten und in vieler Beziehung ausgebreitetsten und mächtigsten Reiche, welches jedoch mit der geringen Grösse seines europäischen Territoriums kämpft und diesen Umstand durch ausgedehnte

Colonien und Besitzungen in fremden Welttheilen auszugleichen genöthigt ist. Immerhin erwachsen daraus einige Schwierigkeiten, in der Politik wie im Kriege, und insbesondere auch in Bezug auf Ernährung des Landes in Kriegszeit.

Aber klar ist, dass Grossbritannien vollständig über die anderen Elemente verfügt, nämlich über eine ausserordentlich hoch entwickelte Industrie, über einen im eigenen Lande immerhin anständigen und durch Indien reichhaltigen Landbau, einen ausserordentlichen Capitalbesitz, Pflanzungen in den Tropen und ein Contingent von jährlich 250.000 Menschen, welche in die Welt hinauswandern als Apostel der englischen Nationalität, als Vertreter der englischen Interessen und als Consumenten des Mutterlandes.

Die zweite Macht ist Russland. Russland hat das Glück, dass es seine politische Ausgestaltung schon vollzogen hat, und sein Territorium liegt in einem Stücke breit und mächtig da. Es ist dagegen noch bei Weitem nicht so entwickelt, verfügt zwar über einen starken Landbau, aber nicht über eine gleich mächtige Industrie und auch nicht über den entsprechenden Capitalsreichthum, wohl über eine Auswanderung — nur dass dieselbe nicht die Grenzen des russischen Reiches zu verlassen braucht, sondern, indem sie sich den östlichen Gegenden des Reiches zuwendet, dort die gleichen Functionen erfüllt, wie der Engländer, der nach Australien oder dem Cap der guten Hoffnung geht.

Von den beiden genannten Staaten hat in den letzten Jahren England in der angedeuteten Richtung wohl die kleineren Fortschritte gemacht. Allerdings haben sich die englischen Colonien vor Kurzem auf einem gemeinschaftlichen Meeting vereinigt und wurde ein Gesammt-Australien in's Auge gefasst, aber doch auch nicht ganz ohne eine leichte Schwenkung wider das Mutterland, denn es wurde dort z. B. von einem Schutze der australischen Industrie gegen Jedermann, also auch selbst gegen England, gesprochen. Ausserdem ist das grossbritannische Reich, wie erwähnt, geographisch sehr auseinandergezogen, und gerade der Umstand, dass England bei dem Ausbaue seines Weltreiches, wie es scheint, auf einige Schwierigkeiten stösst, wäre vielleicht geeignet, diese Macht bei der künftigen Entwicklung der Dinge, die wir besprechen werden, an unsere Seite zu führen.

Was aber Russland betrifft, so will ich hier ganz kurz erwähnen, dass seine Landwirthschaft, wie den Herren bekannt ist, in immer grösseren und mächtigeren Dimensionen emporwächst, und es in den Eisenbahnen und Canälen sich ein Mittel geschaffen hat, um das westlich liegende Europa mit seinen Naturproducten zu überschütten. Aber auch die Industrie nimmt in Russland einen beachtenswerthen Aufschwung, und namentlich möchte ich hervorheben, dass z. B. ganz richtig mit der landwirthschaftlichen Industrie beginnend, Russland in der letzten Zeit, gestützt auf sehr starke Prämien, seine Zuckerindustrie und seinen Zucker-Export namhaft entwickelt hat. Selbst wir und ebenso das Deutsche Reich und Frankreich, diese älteren Exporteure von Zucker, fangen an, das zu bemerken. Italien wird sogar schon zum grössten Theile von Russland mit Zucker versorgt. Ausserdem wissen wir, dass in Belgrad vor Kurzem ein Lager von russischem Zucker errichtet wurde, gewissermassen wie ein Wall für unsere Exporte nach den Balkanländern. Nicht minder schreitet Russland auch in anderer Beziehung vor, indem es die tropischen Pflanzungen auf seinem inzwischen eroberten Gebiete in Mittelasien zu entwickeln sucht. Ich verdanke da den Mittheilungen der Herren Max von Proskowetz und Custos Heger, welche vor Kurzem diese Gegenden bereist haben, die Thatsache, dass Russland schon für etwa die Hälfte seiner 4 Millionen Baumwollspindeln das nöthige Rohmaterial selbst zieht. Ausserdem hofft es, in 15 Jahren die weitere Hälfte ergänzend zu gewinnen und in weiteren 20 Jahren hofft es an einen Export in grossen Verhältnissen nach Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England denken zu können.

Am raschesten ist jedenfalls der Marsch der Vereinigten Staaten von Amerika, und hierin, glaube ich, liegt der Schwerpunkt der nächsten Ereignisse. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben jenen panamerikanischen Congress abgehalten, über den ich schon seinerzeit Sie zu unterhalten die Ehre hatte, und während an vielen Orten bemerkt wurde, der Congress sei gescheitert und das Ganze sei ein luftiges Unternehmen, ist dies durchaus nicht der Fall, sondern Amerika schreitet im Gegentheil zielbewusst und kraftvoll in der angedeuteten Richtung weiter.

Wenn man die Unruhen betrachtet, die in den süd- und mittelamerikanischen Staaten mit einer so merkwürdigen Genauigkeit — möchte ich fast sagen — ausbrechen, so wird man unwillkürlich an das frühere Verhältniss der Balkanländer zu Russland erinnert. Man fragt, ob nicht gewisse Fäden aus Norden laufen, durch welche diese Unruhen in irgend einer Weise hervorgerufen werden, und man wird darin umsomehr bestärkt, wenn man die Haltung bedenkt, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika namentlich gegenüber Brasilien eingenommen haben. Don Pedro wurde durch eine Revolution entfernt, nachdem er mit einem europäischen Staate einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, wodurch jene Aspirationen der Vereinigten Staaten für längere Zeit gekreuzt wurden, und die neue Regierung, die ganz von der Gewalt der Vereinigten Staaten abhängig ist, hat sich beeilt, mit den letzteren einen Vertrag ganz in dem Sinne abzuschliessen, wie dies Minister Blaine auf dem panamerikanischen Congresse vorgezeichnet hat, einen Vertrag, den wir etwas genauer betrachten können, weil er ein Typus derjenigen Verträge ist, welche die Vereinigten Staaten der Reihe nach mit den übrigen süd- und mittelamerikanischen Staaten abschliessen werden.

Zuerst haben beide Länder, die Vereinigten Staaten und Brasilien, ihre Zölle wesentlich erhöht, obschon sie, mindestens in den Vereinigten Staaten, schon hoch genug waren. Sie beliefen sich früher vielleicht auf 50 bis 60 Percent des Werthes, steigen aber jetzt auf 80, 100 bis 200 Percent des Werthes der Waaren. Aehnlich ist Brasilien und auch schon Argentinien vorgegangen.

Nachdem sie aber gegen aussen — sagen wir: gegen Europa — ihre Zölle soweit erhöht haben, lassen sie die Schranken gegen einander wieder fallen, und so haben sich die Vereinigten Staaten mit Brasilien dahin verständigt, dass Brasilien seinen Zucker, seinen Kaffee, seine Häute ganz zollfrei nach den Vereinigten Staaten bringen kann, während umgekehrt Nordamerika seine Provisionen, also Schlachtvieh, Mehl, ausserdem Eisenbahn-Material zollfrei nach Brasilien einführen kann.

Es ist klar, dass durch diese Doppelwirkung — einerseits zollfreie Einfuhr von Eisenbahn-Material aus den Ver-

einigten Staaten nach Brasilien und andererseits Erhöhung der Zölle gegen alle anderen Staaten (Europa) — der Differentialzoll geschaffen wird, den wir im Verhältniss zum Deutschen Reiche gewünscht hätten, der aber dort nicht zu Stande gekommen ist, dass also die Verhältnisse derart liegen, dass die Deckung des brasilianischen Marktes mit diesen Fabricaten ganz und ausschliesslich den Nordamerikanern zufällt.

Und es ist nicht ganz uninteressant zu sehen, welchen gefährlichen Concurrenten wir da schon vor uns haben. Um eine Ziffer zu erwähnen — sie betrifft die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Maschinen; diese betrug im Jahre 1886 15 Millionen Gulden Gold, war aber im Jahre 1889 schon auf 36 Millionen Gulden Gold gestiegen. Es ist dies eine grössere Maschinen-Ausfuhr, als sie selbst das Deutsche Reich hat, welches bekanntlich eine ausgedehnte, sehr vorzügliche und in Specialitäten hoch ausgebildete Maschinen-Industrie besitzt.

In den genannten Artikeln also: Zucker und Kaffee nach den Vereinigten Staaten, Eisenbahn-Material, Werkzeuge und Instrumente nach Brasilien, besteht vollständige Zollfreiheit. Ausserdem gibt es aber noch eine Reihe anderer Artikel, für welche sich die Vereinigten Staaten einen differentiellen Vorzugszoll von 25 Percent des Werthes bedungen haben, namentlich Baumwollwaaren und Stahl- und Eisenwaaren. In diesen Artikeln wird voraussichtlich das europäische Mitwerben nicht so völlig zurückgeworfen werden wie in den früher genannten, aber dass sich Europa auf die Dauer wird behaupten können, ist durchaus unwahrscheinlich. Sie sehen also, dass hier ein grosses Stück Panamerika in der vollen Verwirklichung begriffen ist Und sowie die Amerikaner seinerzeit gesagt haben: „Wir haben ein reiches Land (Südamerika) vor uns liegen — aber das handelt mit Europa, warum sollen wir uns nicht dieses Handels bemächtigen?“ — so ist diese Idee jetzt in voller Ausführung begriffen. So wird gegenwärtig mit Argentinien unterhandelt, nicht minder auch mit Mexiko.

Nun ist dabei noch die Rückwirkung dieser Handelspolitik der Vereinigten Staaten auf die umliegenden, bisher zu europäischen Mächten gehörigen Länder zu erwähnen, das sind nämlich Cuba und Canada.

Cuba ist neben Brasilien einer der grossen Zuckerlieferanten der Union. Letztere erzeugt bekanntlich keinen

Zucker, hat dagegen einen jährlichen Verbrauch von etwa 15 Millionen Metercentner, und bildet demnach einen ganz ausserordentlich grossen Markt. Wie die Union diesen Markt gegenüber Brasilien verwerthet hat, haben wir gesehen. Jetzt verwerthet sie ihn auch gegenüber Cuba. Spanien hatte bisher auf seiner Besitzung Cuba einen Differentialzoll zu Gunsten spanischer Fabricate besessen; sie wurden dort billiger verzollt als die Fabricate von England und den Vereinigten Staaten, und so hatte sich namentlich das gewerbsreiche Catalonien in Cuba einen starken Absatz geschaffen. Nun haben aber die Vereinigten Staaten den Satz aufgestellt, dass sie keine Differentialzölle dieser Art anerkennen oder: wer solche Differentialzölle aufstellt, dem setzen sie ebensolche Differentialzölle entgegen. Die Cubaner haben also nur die Chance vor sich, entweder diesen Absatz von Zucker zum grossen Theile zu verlieren, und es würde sich dann die brasilianische Zuckerproduction und auch die anderer Gegenden sehr stark ausdehnen — auch Rübenzucker geht bekanntlich jetzt ziemlich stark nach den Vereinigten Staaten — so dass Cuba zurückgedrängt würde, oder es muss letzteres in irgend einer Weise ein Abkommen mit den Vereinigten Staaten finden. Die Unterhandlungen sind, wie Sie aus den Zeitungen entnommen haben, in der Schwebe. Zugleich wird Ihnen aber die Nachricht nicht entgangen sein, dass die spanische Regierung ein Corps von 7000 Soldaten nach Cuba entsendet hat — offenbar im Hinblick auf Bewegungen, die unter der dortigen Creolenbevölkerung sich gezeigt haben, einer Bevölkerung, welche natürlich in ihrem Wohlstande und in ihrer Entwicklungsmöglichkeit von der Production und dem Verkaufe von Zucker nach den Vereinigten Staaten im Belaufe von 90—100 Millionen Goldgulden jährlich vollkommen abhängt. Hier sehen Sie also schon die Rückwirkung der Blaine'schen Handelspolitik auf eine der schönsten Besitzungen, welche die europäischen Mächte noch in Amerika haben. Es ist gar keine Frage, dass diese Handelspolitik wirkt wie der Magnetberg auf das bekannte Schiff, indem er dessen Nägel herauszieht, und es ist zu fürchten, dass mit der Zeit diese Colonie fast willenlos den Nordamerikanern zufallen wird.

Noch auffallender ist, dass sich ganz ähnliche Erscheinungen in Canada zu zeigen beginnen. Die Einfuhr aus

Canada nach den Vereinigten Staaten betrug 86 Millionen Goldgulden. Auch gegen Canada haben nun die Vereinigten Staaten durch Mac Kinley ihren hohen Tarif errichtet, und sehr zahlreiche Producte Canadas sind dadurch von dem nordamerikanischen Markte verdrängt worden. Infolge dessen hat sich in Canada bereits eine Partei gebildet, welche das Banner schwingt mit dem Rufe: „Zolleinigung mit den Vereinigten Staaten!“ Diese Partei hat bei den letzten Wahlen noch nicht die Mehrheit erlangt, hat aber schon ihre Ziffer bedeutend gesteigert, so dass die englische Regierung mit ihr rechnen muss. Also Sie sehen, meine Herren, selbst Canada, dieses von der englischen klugen, einsichtigen und reichen Regierung so wohlversorgte und gepflegte Land, ist schon in eine ähnliche Lage gebracht wie Cuba und wird, wahrscheinlich in den nächsten Jahren, ähnlichen Verhältnissen entgegengehen.

Sie sehen also, mit welcher Klarheit, mit welcher Entschiedenheit und zugleich Schnelligkeit die Vereinigten Staaten in dieser Richtung vorgehen, und wenn Sie dies mit den hohen Zöllen in Verbindung setzen, die auf unserer anderen Seite, nämlich in Russland, bestehen, so wird die Zukunft für unser kleines Europa wirklich eine ziemlich ernste. Denn wir werden aus den östlichen Ebenen immer mehr und mehr verdrängt, und ebenso richtet Nord-Amerika diese gewaltigen Schranken auf — und damit nicht genug, ist es im Begriffe, uns auch die Märkte von Mittel- und Süd-Amerika zu entfremden. Was bleibt uns dann noch übrig und was bedeuten diese Verluste, die uns bevorstehen?

Ich habe in dieser Hinsicht eine Zusammenstellung gemacht, welche die Ausfuhr aus Europa nach den vier Welttheilen in Millionen Goldgulden betrifft. Vergleichen Sie die Hauptsummen, so ist der Verkauf der sechs europäischen Haupt-Industrieländer: Grossbritannien, Frankreich, Deutsches Reich, Oesterreich-Ungarn, Belgien und Schweiz, im Ganzen:

nach Afrika . . .	230	Millionen	Goldgulden
„ Asien	570	„	„
„ Amerika . .	1190	„	„
„ Australien . .	270	„	„

In die Einzelheiten wollen wir uns nicht einlassen, obschon es nicht uninteressant ist zu sehen, dass beispielsweise

England nach Asien für 514 Millionen verkauft, was seiner Stellung in Indien zu verdanken ist, während das starke Deutsche Reich nur 19 Millionen, Frankreich nur 17 Millionen aufweist.

Bleiben wir aber bei Amerika, so sehen wir Waaren im Werthe von 1190 Millionen, welche Europa jährlich nach Amerika geschickt hat. Da die Gesammtsumme der Ausfuhr nach allen Welttheilen — Amerika inbegriffen — 2260 Millionen Goldgulden ist, so beträgt die Ausfuhr nach Amerika allein etwas über 50 Percent und das ist der Betrag, der eigentlich für Europa auf dem Spiele steht.

Nun soll durchaus nicht gesagt werden, dass der Verlust des amerikanischen Marktes sich von heute auf morgen vollziehen wird. Wir haben im Gegentheil gesehen, dass die Welt so reich geworden ist, die Kaufkraft so zugenommen hat, dass man auch hohe Zollschranken überwindet. Es bildet sich immer eine Gruppe von Käufern heraus, welche aus Liebhaberei an der fremden Waare festhält und sich das Vergnügen gönnt, sie hoch zu bezahlen. Also gar so schnell wird sich diese Entwicklung nicht vollziehen, und auch dann werden immer noch gewisse Gruppen von Waaren nach den abgesperrten Welttheilen auf irgend eine Weise einsickern. Aber ich glaube doch, dass wir als erfahrene Männer in kaufmännischen und industriellen Dingen sagen müssen: mit der Zeit wird die Concurrenz kaum zu halten sein und wird der Grundstock der Fabricate, namentlich Alles, was den grossen Verkauf betrifft, also das grosse Capitel von Eisen und Stahl, Maschinen, Baumwolle, Tuch u. s. w., dem begünstigten Fabricationslande Nordamerika zufallen. Es besteht ja jetzt eine fast universelle Eignung für Technik und eine allgemeine Zugänglichkeit von Capital, so dass der Unterschied zwischen den einzelnen Ländern nicht mehr so gross ist wie in früherer Zeit und daher ein Unterschied in den Zöllen auf den Absatz und die Concurrenzverhältnisse der verschiedenen Länder sehr stark einwirkt.

Wie viele Interessen begreift die schwere Ziffer von 1190 Millionen Goldgulden, die Europa nach Amerika verkauft, in sich und welche Störung müsste eintreten, wenn wirklich da eine Rückstauung einträte und jener Absatz unterbrochen würde!

Man mag also die Sache etwas sanguinischer auffassen oder mit dem Ernst, der — glaube ich — doch den Dingen gebührt, so wird man nicht ohne Bangen der Zukunft entgegensehen können, und es liegt auf der Hand, dass dieses Bangen gerade die Länder am meisten trifft, die eine hochentwickelte Industrie haben.

Komme ich nun zu den beiden Ländern, denen unsere Betrachtung unmittelbar gewidmet ist, so möchte ich wohl meinen, dass wir in Oesterreich gerade Dank unserer verhältnissmässig geringeren Ausfuhr-Entwickelung in einer günstigeren Lage sind als das grosse deutsche Reich, welches in der letzten Zeit seine Industrie in sehr starker Weise forcirt hat. Wir könnten also gewissermassen, wollten wir uns auf einen ganz egoistischen Standpunkt stellen, sagen: „Warten wir die Dinge ab, sie liegen nicht so unmittelbar vor uns.“ Aber wir müssen da doch auch wieder die Rückwirkungen betrachten. Denn wenn die grossen Industrieländer von dem amerikanischen Markte abgesperrt und von Jahr zu Jahr mehr und mehr zurückgedrängt werden, dann würden die Waaren auf uns prallen und wir hätten den Rückschlag zu erleiden. So drängt Alles dazu, dass wir, auch wenn wir uns auf diesen etwas einseitigen Standpunkt stellen, den Dingen in's Auge sehen und als gute Europäer mitwirken, wenn wir können, um die Gefahren etwas zu vermindern.

Es ist Ihnen bekannt, dass wir schon im März 1889 eine Sitzung ganz ähnlichen Betrachtungen gewidmet haben, wie sie heute hier ausgesprochen wurden, und wir dürfen auch — es sei im Interesse unserer Gesellschaft gesagt — wohl hervorheben, dass unsere Betrachtungen nicht ganz unbeachtet geblieben sind. Es wurde in den deutschen Blättern darauf Rücksicht genommen und bemerkt, dass in Oesterreich Neigung vorhanden sei, Hand in Hand mit Deutschland zu gehen und wenn irgend möglich, auch durch Vereinbarungen mit dem Deutschen Reiche diese Gefahren nach Möglichkeit zu beschwören. Ganz ähnlich hat sich die Reichenberger Handelskammer damals ausgesprochen. Sie erinnern sich an die Action von Baron Leitenberger, welche auch in sehr hervorragendem Masse im Auslande beachtet wurde, und wenn Sie es genau nehmen, so sind diese beiden Kundgebungen vielleicht nicht ganz ohne Einfluss auf die jetzige Situation gewesen.

Aber wenn Sie, meine Herren, noch einen Blick auf die Verhandlungen von damals werfen, so wird es Ihnen nicht entgehen, dass doch diese geehrte Versammlung ein anderes Ziel im Auge hatte als es sich jetzt entwickelt hat. Damals war immer von einer Zolleinigung, einem Zollbunde die Rede; es war die Rede davon, dass wir gegenüber jenen grossen Weltmächten dahin streben müssten — nicht augenblicklich, aber mit einem Plane, der langsichtig sein soll, so langsichtig wie der Plan der früher erwähnten Weltmächte — ein festes Vorgehen einzuhalten, um den anderen Mächten etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen, um uns so in der Welt behaupten zu können. Davon ist nun die gegenwärtige Lage freilich sehr entfernt. Jetzt haben wir einfach eine Handelsvertragsverhandlung vor uns; es ist wieder das Alte gekommen, es beginnt wieder, wie der geehrte Herr Vorsitzende bemerkt hat, das Markten und Feilschen, und die grösseren Gesichtspunkte, sie mögen vielleicht im Stillen besprochen worden sein, aber zu Tage getreten sind sie bis jetzt in keiner Weise. Wenn man aber die Gefahren und die Schwierigkeiten, sie zu beschwören, in's Auge fasst, so sollte man wohl denken, dass dazu die Zeit gekommen und dass dies wichtiger wäre, als eine Kleinigkeit, die wir beim Eisen nachgeben, oder die vom Deutschen Reiche an dem Weizenzoll nachgegeben wird. Auch möchte ich noch eine Ansicht aussprechen — und damit trete ich den Verhandlungen gewiss nicht nahe, noch weniger werden sie dadurch gestört — im Gegentheil · sie könnten, wenn dies überhaupt denkbar wäre, dadurch nur gefördert werden — aber ich glaube, auch beim Verhandeln sollte mehr das Vereinigende als das Trennende betont werden. Es kommt mir die Sache so vor, als wenn man mit Genossen zu einem gemeinschaftlichen Feste gehen und vom Anfang an über die Rechnung sprechen würde, ehe man überhaupt getrunken hat. Das verdirbt den Geschmack und den Humor. Das kann man ja später besorgen!

Aber bei den Verhandlungen haben wir Alle wohl schon manche unangenehme Empfindung gehabt. In Oesterreich sind wir ja sehr geduldig, ruhig und gemessen, und kann man uns, der industriellen Partei, gewiss nicht nachsagen, dass wir versucht hätten, den Gang der Verhandlungen zu stören. Aber das lebhaftere Tempo war ja draussen im Deutschen Reiche.

Die Herren haben die Verhandlungen im deutschen Reichstage gelesen und haben gehört, wie ernst dort die Angelegenheiten genommen werden. Das ist doch eine äusserst wichtige Thatsache, und ich schwenke wieder mehr seitwärts ab, um nicht auf ein zu gefährliches Thema zu gerathen. Es verdient aber wirklich einen Augenblick Berücksichtigung. Wie kommt es, dass diese starke deutsche Landwirthschaft doch gewissermassen vor der österreichischen und namentlich der ungarischen besorgt ist? Wir können sagen: was müssen wir für Kerle sein, dass wir den Anprall von Ungarn so lange schon tragen, ohne auch nur irgendwie dagegen zu „mucksen", während das Deutsche Reich so grosse Besorgnisse an die Einfuhr von ungarischen Ackerbauproducten knüpft! Aber ich glaube, da kommen doch mehrere Umstände in Betracht, und vielleicht verlohnt es sich der Mühe, diese einer kleinen Betrachtung zu unterziehen; denn ich denke mir, darin ist doch etwas Neues.

Denn die grossen staatlich getrennten Märkte bilden jetzt gegen Aussen streng abgegrenzte, im Innern aber solidarisch verbundene Interessengebiete.

Ich glaube, dass dies mit den Cartellen zusammenhängt, aber auch mit der ganzen kaufmännisch strengen Rechnungsweise, wie sie der Neuzeit eigen ist. In den letzten 4—5 Jahren hatten wir eine verhältnissmässige Blüthe der Industrie, vielleicht keine sehr üppige Blüthe, aber doch einen ruhigen, genügenden Gang — eine Thatsache, wie sie früher bei manchen Industriezweigen — ich nenne die gewichtige Eisenindustrie — ganz unbekannt gewesen ist. Die Aelteren in diesem Kreise erinnern sich ja noch, wie es früher immer ging: „himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt!" Es kamen ein paar glänzende Absatzmonate oder ein glänzendes Absatzjahr, dann wieder ein Rückfall und ein Darniederliegen von vielen Jahren. Dies ist in der letzten Zeit etwas anders geworden. Diese 4—5 Jahre bilden in dieser Beziehung eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte der Industrie, eine — wie ich glaube — sehr wichtige Erscheinung. Ich meine auch, dass dies mit unseren socialen Verhältnissen und unserer Socialpolitik zusammenhängt und dass wir eigentlich in dem socialen Staate schon viel tiefer darin sind als wir ahnen. Denn durch unsere ganzen socialen Einrichtungen, die Sorge

und Schonung, die man den Arbeiterverhältnissen widmet, und durch die Thätigkeit der Arbeiter selbst, ist ein Zusammenhang unter der Arbeit selbst entstanden, so dass Industrieller und Arbeiter viel mehr ein Ganzes bilden als in jeder früheren Periode. Sobald dies der Fall ist, sagt sich Jeder, sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer wie auch der Gesetzgeber, der Socialpolitiker, endlich auch der Menschenfreund: Es ist sehr schön, wenn man Gesetze macht gegen Unfall, gegen Krankheit und gegen Invalidität und für den Todesfall; aber das Wichtigste vor Allem ist, dass der Arbeiter bei seiner Arbeit bleiben kann. Das ist die Grundlage von Allem und alles Andere würde sehr leicht hinfällig, wenn diese Grundlage erschüttert würde.

Diese Erwägung liegt doch auch still in Jedem von uns Allen nicht nur, sondern auch in den Unterhändlern bei den Handelsvertrags-Abmachungen. Jeder sagt sich doch: Es ist mit dem Absatz ganz ähnlich wie mit einem Stuhl; wo der Eine sitzt, kann der Andere nicht sitzen, und wenn man dem Einen zureden wollte, seinen Stuhl zu verlassen, damit der Andere sich hinsetze, so wäre der Erstere mit seiner ganzen Gruppe von Arbeitern entfernt. Man sagt mitunter, er solle sich einen anderen Absatz suchen; aber das ist sehr schwer und die Uebergangszeit wäre eine sehr harte. Deswegen finden Sie jetzt diese ausserordentliche Zähigkeit in dem Vertheidigen jeder Position, und dies ist eine Hauptschwierigkeit, auf die unsere Unterhändler gestossen sind, welche gewiss vortreffliche, gewandte Herren sind, aber gleichwohl nicht recht weiter kommen.

Wenn wir uns erinnern, wie es früher zuging, z. B. beim englischen Handelsvertrag – so lange die Socialpolitik nicht mitsprach, ging das so leicht, wie wenn ein Zahn ausgerissen wird. Das geht jetzt nicht mehr so — und dazu kommt noch ein Anderes, d. i. nämlich der innige Zusammenhang unter allen Productionszweigen. Landwirthschaft und Industrie betrachten sich nicht mehr als feindliche Brüder, sondern als verbundene Genossen, und seitdem ist es wieder eine natürliche Folge, dass in den parlamentarischen Vertretungen die Vertreter Beider zusammengehen, und wenn sie das thun, so haben sie die Mehrheit, und wenn sie die Mehrheit haben, so sind sie stärker als die Regierungen, und es pflegen deswegen

die Regierungen, auf diesem Gebiete wenigstens, es mit den Beiden, wenn sie vereinigt sind, sich nicht zu verderben. Dies geschieht natürlich umsoweniger dann, wenn man in den Reihen der Producenten gar, wie jetzt im Deutschen Reiche, die Riesengestalt des Fürsten Bismarck bemerkt, der etwa als Opponent gegen eine ihm ungünstig scheinende Abmachung auftreten könnte.

Sie sehen also, dass vollgewichtige Gründe vorliegen, um es uns zu erklären, warum der Gang der Verhandlungen ein so schwieriger geworden ist. Aber weit entfernt davon, deswegen das Zustandekommen einer Vereinbarung zu bezweifeln, müssen wir im Gegentheile sagen: vielleicht ist nur darin ein Irrthum vorgekommen, dass man nicht von vornherein diesen Punkt erkannt hat, dass man daher im Sinne des früher Bemerkten die Verhandlungen vielleicht in einer anderen Weise hätte beginnen und sich nicht von Anfang an auf gewisse Zollabmachungen hätte capriciren sollen. Man hat wohl auch nicht unterlassen, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen; aber es wurde damals geglaubt, es wäre dies eine absichtliche Einstreuung, und ist nicht darauf eingegangen. Aber die Thatsachen haben jetzt gezeigt, dass die Verhältnisse schwieriger zu bewältigen sind als früher.

Immerhin muss ich bekennen: *Ich bin ein Freund dieses Vertrages mit Deutschland; ich bin auch ein Freund eines Tarifvertrages, unter der Bedingung natürlich, dass er den Grundstock der Zölle und die wesentlichen Elemente unserer Industrie nicht schädigt.* Ebenso wird man auf deutscher Seite sprechen — nur wird dort der Landbau als möglicher Weise gefährdet im Vordergrunde stehen, wie bei uns die Industrie. Wenn der Gang der Dinge dahin führt, dass ein Vertrag abgeschlossen wird, so setze ich voraus, dass dieser Vertrag nur ein gleichgewichtiger ist, dass nicht eine Benachtheiligung der einen und eine Begünstigung der anderen Seite stattfindet. Ganz im Sinne der Wiener Handelskammer bin ich der Meinung, dass dieser Vertrag ein nützlicher sein könnte, muss aber gleich dazu bemerken: diese Nützlichkeit würde ich noch mehr begrüssen, wenn man nicht dabei stehen bliebe, sondern den einmal gewonnenen Halt, den geschlossenen handelspolitischen Frieden sofort zu neuer

Arbeit benützen würde. Und da — glaube ich — würden auch noch andere Ziele vorhanden sein als jene, die durch die Zölle geboten werden.

Wir sind ja so nahe Nachbarn von Deutschland, wir haben ja tausend Jahre Wohl und Wehe getheilt und auch die Handelsbeziehungen haben stets hin- und hergefluthet. Ich erinnere nur an Süddeutschland, welches mit uns in inniger Verbindung gestanden ist, so lange die Geschichte denkt. Dass diese Verbindungen wieder lebhaftere werden mögen, ist ja unser Wunsch, und wenn in dieser Richtung etwas geschehen kann, so sind wir — hierin wird wohl die Mehrheit von uns oder werden Alle derselben Meinung sein — sowohl aus wirthschaftlichen wie namentlich politischen Gründen vollkommen bereit, dazu die Hand zu bieten. Wenn wir also auch ausserhalb der Zölle etwas suchen, so wird sich Manches ergeben, was vielleicht bisher nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Es ist möglich, dass dies im Stillen besprochen, vielleicht auch geordnet worden ist, aber dann muss ich bedauern, dass darüber im Gegensatze zu den Besprechungen über die Zölle noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangt ist; denn es würde gewiss beruhigend gewirkt haben.

Dazu gehört z. B. der Grenzverkehr. Im Grenzverkehre lassen sich Erleichterungen durchführen, auf welche die anderen Nationen, gestützt auf die Clausel der Meistbegünstigung, keinen Anspruch hätten. Denn, dass wir nicht differentielle Begünstigungen vom Deutschen Reiche erhalten werden, ist jetzt schon so ziemlich sicher; wir werden wie Alle behandelt werden.

Indem also abgeschlossen wird, müssen wir erwägen, welche Zugeständnisse wir in unserer Industrie machen können; denn diese Zugeständnisse fallen nicht nur den Deutschen, sondern auch den Belgiern, Franzosen und Engländern zu. Und wenn der Deutsche erwägt, welche Zugeständnisse er in Bezug auf die Agrarproducte machen kann, so hat er nicht nur Oesterreich-Ungarn im Auge, sondern er muss auch an die Vereinigten Staaten und Russland denken. Sobald also die Clausel der Meistbegünstigung gilt, ist das Verhältniss ein anderes; sobald die differentielle Begünstigung weggefallen ist, ist das Verhältniss ein vollständig anderes, sind wir ganz auf der alten Bahn und können deswegen mit Zollab-

schlüssen sehr wenig ausrichten. Gerade dadurch gewinnen die anderen Begünstigungen, auf die ich kurz zu reden komme, eine so grosse Bedeutung. Es ist in erster Linie der Grenzverkehr, der sich ausbilden liesse.

Zweitens hat schon die Reichenberger Handelskammer darauf aufmerksam gemacht, dass ein einheitliches Vorgehen in der Waarenclassification, wenn sie auch nicht ein hervorragendes Moment ist, doch immerhin zur Annäherung beitragen könnte, ebenso ein grösseres Mass der Fürsorge für den Durchzugsverkehr, endlich eine nicht kleinliche, sondern coulante und gleichmässige Zollbehandlung.

Dazu kommt aber noch eine Reihe anderer wirthschaftlicher Arbeiten, die wir gemeinschaftlich durchführen können. Wie lange spricht man schon vom Donau-Oder-Canal und warum sollte er nicht durch die vereinten Bemühungen zu Stande kommen? Wir sehen, wie sonst in der Welt die Canalbauten um sich greifen, und wir haben dabei insbesondere das Eine zu bedenken. Man hat berechnet, dass dann der Weizen von Budapest nach Berlin für 80 Pfennige gestellt werden kann, während er jetzt mit der Bahn 3 Mark 50 Pfennige kostet. Die Differenz per 100 Kilogramm beträgt demnach 2 Mark 79 Pfennige. Während man also um die Herabsetzung des deutschen Zolles auf Weizen von 5 auf 3 Mark, also um 2 Mark, streitet — was wir schwerlich erlangen werden — liesse sich durch einen solchen Canal ohne Zollbegünstigung die gleiche Wirkung erreichen. Wir hätten die 2 Mark gewonnen, wir hätten dadurch die differentielle Begünstigung erlangt, die deutschen Landwirthe hätten Zeit gewonnen; und gerade darin liegt ja das Wichtige. Das, woran man sich gewöhnen kann, wird endlich ertragen, während Ueberraschungen im kaufmännischen Leben und in der Industrie überall zurückgewiesen werden.

Ich erlaube mir, noch einen anderen Punkt zu berühren — derselbe betrifft die Zahlungen, die Creditgewährungen. Warum soll nicht unser vortreffliches Institut der Postsparcassen über die Grenze nach dem befreundeten Deutschen Reiche ausgedehnt werden? Es sind dort schon zahlreiche Bankstellen; auch wird im Deutschen Reiche selbst über die Einführung der Postsparcassen lange verhandelt. Wenn die Postsparcassenstellen sich in Verbindung setzen und in Checkverkehr treten

würden, so wäre auch das sehr begünstigend für den gegenseitigen Verkehr, und man würde manche Waare aus dem befreundeten Nachbarlande nehmen, die man jetzt von anderer Seite bezieht. So lässt sich eine Reihe von Erleichterungen denken.

Nun werden Sie sagen: „Das ist recht schön, aber wir wollen das Andere! Das sind weit entfernte Dinge, die alle noch kommen können." Darauf sage ich: Lassen Sie uns nur Eins, nämlich die Zeit! Die Zeit gleicht in kaufmännischen und industriellen Dingen Alles aus. Wir können uns nicht dazu verstehen — wenigstens ist das meine Ansicht — einen Theil unserer Industrie zu opfern, so wenig sich Deutschland dazu verstehen wird, einen Theil seiner Landwirthschaft zu opfern. Das ist die Sache vom Stuhl. Wenn unsere Leute darauf sitzen, so repräsentiren sie ein gewisses Quantum von Steuerkraft, ein gewisses Quantum von versorgten Arbeitern, und keine Regierung wird so leicht den Stuhl einem Anderen einräumen. Aber was geschehen kann, ist, dass ich ruhig einen zweiten Stuhl hinstelle und warte, bis er besetzt wird. Mit einem Worte: Ueber die Gegenwart können wir schwer pactiren; ebenso Deutschland mit uns; aber über die Zukunft. Wir können z. B. — auch das ist ja schwer — darauf verzichten, künftig gewisse Eisen- und Stahlwerke in couranten Artikeln zu errichten. Es entwickelt sich der Verbrauch in jedem Jahre. Auch dies Opfer ist schon hart! Aber wenn man weiss, dass bei beiden Staaten die Absicht besteht, die Zölle in gewissen Scadenzen herabzusetzen, so wird sich der einsichtige Industrielle nicht mehr in diesem Fache engagiren, er wird das gewissermassen dem Nachbar zuwenden. Und wenn das auch hart ist für die Entwickelung unserer Industrie und wenn es auch die jetzt glänzend angebahnte industrielle Entwickelung etwas zu verlangsamen im Stande ist — denn wir haben seit 1878 in Oesterreich, wesentlich auf Grund des Zolltarifs, über 1200 Fabriken neu errichtet und vergrössert — so könnten wir doch für die Zukunft auf Einzelnes verzichten, und dies könnte zu etwas Gutem, nämlich zur Ausbildung von Specialitäten, führen. Es ist das im Weltverkehr etwas Grosses, wenn sich die einzelnen Länder auf Sachen werfen, in denen sie ganz besonders begünstigt sind und unter allen Umständen die Oberhand zu behaupten hoffen können. Die Ausbildung

von Specialitäten ist allerdings durch das Schutzzollsystem, wie ich gerne zugebe, in mancher Hinsicht unterbrochen worden. Allein bei einer Zollermässigung, wenn sie auch nur eine sehr mässige sein kann, würde sich nach den kaufmännisch geschulten Gedanken, wie sie jetzt rasch in der Welt cursiren, diese Arbeitstheilung in höherem Grade entwickeln, und auch diese würde dazu gut sein, um enge Verbindungen zwischen Deutschland und Oesterreich anzuknüpfen, und sie würde dazu mitwirken, um die vorhin angedeuteten grossen Weltereignisse besser bestehen zu können. Denn gerade die Specialitäten haben Aussicht, auch hohe Zollschranken zu übersteigen und den Absatz nach fremden Welttheilen zu behaupten.

Wenn wir daher den Zollverhandlungen einen guten Ausgang wünschen — immerhin auf dem Fusse der Gleichberechtigung im Sinne der niederösterreichischen Handelskammer — so möchten wir auch auf der anderen Seite nicht ganz darauf vergessen, dass ausserdem noch sehr viele Punkte bestehen, in denen ein Zusammengehen der beiden grossen mitteleuropäischen Reiche angezeigt und nothwendig wäre, und ich von meinem bescheidenen Gesichtspunkte hätte wohl gewünscht und gehofft, dass auch diese weiteren Ideen etwas mehr in den Vordergrund gestellt worden wären. Die Zukunft birgt ja in der That grosse Gefahren. *Wenn wir an einer Stelle Frieden schliessen, so ist schon viel gewonnen, und wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich ehrlich und freundschaftlich, ohne Uebervortheilung, verständigen, so werden auch Andere Ursache haben, sich anzuschliessen, und so könnte ja allmälig sich ein Kern bilden gegen die Beeinträchtigungen, die von Seite Russlands und der Vereinigten Staaten gegen uns schon seit langer Zeit spielen und immer mehr verschärft werden, um denselben endlich ein Halt entgegen zu rufen.*

Damit, meine Herren, müsste sich aber auch eine energische Arbeit in unserem Innern verbinden. Denn, wenn wir die öffentlichen Arbeiten erwägen, die hier kurz angedeutet wurden: die Ausbildung unseres Eisenbahnwesens, den Bau des Donau-Oder-Canals, die Ausdehnung des Checkwesens u. s. w.

so kommen wir auf eine wirthschaftliche Bahn, die eigentlich — ich möchte sagen — bei uns in der Luft liegt. Ich glaube, meine Herren — und damit kehren wir zu unseren heimischen Verhältnissen zurück — das „Staatsrecht" haben wir jetzt vollständig satt, und wir haben Alle Hunger und Durst nach einer Periode gedeihlicher Arbeit, und mit dem Wunsche, dass diese Arbeit uns gegönnt werde, dass sie uns gegönnt sein möge an der Seite des uns verbündeten Deutschland, will ich meine Ausführungen schliessen."

IV.

Mitteleuropa und die Handelspolitik der Zukunft.

In der „Overland Monthly“ vom Juni 1893 veröffentlichte Herr W. W. Crane einen Aufsatz, betitelt: „Das Jahr 1899“, worin der Verfasser für das genannte Jahr einen allgemeinen Krieg der Asiaten und Afrikaner gegen die herrschsüchtigen Völker Europas und der Vereinigten Staaten voraussagt.

Nach diesem militärischen Zukunftsbilde wenden sich zuerst die Japaner und Chinesen gegen Nordamerika. Hier finden sie in den sieben Millionen Negern der Union eifrige Verbündete und richten ein fürchterliches Blutbad an. Ermuntert durch die unter den Völkern Europas immerwährend herrschende Zwietracht setzen sich gegen unseren Welttheil zwei ungeheuere Heere in Bewegung: eines über Kleinasien, bestehend aus Mongolen, Indo-Chinesen, Hindus, Afghanen, Beludschen, Persern, Türken, Arabern und Turkmenen, geführt von Hindu-Officieren, die im englischen Heere die Kriegskunst erlernten, und durch einen Derwisch aus Bokhara, einen Nachkommen Tamerlan's begeistert sind; das zweite Heer, ganz turanisch, stürzt sich aus Hochasien auf Russland, siegt bei Saratoff und verheert das Land wie ein Heuschreckenschwarm — es macht also den Russen denselben „Tatarenkrieg“, mit welchem einst westliche Länder von einzelnen russischen Generälen bedroht worden sind. Gleichzeitig setzen sich die Nordafrikaner in Bewegung, überschreiten, nachdem sie die europäischen Niederlassungen in Afrika weggefegt, die Meerenge von Gibraltar und dringen auf den alten Pfaden der Mauren in Spanien ein. Diese drei Heere werfen allen Widerstand nieder und vereinigen sich in Frankreich, und hier war die Zerstörung, da die Turanier — immer nach Herrn Crane — gegen Frankreich einen besonderen Hass haben, am gründlichsten. Alles Land zwischen dem Mittelmeer und dem

Atlantischen Ocean ward ausgeschlachtet. Auch England, das Asyl, wohin sich alle Vornehmheit und aller Reichthum Europas geflüchtet hatte, ward eingenommen. Fast schon vollständig Sieger, geriethen jedoch in diesem Augenblicke Chinesen und Moslems in Streit, und — Europa war gerettet. So Herr Crane.

Nach dem auffallenden Geschick, welches im Kriege von 1894 die Japaner gezeigt haben, würde man ein Erwachen Turans nicht ganz leicht zu nehmen haben. Aber, wie immer es um die Begründung obiger Phantasia stehen mag, und ob dieselbe in absehbarer Zeit einige Wahrscheinlichkeit gewinnen möge oder nicht, Eines könnte und sollte sie bewirken, nämlich: Europa zur Erkenntniss seines beklagenswerthen inneren Zustandes zu bringen und es tief empfinden zu lassen die Zerklüftung, Verfeindung und enorme Kraftverschwendung, welche mit dem gegenwärtigen Zustande verknüpft ist! In der That wäre ein solcher Angriff der vereinigten Barbarei gegen die christlichen, gebildeten Staaten und Völker wohl das kräftigste Mittel, diese letzteren aufmerksam zu machen, dass ihre gegenwärtigen Zustände weder „christlich" noch „gebildet" sind und um jeden Preis einer Heilung bedürfen!

In einer Zeit, wo die Unzufriedenheit mit den bestehenden Lohnverhältnissen wächst, die arbeitenden Classen aufgestachelt werden, ein allgemeiner Umsturz des Bestehenden droht, wissen die leitenden Classen in einem grossen Theile der europäischen Staaten, theils schiebend, theils geschoben, nichts Besseres zu thun, als sich gegenseitig zu bedrohen und in Rüstungen zu überbieten.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften, der Technik, des Maschinenwesens hat eine früher unerhörte Vermehrung der Production zur Folge. Mit den Ueberschüssen wachsen die Capitalien, fällt der Zins, steigen die Löhne und der Erfolg der Arbeit. Allein dieses Steigen wäre unverhältnissmässig rascher, allgemeiner und entschiedener, wenn nicht die Capitalien zu einem grossen Theile, und insbesondere in den Ländern des europäischen Festlandes, immer wieder ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet würden und, statt zur Erhebung der arbeitenden Classen zu dienen, in den Bann der blinden nationalen und politischen Leidenschaften geriethen.

Ein deutscher Dichter erzählt von einem Araber in der Wüste, dessen Kameel, plötzlich wild geworden, seinen Herrn angreift und verfolgt. Kaum gelingt es Letzterem, sich in den Schacht eines Brunnens zu retten. Und o Schrecken, als er, während oben das Kameel tobt, in die Tiefe des Brunnens hinabblickt, sieht er dort einen Drachen lauern. Zwischen beiden Unthieren schwebt der Mann in der Mitte. Da fällt sein Blick auf einige rothe Beeren, die am Rande des Brunnens wachsen, und er beginnt — sie abzupflücken. Erinnert nicht dies Bild an die heutige Lage der europäischen Staaten, die, zwischen Socialismus und Militarismus, sich noch mit Behagen all' ihren kleinlichen Zerwürfnissen und Leidenschaften hingeben?

Aber die leitenden Classen auf dem europäischen Festlande übersehen meist auch einen zweiten Umstand, nämlich das Heranwachsen von Riesenstaaten, welche nicht mehr rein europäisch sind, sondern theils amerikanisch, theils europäisch-asiatisch. Es sind dies die Vereinigten Staaten von Amerika einerseits, sowie Russland und Grossbritannien andererseits. In den alten europäischen Gedankenkreis, in die alte europäische Politik und Wirthschaft ist dadurch ein neues, ungewohntes Element gekommen. In die alte Familie, in das alte Geschäft sind neue Theilhaber getreten, Theilhaber, mit neuen, oft fremdartigen Interessen, Theilhaber, von denen jeder einzelne den geschlossenen Handelsstaat Fichte's anstrebt, Theilhaber endlich von „überlebensgrosser" Statur, Kraft und Entwicklungsfähigkeit.

Die genannten drei Mächte, „Grossmächte" im modernen Sinne, sind vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke an Kriegskraft und Culturkraft den alten europäischen Staaten noch nicht überlegen. Aber sie verfügen über ein ungeheures Wohngebiet, die Grundlage grosser Völker. Grossbritannien, Russland und die Vereinigten Staaten besitzen zusammen eine Ländermasse, die 56mal so gross ist, als das Deutsche Reich und Frankreich zusammen. Auch hat der russische Admiral Baranow Recht, wenn er sagt: „Der Raum ist die Zukunft". Ferner besitzen die erwähnten Reiche in ihrer Einheit die Bürgschaft weiterer Entwicklung ihres jetzt schon übermächtigen Calibers. Und endlich erstrecken sich ihre Besitzungen durch verschiedene Zonen, wodurch ihnen auf

eigenem Boden jene Vielseitigkeit der Production zutheil wird, die eine Bedingung der modernen Grossindustrie und des modernen Völkerlebens bildet.

Der Vergleich ist nicht abzuweisen: jeder der erwähnten Grossstaaten verhält sich zu den alten europäischen Staaten wie das Makedonien Philipp's oder Alexander's zu den Kleinstaaten Griechenlands. Was nützte den Thebanern ihre Kraft, den Athenern ihre Industrie und Bildung, den Spartanern ihre Tapferkeit: sie erlagen einfach der Wucht des grösseren Calibers.

Auf dieses neue Element in der Weltpolitik haben wir schon wiederholt hingewiesen und werden darauf zurückkommen. Zuvor jedoch liegt es uns ob, die Entstehung der heutigen Weltlage und Weltconjunctur in's Auge zu fassen, wobei sich ergeben wird, dass, dem socialen Zuge der Zeit entsprechend, Wirthschaft und Politik immer mehr zusammenfliessen.

* * *

Während der dreiundzwanzigjährigen Franzosenkriege um die Wende des Jahrhunderts (1792—1815) war Grossbritannien, welches, von keinem Feind betreten, in der Zwischenzeit seine Industrie mit der neu erfundenen Maschinenkraft ausgerüstet hatte, rasch zum weit überlegenen Industriestaate und Mittelpunkte des europäischen Verkehres herangewachsen. Insbesondere war es, dank seiner riesigen Industrie, der grosse Absatzmarkt für die Rohproducte, Nahrungsmittel und Hilfsstoffe des westlichen und mittleren Europa geworden. Die Landwirthschaft dieser Länder hatte ihr Auge auf England gerichtet. Fast jedes landwirthschaftliche Erzeugniss fand dort willige Aufnahme zu lohnenden Preisen, und mit Entstehung und Ausbreitung von Dampfschifffahrt und Eisenbahnen erweiterten sich diese Bezüge bis tief in das europäische Binnenland hinein. Von den südspanischen Weinbauern bis zu den Grossgrundbesitzern Ostpreussens, Ungarns und Rumäniens waren mächtige Interessen an den englischen Markt geknüpft. Von den Küsten Dänemarks, Schleswig-Holsteins, Norwegens, der Ostsee, dann aus den Marschen des deutschen Nordwestens, der Niederlande und Belgiens, nicht minder aus der Normandie und Bretagne bis nach Spanien hin waren stets

Schiffe mit Getreide, Mehl, Sprit, Wolle, Oelsaat, Futterstoffen, Vieh, Fleisch, Speck, Milch, Butter, Wein, Obst u. s. w. zur Versorgung Grossbritanniens unterwegs. Diese Küsten deckten dann den eigenen Bedarf aus den rückwärts liegenden Ländern; es fand ein stetes Nachschieben mit der Richtung auf England statt. Etwa vierzig Jahre hindurch war dieser Absatz nach England ein regelmässiger; ohne allzu ängstliche Auswahl der Production und ohne allzu strenge kaufmännische Führung derselben sahen die festländischen Landwirthe ihre Wirthschaft blühen und hielten sich für berechtigt, dem Werthe ihrer Güter alljährlich einige Percente zuzuschreiben.

Aber in diese ganze, so günstige Entwicklung kam plötzlich ein Riss. Riesengross erhob sich im fernen Westen jenseits des Oceans der amerikanische Wettbewerb. Er überbrückte, zum erstenmale für ein Massenproduct, mittelst billiger Frachten die Meere und warf seit dem Jahre 1875 und besonders seit 1878, wo für Grossbritannien eine bis 1880 dauernde Reihe von Missernten begonnen hatte, enorme Mengen von Rohwaaren auf den englischen Markt. Im Jahre 1880 bezog England schon für 1200 Millionen Goldgulden Nährmittel aus der Fremde und davon lieferten die Vereinigten Staaten an lebendem Vieh 43 Percent, an Fleisch 72, Weizen und Mehl über 80, Mais 84, an Speck 96 Percent. Das war eine wirthschaftliche Revolution für den Continent!

Von dieser Zeit an hörte die begünstigte Stellung der festländischen Landwirthschaft auf. Sie verlor zunächst ihren besten Markt. England war landwirthschaftlich durch die Vereinigten Staaten in Besitz genommen. Den von den Amerikanern gefundenen Pfaden folgten bald Indien, Australien, Russland und Rumänien. Nun stauten sich rings um England die Producte und drückten nach rückwärts. Um wenigstens den lohnendsten Theil der einheimischen Landwirthschaft zu retten, verbot England unter dem Titel der Seuchengefahr die Einfuhr lebenden Viehes aus Deutschland; dasselbe that das Deutsche Reich gegen Oesterreich-Ungarn und ebenso Oesterreich-Ungarn gegen Rumänien und Russland. Es erfolgte von Land zu Land ein Rückstoss, wie wenn bei plötzlichem Anhalten der Locomotive die Wagen eines Zuges nacheinander mit einem Rucke zum Stehen kommen. Der Handel von Land zu Land stockte. Die Preise sanken.

Man rieth den europäischen Landwirthen, dass sie ihren Betrieb ändern sollten. Allein das setzt viel Capital und Zeit voraus und grössere kaufmännische Beweglichkeit, als sie insbesondere dem sonst so kernhaften mitteleuropäischen Bauernstande eigen ist.

Landwirthschaft und Industrie hatten ihre Rolle getauscht. Vorher waren die festländischen Gewerbe durch den Vorsprung der englischen Industrie schwer gedrückt gewesen, und die englische Diplomatie, gestützt auf continentalen Feudalismus und Doctrinarismus, hatte die Einführung eines besser schützenden Zollsystems zu hintertreiben gewusst. Jetzt dagegen zeigte sich die festländische Landwirthschaft, nachdem sie den grössten Theil des englischen Marktes eingebüsst, durch überseeisches und russisches Mitwerben nicht minder bedroht, als es die festländische Industrie durch die englische war.

Die Grundbesitzer, die in den Volksvertretungen des mittleren und westlichen Europa die Mehrheit besitzen, machten aus der Noth eine Tugend und suchten bei der einheimischen Industrie einen Ersatz für den englischen und französischen Markt, und die Begeisterung für den Freihandel, die bis dahin in dem sicheren und lohnenden Absatze nach Grossbritannien einen sehr greifbaren Untergrund hatte, nahm in den europäischen Rathsversammlungen sichtlich ab. Bald standen die Vertreter der Seestädte allein, dagegen reichten sich Industrie und Landwirthschaft die Hand, und das Ergebniss dieses Bundes waren die neuen Zolltarife, die sowohl für industrielle wie für landwirthschaftliche Einfuhren höhere Zollsätze feststellten. Oesterreich-Ungarn schloss und heilte die durch den höchst ungünstigen Vertrag mit Grossbritannien vom 16. December 1865 geschlagene Wunde durch die im Jahre 1878 verfügte Aenderung einiger Zollsätze. Das Deutsche Reich, welches vom alten Zollverein sehr niedrige Zollsätze geerbt hatte, rückte mit dem kräftigen Tarife vom 15. Juli 1879 nach, welchem eine Revision am 24. Mai 1885 folgte. Oesterreich-Ungarn erliess die Reform-Gesetze vom 25. Mai 1882 und 21. Mai 1887, Italien vom 9. August 1883 und 14. Juli 1887. Spanien, Schweden und das hochindustrielle Belgien und die Schweiz änderten ihre Zollgesetzgebung. Sogar England beging mit dem Verbote oder doch den Er-

schwerungen für die Einfuhr lebenden Viehes vom Continente, sowie durch das Markengesetz Eingriffe in die älteren Anschauungen von Freihandel, die Mr. Cobden schwerlich gebilligt hätte. Nur die Niederlande, durch Capitalreichthum, Umsicht und besonders treffliche Wasserverbindungen begünstigt, vermochten ihre Landwirthschaft den geänderten Verhältnissen des Weltmarktes anzupassen und änderten ihre Zollpolitik nicht. Frankreich, welches im Verhältniss zu seiner gut entwickelten Production jeder Art schon vorher ziemlich hohe Zölle besessen hatte, liess noch am 1. Februar 1892 einen stark schutzzöllnerischen Tarif in Kraft treten. Solche allgemeine Wirkungen setzen allgemeine Ursachen voraus. Es mögen auch die durch die Rüstungen allenthalben gesteigerten finanziellen Bedürfnisse, sowie politische und nationale Gründe mitgewirkt haben — im Ganzen jedoch liegt das Hauptmotiv zur geänderten Zollpolitik der festländischen Staaten in der Thatsache, dass die Vereinigten Staaten aus Nährmitteln eine Welthandelswaare zu machen verstanden, indem sie die Frachten zu Wasser und zu Lande mit unglaublichem Nachdrucke herabsetzten und dadurch in erster Reihe England für ihre Erzeugnisse eroberten. *)

Welches waren nun die Wirkungen dieser geänderten Handelspolitik der europäischen Staaten?

Wie es überhaupt in wirthschaftlichen Dingen zu sein pflegt, waren die Wirkungen tiefgreifender, als man gewöhnlich annimmt.

*) Diese Anschauung über den Umschwung in der Zollpolitik der letzten fünfundzwanzig Jahre wurde bereits in dem handelspolitischen Sammelwerke des Verein für Socialpolitik von 1892, sowie in der Pariser Revue d'Economie Politique (Februar 1891) vom Verfasser entwickelt. Aus der letzteren übernahm sie der — nicht blos für Frankreich — zu früh verstorbene Jules Ferry, mit wörtlicher Anführung der Hauptstellen in seine grosse, im französischen Senate am 23. November 1891 gehaltene Rede und fügte dann bei: „N'est pas là le tableau fidèlement reproduit, ingénieusement analysé, des répercussions intimes, qui ont lié, chez nous aussi, la crise agricole au retour du systeme protectioniste? En effet, Messieurs, les faits s'etant développés comme le raconte si bien Mr. Peez, c'est alors que le systeme (des traités) de 1860 fut déserté avec éclat par l'Europe entière.“ Gegenüber den wiederholten und heftigen Angriffen, welche Herr Professor Paul Cauwès in Paris in seinem „Cours d'Economie Politique“, Bd. II, gegen den Verfasser richtete, wird man es letzterem zugute halten, dass er die anerkennenden Worte J. Ferry's hier wiedergab.

Zuerst gewann die Landwirthschaft einen Halt, um sich wieder etwas zu befestigen. Die Industrie vergrösserte allenthalben ihre Erzeugung. Beide grosse Ordnungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker traten sich näher; ihre Interessen verschmolzen und die Staaten gewannen dadurch an innerer Festigkeit. Gar kein Gedanke, dass die enorm gestiegene Steuerlast ertragen worden wäre, ohne die Zollreform! Und die neuzeitliche Socialpolitik der mitteleuropäischen Staaten ruht auf der festen Grundlage der erhöhten Zolltarife.

Allein, auch minder günstige Seiten müssen zugestanden werden. Einige derselben, die Neigung zur industriellen Ueberproduction und das Unterbleiben der weiteren Ausbildung von Specialitäten, wurden schon früher erwähnt (S. 10). Hier soll nur noch hervorgehoben werden, dass das Zurückziehen der einzelnen Staaten auf sich selbst, die Art von Selbstgenügsamkeit, die jetzt entstand, der strenge Abschluss gegen Aussen, nicht blos, wie man oft hervorgehoben hat, den Handel benachtheiligte, sondern auch den gesellschaftlichen, geistigen und auch den beginnenden politischen Zusammenhang der europäischen Völker geschwächt hat.

Der Begriff „Europa", dessen Verschwinden einst Graf Beust nicht mit Unrecht so beweglich beklagte, erlitt durch zwei Ereignisse eine höchst bedauerliche Störung, nämlich erstens durch den verhängnissvollen Angriff Napoleon's III. auf Preussen von 1870 und zweitens durch die Eroberung des englischen Marktes von Nährstoffen seitens der Amerikaner zum Nachtheile der umliegenden Festlandsvölker.

Dank seiner gewaltigen Industrie, seines ungeheueren Reichthums und der fast unbegrenzten Aufnahmsfähigkeit seines Marktes war vor 1875 Grossbritannien der geschäftliche Mittelpunkt für die leitenden Classen des Festlandes gewesen. Von der englischen Preisliste hing oft ihr wirthschaftliches Schicksal ab. Vielleicht wäre mit der Zeit dieses Verhältniss in politischer Hinsicht nicht ganz unbedenklich geworden, aber einstweilen bot es wesentliche Vortheile, und, was wir hier besonders hervorheben wollen, gab es den europäischen Dingen einen gewissen grösseren Zug; man blickte doch weit über die Grenze des eigenen Landes hinaus, beschäftigte sich mit den auswärtigen Zuständen, verfolgte sie

und suchte dort Verbindungen; Handel und Verkehrswesen konnten ihre völkerverbindende Aufgabe vollständiger erfüllen. In dieses Geflechte, welches, ein beginnender Organismus, sich bis Mitte des siebenten Jahrzehntes jährlich verdichtet hatte, brachte der Stoss des amerikanischen Mitwerbens einen plötzlichen Riss. Hatten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Franzosen mitgewirkt, um nicht blos die amerikanischen Colonisten von der englischen Herrschaft, sondern auch den nordamerikanischen Markt von der Monopolisirung durch Englands Industrie und Handel loszulösen, und hatten zu Anfang des laufenden Jahrhunderts hinwiederum die Engländer die südamerikanischen Märkte von dem wirthschaftlichen Monopole Spaniens und Portugals befreit und allen Völkern — freilich zunächst sich selber — eröffnet, so thaten seit 1878 die Amerikaner, wenn auch in ganz friedlichen Formen, etwas Aehnliches, indem sie die engen Beziehungen Grossbritanniens zum europäischen Festlande lockerten und England als Absatzmarkt für Rohproducte und Nährmittel in ihre eigene, amerikanische Sphäre hineinzogen.

Dazu kam dann noch der ganz unmotivirte Ansturm Napoleon's III. im Jahre 1870 auf Preussen-Deutschland. Der französische Ruf: „Nach Berlin!“ ward nicht zum Todesschrei für das angegriffene Deutschland, wohl aber für den Frieden, die Verträglichkeit, das Zusammenleben der europäischen Völker!

So wirkten Politik und Handel zusammen, um Europa zu spalten, und die Folgen dieser Zerklüftung unseres Welttheils blieben nicht aus. Sie zeigten sich einerseits bei den europäischen Staaten in den mass- und endlosen Rüstungen, welche das Mark der Völker verzehren, andererseits in dem Fehlen jeder Rücksicht auf die gemeinsamen europäischen Interessen und in der Ueberhebung der durch ihre Lage an der europäischen Peripherie freier gestellten Grossstaaten, wie Russland und Grossbritannien, sowie der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unsere Aufgabe wird es nun sein, die Handelspolitik der wichtigsten Staaten und besonders der „Grösserstaaten“ gegenüber dem europäischen Festlande genauer in's Auge zu fassen.

Wir werden daher zuerst die Handelspolitik der Vereinigten Staaten und Russlands gegenüber Europa

— welche viel Gemeinsames hat und darin gipfelt, dass sie ihre Rohproducte massenhaft nach Europa senden, aber die Aufnahme europäischer Fabricate auf ihren Märkten möglichst ablehnen — kurz betrachten, dann die Tendenzen dieser beiden Grossstaaten im Einzelnen verfolgen und insbesondere den Verhältnissen in Ostasien eine Erörterung widmen; hierauf wird Frankreichs Handelspolitik, welche in den früheren Abhandlungen nur gestreift wurde, zur Darstellung gelangen und die Theilung Afrikas angefügt werden, worauf mit einer Schilderung der Handelspolitik des gewaltigen Grossbritanniens und einigen Blicken in die Zukunft der Politik des Dreibundes unsere Skizze schliessen wird.

* * *

Um die Handelspolitik der Staaten in ein knappes Bild zusammenzudrängen, empfiehlt sich eine Vergleichung ihrer Zolleinnahmen mit dem Handelswerthe ihrer Einfuhr. Das Mass der Zollbelastung, die sie an der Grenze von den eingeführten Waaren erheben, tritt dann in ein helles Licht. In den letzten Jahren (1892 und 1893) haben nun die Einfuhr besteuert und belastet mit Percent der Einfuhr:

Vereinigte Staaten	29.1	Percent
Russland	27.8	"
Italien	17.9	"
Schweden	11.4	"
Dänemark	10.9	"
Norwegen	10.6	"
Frankreich*)	10.2	"
Deutsches Reich	9.2	"
Rumänien	7.7	"
Oesterreich-Ungarn	7.0	"
Grossbritannien	4.9	"
Schweiz	3.0	"
Belgien	1.8	"
Holland	0.5	"

Da in dieser Tabelle auch die zur Verzollung gelangten Verbrauchsartikel, wie Zucker, Kaffee, Thee, Erdöl u. s. w.,

*) In Frankreich im Jahre 1875 erst 6 Percent, im Jahre 1892 dagegen unter der Herrschaft des neuen Tarifes mit Maximal- und Minimal-Zöllen obige 10.2 Percent.

enthalten sind, so kann sie nicht als ganz zutreffender Massstab für die Höhe der landwirthschaftlichen und gewerblichen Schutzzölle gelten. Immerhin ersieht man schon aus obiger Zusammenstellung den weiten Abstand, mit welchem die *Vereinigten Staaten und Russland* allen anderen Ländern voranschreiten. Und wenn man die Zölle auf Fabrikate besonders berücksichtigen wollte, an deren Absatz Europa das grösste Interesse hat, so kämen für die Vereinigten Staaten und Russland noch weit höhere Percentziffern, wie obige $29._1$ und $27._8$ Percent, zum Vorschein. Für manche ausländische Fabrikate beträgt in den Vereinigten Staaten und Russland die Zollbelastung 60, 80, 100, 200, ja 300 und mehr Percent!

Man sagt nun wohl, der Verbraucher in Russland und Amerika trage den Zoll. In einigen Fällen mag dies richtig sein, aber in vielen nicht. Wir wollen dafür einen Zeugen anführen. Bei einem zu Ada in Ohio am 8. October 1891 stattgehabten öffentlichen Redekampf zwischen MacKinley und dem Gouverneur Campbell sagte Ersterer: „Der Gouverneur behauptet, wir im Inlande bezahlen den Zoll. Wenn dies so wäre, warum machen die Engländer und Deutschen einen solchen Lärm über unsere Zölle? Wollt ihr wissen, wer den Zoll zahlt, so fragt den canadischen Landwirth, der Weizen zu uns nach Buffalo bringt. Der Landwirth aus Erie (Vereinigte Staaten) bringt seinen Weizen auch hin. Der einheimische Landwirth nimmt 90 Cents für den Bushel vom Markte heim, der canadische 90 Cents weniger 25 Cents Zoll.“ Das ist deutlich gesprochen: Und in der Regel wird Mac Kinley Recht haben. Nun können die Staaten ohne Zweifel diejenigen Zölle bei sich einheben, die ihnen belieben. Aber die so besteuerten Staaten könnten dies auch. Die Unbilligkeit liegt in dem *Mangel an Gegenseitigkeit*.

Russland und die Vereinigten Staaten mit einer Zollbelastung von rund 30 Percent auf deutsche Einfuhren verlangen von dem Deutschen Reiche dieselbe Zollbegünstigung für Getreide, welche das Deutsche Reich an Oesterreich-Ungarn gewährt, welches letztere die deutsche Einfuhr nach Oesterreich-Ungarn nur mit 7 Percent belastet. Liegt darin Gerechtigkeit?

Dazu kommt noch ein anderer sehr wichtiger Gesichtspunkt, nämlich die künstliche Herauspressung grosser Ueber-

schüsse bei der Handelsbilanz, die theilweise mit dem Baargelde Europas ausgeglichen werden müssen.*)

Das natürliche Verhältniss sollte sein, dass Russland und die Vereinigten Staaten an die dichtbevölkerten Länder Europa's ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse liefern und dafür die Deckung in Fabrikaten aufnehmen. Nun ist aber die Handelspolitik der beiden grossen Staaten darauf gerichtet, mit den schärfsten Mitteln den natürlichen Austausch von Waare gegen Waare zu verhindern. Sie wollen zwar verkaufen, aber nicht kaufen; sie wollen zwar, dass das Ausland die Grundbesitzer und landwirthschaftlich arbeitenden Classen Russlands in Nahrung setze und bezahle, aber sie selbst weigern sich, das industrielle Arbeitsproduct des Auslandes aufzunehmen, sondern verlangen die Baarbestände und Tauschmittel des Auslandes.

Es betrugen nämlich in einem einzigen Jahre die Einfuhr und Ausfuhr Russlands und der Vereinigten Staaten im Verkehre mit dem übrigen Europa in Millionen Mark:

	Einfuhr aus Europa	Ausfuhr nach Europa
	Millionen Mark	
Russland (1888)	918.₁	2 378.₀
Ver. Staaten (1888/89) .	1 613.₆	2 288.₇
Zusammen .	2 532.₀	4 666.₇

Folglich Mehrausfuhr**) 2078.₂ Millionen Mark.

Durch ihr Zollsystem erzwingen also Russland und die Vereinigten Staaten einen baaren Ueberschuss in der Bilanz, der in dem genannten Jahre über 2000 Millionen Mark oder 1000 Millionen Goldgulden betragen hat.

Allerdings fallen von dieser Summe fast 1400 Millionen Mark auf den Verkehr Grossbritanniens mit den beiden Riesenstaaten. Allein Grossbritannien weiss sich durch seinen, über die ganze Erde gebreiteten Handel wieder Deckung zu verschaffen und pflegt insbesondere seine Unterbilanz gegenüber den Vereinigten Staaten mit jenen Goldwechseln zu begleichen, die ihm sein Handel mit Ostasien und Südamerika verschafft hat.

*) In Bezug auf die Vereinigten Staaten bereits hervorgehoben in der Schrift „Amerikanische Concurrenz“ 1881.

**) Mit Abschlag der Einfuhr Russlands aus den Vereinigten Staaten im Betrage von 33.₈ Millionen Gulden und der Einfuhr der Vereinigten Staaten aus Russland im Betrage von 5.₇ Millionen Gulden, zusammen 28.₆ Millionen Gulden.

Bei den mittel- und westeuropäischen Staaten jedoch besteht dieser Regress nicht in ähnlichem Masse. Am deutlichsten ersieht man dies aus dem Handel zwischen Russland und dem Deutschen Reiche in den letzten zwei Jahren, worüber die Ausweise vorliegen. Es zeigt nämlich dieser Handel folgendes Bild in Millionen Mark:

Jahr	Einfuhr Russlands aus Deutschland	Darunter Edelmetall	Ausfuhr Russlands nach Deutschland	Darunter Edelmetall
1891	$262._6$	$117._3$	$580._4$	$1._7$
1892	$239._5$	$109._7$	$383._1$	$1._6$
	$502._1$	$228._0$	$963._8$	$3._3$

Danach hatte der deutsch-russische Verkehr in den genannten zwei Jahren 1891 und 1892, trotz Misswachs und Hungersnoth in Russland, einen Ueberschuss zu Gunsten Russlands von $461._7$ Millionen Mark, wovon die grössere Hälfte zur Verzinsung seiner Schulden im mittleren und westlichen Europa zurückbleiben mag, die kleinere Hälfte jedoch im Betrage von $224._7$ Millionen baar (fast ausschliesslich Gold) nach Russland geflossen ist.

Russland zieht auf diesem Wege durch seine gewaltsame Handelspolitik (durch seine Eingangszölle und die erzwungenen Ueberschüsse in seiner Handelsbilanz) grosse Goldbeträge aus den Nachbarländern an sich. Dies Edelmetall, wozu noch die eigene Bergwerkserzeugung hinzukommt, wird aufgehäuft und bildet eine beständige Quelle wirthschaftlicher und politischer Unsicherheit für die europäischen Länder. Nach einem vom russischen Finanzminister Witte erstatteten Berichte betrug dieser Goldvorrath im Jänner 1894 nicht weniger als 1950 Millionen Mark.

Noch günstiger, weil mehr auf innerer Erzeugungskraft beruhend, war die Stellung der Vereinigten Staaten, bevor sie durch bekannte ganz ausserordentliche Fehler ihr Geldwesen zerrüttet hatten.

Die Vereinigten Staaten liefern heute rund ein Drittel sämmtlichen Goldes und die Hälfte des Silbers der Weltproduction. Diese mächtigen Metallmassen zu den Ueberschüssen der Handelsbilanz hinzufügend, konnte einst Atkinson das stolze Wort sagen: „Selbst wenn wir in Zukunft kein Loth Gold oder Silber mehr erzeugen, so werden doch w i r es sein, welche über die Schätze der Erde verfügen!“

Dass diese Staaten durch ihre künstliche und unnatürliche Handelspolitik sich selbst grosse und mannigfaltige Uebel zufügen, liegt auf der Hand und ist, mindestens in Amerika, schon erkannt worden. Aber einstweilen haben wir mit der Gegenwart zu rechnen.

Bei den gespannten Währungsverhältnissen in Europa, muss die Abhängigkeit Europas von Russland und den Vereinigten Staaten sehr scharf in's Auge gefasst werden. Es ist wahrscheinlich, dass ein Theil der europäischen Münz- und Währungsschwierigkeiten nicht allein aus der Seltenheit des Goldes, sondern auch aus der fast prohibitiven, den natürlichen Waarenaustausch hemmenden und verdrehenden Handelspolitik Russlands und der Vereinigten Staaten entsprungen ist.

Wenn nun die Verhältnisse so sind, wie sie hier geschildert wurden, und die Rückwirkung der russischen und amerikanischen Handelspolitik, eine höchst nachtheilige sein muss, warum nehmen die mittel- und westeuropäischen Länder all' diese Unbill selbst ohne jeden Versuch eines Widerstandes hin? Warum thun sie nicht dasselbe wie die Russen und Nordamerikaner, warum betreten sie nicht zu Hause den Weg, den ihnen Russen und Amerikaner gezeigt haben?

Die Antwort liegt in Jedermanns Munde. Die Uneinigkeit der Europäer trägt die Schuld. Der frühere ungarische Staatssecretär v. Matlekovits sagte in dieser Hinsicht: „Die Vereinigten Staaten haben durch die Bestimmungen der Mac Kinley-Bill und namentlich durch die grosse Macht, welche in diesen Gesetzen dem Präsidenten der Republik eingeräumt ist — bei dem vollen Bewusstsein, dass sich die europäischen Staaten zu einheitlichen und gemeinschaftlichen Massregeln der Union gegenüber kaum vereinigen werden — die europäischen Länder in die Zwangslage versetzt, Alles von Seiten Nordamerikas zu erdulden, was in zollpolitischer Hinsicht gegen dieselben verfügt wird." Wie die Amerikaner selbst urtheilen, darüber gibt fast jedes Blatt der Union, worin das Verhältniss zu den europäischen Staaten besprochen wird, genügenden Aufschluss. Einige Proben haben wir schon früher (S. 58) gegeben. Die Worte eines californischen Blattes aber: „Die europäischen Völker haben zu einander die Gewohnheiten einer Streiftruppe von Wilden angenommen, die sich gegenseitig bedrohen und Jeder den Augenblick er-

späht, den Anderen niederzustossen", sollten in allen Parlamenten Europas angeheftet werden. Mit ähnlicher Geringschätzung über europäische Verhältnisse reden die Russen, wenn sie unter sich sind. Diese Geringschätzung aber greift tief in die wirthschaftliche und sociale Entwicklung der europäischen Völker und besonders der arbeitenden Classen hinein, welche die Tollheiten ihrer Chauvinisten mit Milliarden bezahlen.

* * *

Die handelspolitischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden bereits in den früheren Abhandlungen, besonders in dem Vortrage über den all-amerikanischen Tag von 1889 ausführlicher erörtert (S. 37). Wir sahen die Herren Blaine und MacKinley an der Arbeit, wir sahen aber auch, wie starker Widerstand sich regte, der naturgemäss in der Partei der Demokraten seinen Mittelpunkt fand, dem aber auch darüber hinaus weite Volkskreise ihre Unterstützung liehen.

Seit 1. October 1894 ist nun die amerikanische Handelspolitik wieder in ein normales Verhältniss zurückgekehrt, und die von Europa ausgegangenen Warnungen, welche annehmen liessen, dass bei Fortdauer der willkürlichen Angriffe auf die europäische Industrie die landwirthschaftliche Ausfuhr Nordamerikas bedroht sein könnte, blieben nicht ganz ohne Eindruck. Weiterblickende hatten erkannt, dass eine Fortsetzung der all-amerikanischen Politik zu beständigen Einmischungen in die mittel- und südamerikanischen Länder, zu steten Weiterungen mit den europäischen Staaten und schliesslich zu Krieg, Soldatenthum und Imperialismus in der grossen Republik führen müsste. Das Meiste thaten die schlimmen Erfahrungen, welche die Bürger der Union mit den von Blaine, Harrison und MacKinley vertretenen Richtungen an ihrem eigenen Wohlstande gemacht haben. Dies Alles vereint hatte den Sieg der gemässigten Männer und Grundsätze vom Jahre 1894 zur Folge.

Das Programm der demokratischen Partei vom Juni 1892 in Chicago erklärte es für einen Hauptgrundsatz, „dass die Bundesregierung verfassungsgemäss keine Befugniss erhalten solle, Tarifsteuern aufzulegen oder zu erheben, ausgenommen

zu Zwecken des Staatseinkommens". Verworfen wurde ferner die Gegenseitigkeitspolitik der republikanischen Regierung, „welche Politik mit dem freieren Handelsverkehr Gaukelspiel treibe, indem sie den Vereinigten Staaten, deren Hauptausfuhrartikel nahezu ausschliesslich landwirthschaftliche Erzeugnisse sind, in vorwiegend ackerbauenden Staaten (Süd- und Mittel-Amerika) neue Absatzgebiete zu erschliessen vorgebe. Gleichzeitig errichte sie jedoch eine Schranke von Schutzzöllen gegen die reichen Verbrauchsländer der Welt, welche bereit sind, unseren ganzen Ueberschuss an Producten aufzunehmen und gegen Artikel einzutauschen, welche zu den nothwendigen Bedürfnissen wie zu dem Comfort unseres Volkes gehören."

Freilich, bei Durchführung der Plattform von Chicago verwickelte sich der ursprünglich so einfache und klare Gedanke in die Irrgänge des amerikanischen Parteiwesens. Schliesslich kam es zu einem Compromisse, welcher als Sieg der Interessen des östlichen Handels mit der westlichen Landwirthschaft über die einseitige Ueberhebung der industriellen Interessen bezeichnet werden kann.

Der vom Präsidenten Cleveland kräftig vertretene neue Tarif von 1894 erinnert in vieler Hinsicht an die von Friedrich List empfohlene Handelspolitik: mässige Besteuerung der Rohstoffe; Steigen der Zölle im Verhältniss zur Menge der auf ein Product verwendeten Arbeit; hohe Finanzzölle. Wenn der gewöhnlich nach seinem Hauptvertreter genannte MacKinley-Tarif von 1890 Zollsätze von 50, 60, ja 100 Percent des Werthes der Waaren enthielt, so bietet der Wilson-Tarif von 1894 Zollsätze von 35, 45 und 50 Percent. Wenn der erstere von Metallen und Metallwaaren 58, von Seidenwaaren 53, Baumwollwaaren 55 und Schafwollwaaren 98 Percent erhob, so sind im neuen Tarife bei Metallwaaren 36, bei Seidenwaaren 46, Baumwollwaaren 43 und Schafwollwaaren 48 Percent Zoll an die Stelle getreten. Diese Zölle sind immer noch hoch genug, doch sind sie nicht, um mit Carey zu reden, ganz handelsfeindlich. Der unsinnigen Vermehrung der Fabriken und der willkürlichen, überall anreizenden und nirgends befriedigenden Ueberproduction wird ein Ziel gesetzt und die Entwicklung der einheimischen Production wie des auswärtigen Handels in eine Art Gleichgewicht gebracht.

Der starke und berechtigte Einfluss der Landwirthe in den Vereinigten Staaten äussert sich im Tarife von 1894 nicht nur in einer Kürzung der Hochzölle auf Fabrikate, sondern auch in einer sorgfältigen und sehr in's Einzelne gehenden Festhaltung der das Interesse des Landbaues betreffenden Zölle. In dieser Hinsicht nähert sich der nordamerikanische Tarif dem französischen Tarif von 1892. Weizen, Mais, Roggen, Hafer, sowie Mehl sind mit 20 Percent, Gerste mit 30, Malz mit 40, lebende Thiere und Conserven mit 20 Percent besteuert. In diesen Zöllen ist wohl auch noch ein Stück all-amerikanischer Politik enthalten, da sie sich wesentlich gegen Canada richten.

Im Uebrigen findet das Panamerika Blaine's im neuen Tarife eine ungleich geringere Förderung als im alten, die bekannte „Gegenseitigkeits-Clausel“ ist aus dem neuen Zollgesetze verschwunden, und im October 1894 brachte der Telegraph die wichtige Nachricht nach Europa, dass sowohl Spanien wie Brasilien die „Gegenseitigkeitsverträge“ mit der Union gekündigt haben.

Die grosse Union streift diese Versuche ab, Süd- und Mittel-Amerika in eine künstliche wirthschaftliche Abhängigkeit vom Norden zu bringen; sie überlässt dies der zukünftigen Entwicklung.

Ob nicht die Zukunft wieder auf die all-amerikanischen Pläne zurückgreifen wird, steht dahin. Einstweilen haben die Vereinigten Staaten mit der eigenen Gegenwart genug zu thun. Sie leiden schwer unter der Weltconcurrenz in Nährstoffen und den Folgen einer verfehlten Zoll- und Münz-Politik. Das kühne Wort Atkinson's: „Narren, Kinder und die Vereinigten Staaten dürfen sich Alles erlauben!“ hat sich nicht bewährt. Auch der Ausspruch von Read: „Amerika hat sein Ziel fast erreicht: die ganze Welt zu ernähren und sich dennoch in selbstgemachte Stoffe zu kleiden“, ist nicht ganz in Erfüllung gegangen. Es mag ja sein, dass drüben „Furchen von 30 Kilometer Länge bestehen und Heerden von 90.000 Stück Vieh weiden.“ Es wird ja zutreffen: „dass mancher amerikanische Farmer ein Feld von 100 Quadrat-Kilometer bearbeitet und mit 100 Taglöhnern ebensoviel Weizen erbaut als 5000 Bauern in Frankreich oder Deutschland.“ Dennoch ist die landwirthschaftliche Krise in der Union recht

gross und betrübend. Ein Preis des Weizens von 17 oder 18 Schilling in London, wie er unter der Einwirkung des Mitwerbens von Russland, Indien und Argentinien entstanden ist, kann nicht ohne starke Rückwirkung auf die Prosperität der amerikanischen Landwirthe bleiben. Die Sonne halbtropischer Länder ist stärker als der Boden Nordamerikas und die Genügsamkeit des Indiers unerreichbar für den vielbegehrenden Sohn der Union. Die im Jahre 1894 vielfach bemerkte Rückwanderung aus Nordamerika nach Europa legt eines der wirksamsten Mittel lahm, welche sonst das Gedeihen der Union gefördert haben. Doch sind die Hilfsmittel des Landes und die Spannkraft seiner Bevölkerung viel zu gross, um nicht an eine baldige Wiederaufnahme des Fortschrittes zu glauben. Vielleicht wird die jetzige Krise auch drüben Eines lehren: Masshalten. Die neue Handelspolitik von 1894 wird dahin wirken, dass der Schwerpunkt der Vereinigten Staaten künftig mehr wie je in die Production und Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse fallen wird. Die Industrie, vom rastlosen Genius der Nordamerikaner getrieben, wird unter etwas mässigeren Zöllen nicht kleinere Fortschritte machen als vorher; Handel und Schifffahrt sich aber günstiger entfalten, und das Verhältniss zu Europa ein besseres sein. Doch sind auch Rückfälle in das Hochschutzzoll-System nicht ausgeschlossen, in welchem Falle auch die all-amerikanischen Pläne ihre Wiederauferstehung feiern könnten.

Mit welchen Hoffnungen man sich übrigens in der Union trägt, dafür ein Beispiel. In der amerikanischen Zeitschrift „Forum“ (November 1893) wirft ein amerikanischer Handelspolitiker, J. R. Procter, die Frage auf, ob die bisher von Grossbritannien innegehabte Handels-Suprematie auf die Vereinigten Staaten übergehen werde? Als eine Grundlage der Industrie wendet Herr Procter zunächst der Kohle seinen Blick zu und sagt: „Von sämmtlicher Kohle, die seit Anfang des Jahrhunderts bis zur Gegenwart überhaupt gefördert wurde, fällt auf Grossbritannien stark die Hälfte. Sie übertrifft die Förderung jedes anderen Volkes. Im Jahre 1891 lieferte Grossbritannien 36 Percent der Weltproduction; die Vereinigten Staaten folgen mit 33 Percent. Die Vereinigten Staaten steigern ihre Förderung alljährlich um 10 Percent, Grossbritannien um

kaum 2 Percent. Die Kohlenpreise sind in England steigend, in der Union fallend. England hat eine Ausfuhr von 31 Percent seiner Förderung, die Union nur von 1 Percent. Aber letztere wird in Zukunft eine stärkere Kohlenausfuhr haben als Grossbritannien." Herr Procter kommt dann auf Eisen zu sprechen: „Grossbritannien hat Jahrzehnte hindurch alle Länder in der Erzeugung von Eisen übertroffen und über die Hälfte der Weltproduction in diesem wichtigsten Artikel geliefert. Seine Erzeugung erreichte ihren Gipfelpunkt im Jahre 1882; in diesem Jahre und seither ist Amerika der stärkste Werkmann von Eisen und Stahl geworden. Seit 1882 haben die Vereinigten Staaten ihre Production verdoppelt. Von allem Eisen, das in der Welt erblasen wird, erzeugte im Jahre 1867 England 52 Percent, die Vereinigten Staaten nur 14 Percent. Im Jahre 1891 aber brachten die Vereinigten Staaten 34 Percent aus, England nur 30 Percent. In den Vereinigten Staaten wächst die Eisengewinnung rascher als die Bevölkerung." In Garn und Geweben, welche etwa die Hälfte des Werthes des englischen Ausfuhrhandels bilden, werde Grossbritannien wahrscheinlich noch längere Zeit hindurch sein Uebergewicht behaupten. Ueberhaupt besitze England noch manche Vorzüge im grossen Wettkampfe zwischen den beiden angelsächsischen Ländern: sein lange eingebürgerter Handel mit allen Theilen der Erde, sein wohlgeübtes und wirksames Consulatwesen, sein Handelsamt, welches die Ortsämter, den Consulardienst und die in der Fremde thätigen Kaufleute vereinigt, seine feste und schwankungfreie Finanzpolitik, seine grosse Ueberlegenheit in der Handelsmarine, sowie deren ausgiebiger Schutz bei halbcivilisirten Völkern durch die Kriegsflotte, endlich der Umstand, dass die streng eingeschulten englischen Staatsmänner ihre Zeit auf Fragen des Handels, der Industrie und Finanzen sammeln können, während die amerikanischen Staatsmänner mit dem „Beute-System" und anderen verderblichen Beschäftigungen in Anspruch genommen sind. Würden dagegen die Vereinigten Staaten ihren Staatsdienst bessern, den Handel mehr befreien und einen Canal zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere errichten, welcher Canal kaum viel mehr kosten werde, als der Betrag der lächerlich hohen, von der Union gezahlten Pensionen im Belaufe von 32 Millionen Pfund Sterling jährlich, so werde

sich die Waage zu ihren Gunsten neigen und die Union werde als Werkstatt und Wechselplatz (clearinghouse) der Welt die Führung gewinnen.

Die neueste Zollgeschichte Russlands spiegelt sich in den Zöllen auf Roheisen. Bei Einfuhr über die Landgrenze beliefen sich diese Zölle Russlands auf Roheisen:

Jahr	vom Metercentner in Mark
1872	$1._{00}$ Mark
1882	$1._{20}$ „
1892	$7._{06}$ „
1893	$8._{10}$ „
1894	$6._{00}$ „

Demnach betrug, wenn man auch vom Kampfzoll in dem Zollkriege mit dem Deutschen Reiche von $8._{1}$ Mark vom Metercentner absieht, die Steigerung des Zolles für das wichtigste Rohmaterial der Industrie 600 Percent. Vergleicht man den Zollwerth mit dem Waarenwerthe, so beziffert sich der Zoll für bestes Roheisen zum Guss in Russland auf 105 Percent, also auf das Doppelte des Werthes der Waare. Walzdraht zahlt in Russland einen Zoll, welcher je nach Feinheitsgraden zwischen 170 und 350 Percent des Werthes wechselt.

Das ist doch eigentlich nichts Anderes, als eine höflich ausgedrückte Prohibition! Dazu kommt dann noch, dass oft genug selbst jener enorme Zoll noch durch innere Massregeln verstärkt, die scheinbar zugelassene Einfuhr wieder auf anderem Wege verhindert wird, ganz abgesehen von den an die einheimischen Fabriken gezahlten Prämien, welche beispielsweise für Locomotiven bis zu 3000 Rubeln betragen haben.

Und dann beschweren sich noch die Russen, wenn die Deutschen und Oesterreicher den Metercentner russischen Weizens mit $3._{5}$ Mark und $1._{5}$ Gulden Zoll besteuern!

Ob eine durch solche Zölle begründete Industrie dem Lande dauernden Vortheil bringt, mögen die Russen selbst beurtheilen. Dass aber dadurch der verhängnissvolle Gedanke, dass der Czar Alles vermöge und folglich für Alles verantwortlich sei, stets neue Nahrung zugeführt erhält, darüber wird auch dem Auslande ein Urtheil möglich und gestattet sein.

Seitdem in den Vereinigten Staaten der MacKinley-Tarif gefallen ist, steht Russland mit seinen Riesenzöllen in der Welt vereinzelt da, denn der Vertragstarif des Finanzministers Witte gestattet immer noch keinen Vergleich mit dem Cleveland-Wilson-Tarif der Vereinigten Staaten.

Man sollte denken, dass bei Wahl und Bestimmung seiner Handelspolitik Russland in erste Reihe seine Landwirthschaft stelle, die in Getreide den siebenten Theil der Jahresernte der ganzen Welt erzeugt und in mittleren Jahren eine Ausfuhr von einer Milliarde Mark über die Grenze wirft. Aber Russland ist mit dieser enorm leistungsfähigen Production nicht zufrieden, es will auch ein hochindustrielles Land werden und zwar in kürzester Zeit.

Nach Europa Lebensmittel und Rohwaaren ausführend und diese Ausfuhr mit grosser Thätigkeit durch staatssocialistische Mittel (Agrarbanken aus Steuergeldern errichtet, Beleihung von Getreide durch die ganz von der Regierung abhängigen Bahnen, Herabsetzung der Eisenbahnfrachten auf $^1/_2$—$^1/_3$ des in Europa sonst üblichen Ansatzes) befördernd, ja fast erzwingend, sucht es für seine Industrie neue Märkte in Asien. Zu dem Ende erschwert es für nichtrussische Waaren die Durchfuhr durch Russland. Nicht immer erreicht es sein Ziel; denn noch jetzt behauptet sich beispielsweise siegreich das englische Fabrikat auf dem persischen Markt, indem es über Trapezunt neben der russischen Grenze sich Wege nach Südasien bahnt, deren Verschüttung sicher ein Ziel des nächsten russisch-türkischen Krieges sein wird. Neue Märkte für seine Industrie gewinnt Russland nur durch Einverleibung des ganzen Marktgebietes, und jene russischen Industriellen, welche im Jahre 1876 den Eroberer Mittelasiens, den General Kaufmann, so begeistert feierten, waren in ihrem Rechte. War doch der General der Eroberer eines wichtigen und zukunftsreichen Marktes und eines Landes, welches, schon unter dem Gleicher von Georgia und Alabama liegend, zum Anbau von Seide, Reis, Wein und besonders von Baumwolle gut geeignet ist. Durch den von einem Eisenbahn-Bataillon mit 18.000 turkomanischen Arbeitern ausgeführten Bau der Bahnlinie Usun-Ada-Samarkand (1442 Kilometer), sowie durch gewaltige Bewässerungsanlagen, welche die vom Pamir und Hindukuh herabkommenden Gewässer über die Ebene ver-

theilen, greift die russische Regierung unmittelbar fördernd in diese Entwicklung ein. Der Anbau von Baumwolle ward so lohnend, dass grosse Vermögen in kürzester Zeit erworben wurden und eine Art Baumwollfieber entstand. Schon bis zur Wende des Jahrhunderts hofft man den ganzen Bedarf Russlands an minder feiner Baumwolle aus Turkestan decken zu können. Die arische Urbevölkerung, von dem Drucke der Turkmenen befreit, ist gewerbefleissig und hat gute Ueberlieferungen. Die bis jetzt theuere Kohle wird durch Erdöl bei Maschinenheizung ersetzt. Man vergesse nicht, dass in Mittelasien einst, als dort, unter den Dynastengeschlechtern der Buiden und Samaniden geordnete Verhältnisse herrschten, blühende Städte mit Hunderttausenden von gewerbefleissigen Bewohnern standen, dass Samarkand im Orient für eines der vier Paradiese galt und Tamerlan, welchem die ganze Welt offen war, hier seinen Thron aufschlug.

Vielleicht darf eine minder handelsfeindliche Politik Russlands dann erwartet werden, wenn es ihm gelungen sein wird, leichtere Zugänge zu der Weltstrasse des Meeres zu gewinnen.

So wird jetzt der Plan einer nordischen Eisenbahn, welche das Murman (d. h. das Land der Normänner) über Archangel mit Petersburg verbinden soll, erwogen. Man hofft durch diese Linie eine von Mitteleuropa unabhängige Ausgangspforte für russische Rohproducte nach dem englischen Markte zu gewinnen. Der weitblickende Finanzminister Witte bereiste im Jahre 1894 das Land und sprach zu den Vertretern von Archangel sehr beachtenswerthe Worte: „Bis jetzt war das Augenmerk der Regierung auf den Westen und den fernen Süden gelenkt. Nun ist aber die Zeit gekommen, wo unser erhabener Monarch, nachdem er den inneren und äusseren Frieden gesichert, seine Aufmerksamkeit dem anscheinend vergessenen Osten und Norden zuwendet. Die beschwerliche Reise des Thronfolgers durch Sibirien hatte die Errichtung der grossen sibirischen Bahn zur Folge; nunmehr hat der Kaiser befohlen, den Norden und Archangel durch eine Linie mit dem Herzen Russlands zu verbinden.“ Russland drängt auf allen Seiten nach dem offenen Meere, und die mitteleuropäischen Mächte haben keine Ursache, sich diesem Wunsche zu widersetzen.

Ein gewaltiges Culturwerk haben Alexander III. und Nikolaus II. mit dem Bau der sibirischen Bahn begonnen. Von Petersburg bis Wladiwostok am Stillen Meere wird diese Bahn über 10.000 Kilometer lang sein, während die canadische Bahn Englands 5000, die nördliche Querlinie der Vereinigten Staaten vom Atlantischen zum Stillen Meere 5300 und die südliche 5600 Kilometer messen. Die Kosten sind auf etwa 800 Millionen Mark angeschlagen. Von der Gesammtlänge bestand im Jahre 1894 schon die Linie Petersburg-Samara-Tschelabinsk mit 2442 Kilometer. Die Länge der eigentlichen sibirischen Bahn wird rund 8000 Kilometer betragen und soll spätestens bis zum Jahre 1904 dem Betriebe übergeben werden. Sie wird mit 40.000 Arbeitern vom Staate gebaut. Man verspricht sich von dieser Eisenbahn die Aufschliessung und Entwicklung Sibiriens, die stärkere Besiedlung des Landes durch russische Bauern (welche in Mittelasien nicht gedeihen), das Entstehen neuer Erzeugungs- und Marktgebiete, das Aufblühen des Bergbaues und zahlreicher Gewerbe, endlich einen wichtigen Durchfuhrhandel und grosse strategische und politische Vortheile. Man hofft, den chinesischen Ausfuhrhandel, welcher ungefähr zu 60 Percent in Thee und Seide, also leichten und hochwerthigen Waaren, besteht, von dem Seewege durch die indischen Meere auf den Landweg über Russland zu lenken und umgekehrt die nach Japan und China bestimmten russischen und europäischen Fabrikate der Bahn zuführen zu können. Soll sich letztere Erwartung erfüllen, so müsste Russland seine Handelspolitik wesentlich umgestalten.

Das japanische Blatt „Jiji Shimpo" *) brachte eine Vergleichung der Wege nach dem Stillen Ocean und Ostasien. Bis jetzt gab es drei Linien, welche den Verkehr zwischen Europa und Ostasien vermitteln: die alte Linie, ganz Seeweg, um das Cap oder durch den Suez-Canal, sodann die Linie von den europäischen Häfen nach New-York, mit der Bahn nach San Francisco und von dort wieder zur See nach Yeddo oder Shanghai, endlich die canadische Linie zur See nach Halifax, dann mit der Bahn nach Montréal-Vancouwer und zur See nach Ostasien. Die letztere Linie, die canadische Pacificbahn,

---

*) S. „Allgem. Ztg." vom 2. October 1892.

ist die kürzeste. Die Fahrtdauer für Post- und Personenverkehr von London nach Japan beträgt über Suez und Indien etwa 42, über San Francisco 33 und über Vancouwer 28 Tage.

Die Fahrt auf der letzteren Linie, der canadischen Ueberlandbahn, vollzieht sich am raschesten in der Art, dass man von London bis New-York schifft (statt des längeren, ganz englischen Weges über Halifax), dazu braucht man 10—12 Tage; sodann von New-York nach Montréal und weiter auf der canadischen Bahn bis Vancouwer in 4 Tagen; von Vancouwer über das Stille Meer nach Yokohama sind dann noch 12, oder bis Shanghai noch 14 Tage, so dass die Reise von London nach Shanghai etwa 28—30 Tage dauert.

Die Schätzungen über die Fahrtdauer nach Ostasien auf der künftigen sibirischen Bahn schwanken zwischen 21–28 Tagen. Im günstigsten Falle würden von London über St. Petersburg (mit Benützung der Zukunftsbahn über oder unter dem Aermelmeer) bis Wladiwostok 18, bis Shanghai 21 Tage nöthig sein. Diese Schnelligkeit wird aber erst allmälig erreicht werden. Für den internationalen Personenverkehr hat also die sibirische Bahn ihre unzweifelhafte Bedeutung, obwohl selbstverständlich der innerrussische Verkehr der wichtigere ist.

Von russischer Seite wird der Werth der Bahn für den Theehandel besonders hervorgehoben. Dieser Handel, welcher gegen 100 Millionen Goldgulden umsetzt, hat für China in den letzten Jahren abgenommen durch den Wettbewerb des unter sorgsamer englischer Pflege aufgeblühten Theebaues in Indien. Während in den ersten sechs Monaten des Jahres 1894 die Gesammtausfuhr chinesischen Thees nur 36 Millionen Pfund betrug, gelangten in der gleichen Zeit von indischem Thee nicht weniger als 60 Millionen Pfund in den englischen Handel.*) Ausserdem sind durch Indien die Preise des Thees gedrückt worden. Da die chinesische Regierung von dem Thee einen hohen Ausgangszoll erhebt, ist sie an dem Gedeihen dieses Handels stark betheiligt. Durch diesen Ausfuhrzoll hoffte die chinesische Regierung einen Theil des Sündengeldes wieder einzubringen, welches die englisch-indische Regierung aus der Zwangseinfuhr von Opium nach China bezieht (140 Millionen Mark jährlich). Diese Compensation ward nun

*) Septemberbericht der Firma Gehe & Co. in Dresden-Neustadt (1894).

durch den Rückgang des chinesischen Thees hinfällig. Die russischen Handelspolitiker machen daher bei den Chinesen geltend, England könne unmöglich zugleich Erzeuger von indischem Thee und redlicher Verkäufer chinesischen Thees sein. Den Verkauf des chinesischen Thees, welcher ohnedem in Russland seinen grössten Markt findet, werde nach Herstellung der sibirischen Bahn der russische Handel in weit befriedigenderer Weise besorgen. Auf dem Landwege werde dann, besonders wenn China durch eine Zweiglinie nach Kiachta einen kürzern Anschluss an die russische Bahn vollziehe, der chinesische Thee viel rascher, und ohne Einbusse durch den Salzgehalt des Meeres während der langen Seefahrt, nach dem westlichen Europa gelangen, als heute der indische Thee über London. Schon sei es der canadischen Bahn gelungen, einen Theil des ostasiatischen Handels in Seide, Pelzwerk und auch Thee an sich zu ziehen. Grösser noch werde die Wirkung der sibirischen Bahn sein.

Da bei Russland dem Handel nur so weit Geltung zugemessen wird, als er mit der Politik übereinstimmt, so spielen selbstverständlich in den Bau der sibirischen Bahn politische Gründe hinein. Insbesondere der Wettlauf in Ost-Asien mit Grossbritannien. „Die Eröffnung der canadischen Ueberlandbahn“ — so äusserte sich der russische Ingenieur Sytenko — „die Unterstützung, welche seitens der englischen Regierung einer englisch-canadischen Gesellschaft für die Dampfer-Verbindung zwischen Canada und China gewährt wird, die Einführung des Telegraphen in China, der Bau einer Pulverfabrik in Girin in der Mandschurei, die Einrichtung der Flussdampferfahrt auf dem Sungar und Amur — dies Alles sind Massnahmen, die den Bau einer sibirischen Bahn unbedingt nöthig machen.“ China soll schon im Jahre 1887 den Bau einer Eisenbahn durch die Mandschurei beabsichtigt haben. Sie würde, von Peking ausgehend, fast eine gleichlaufende Richtung mit der russischen Bahn einhalten. Sie soll auf den Rath Englands zurückzuführen sein. Allein der Bau dieser Bahn unterblieb. China wurde, in Bezug auf Bahnverbindungen, von Russland, in Bezug auf Korea, von Japan überflügelt. Dem für China so unglücklichen Ausgang des Krieges von 1894 war durch diese Versäumnisse vorgearbeitet.

Der überwiegende Einfluss in der zwar von China angesprochenen, aber thatsächlich ziemlich unabhängigen und durch ihre Lage zwischen China, Japan und Russland äusserst wichtigen Halbinsel Korea bildet eines der Kampfziele zwischen England und Russland. Durch die sibirische Bahn tritt nun Russland wuchtig am Stillen Meere auf. „Bei einer Verspätung in der Herstellung der Eisenbahn würde sich Russland eines Tages vom Amur und Ussuri abgeschnitten sehen und möglicherweise wäre dann der Hafen von Wladiwostok gefährdet, ein Hafen, der unendliche Mühe und Mittel gekostet hat, und der die Operationsbasis im Stillen Ocean für die weitsichtigen Pläne des Czarenreiches bildet. Wenn sich dagegen China durch Russland überholen lässt, so muss das Reich der Mitte besorgen, dass es ganz seinen Einfluss in Korea verliere. Söul würde dann der Sitz eines russischen Potectorates werden und es würden Tschili und vielleicht sogar Peking ernstlich gefährdet sein.“ *)

Als vor einigen Jahren kriegerische Verwicklungen zwischen Russland und England drohten, trat Wladiwostok plötzlich stark in den Vordergrund. Russland wollte diesen Hafen zum Auslaufpunkt für Kreuzer nach Art des berühmten „Alabama“ der amerikanischen Südstaaten machen, um von hier aus den ungeheueren Handel Englands mit Ostasien, Indien und selbst Australien zu überfallen, jedenfalls zu beunruhigen und zu stören und die englische Kriegsflotte zu starken Entsendungen in diese entlegenen Gewässer zu nöthigen. Ist einmal die sibirische Bahn eröffnet, so verzehnfacht sich die Bedeutung Wladiwostoks, da nun Officiere, Soldaten, Matrosen und Kriegsmaterial aller Art in zehnfach kürzerer Zeit nach dem Stillen Meere gelangen können als jetzt. Durch die canadische Pacificbahn hat England in Victoria und auf Vancouwer-Eiland am Stillen Meere Stellung genommen. Die sibirische Bahn ist die russische Antwort darauf.

Sollte England im Jahre 1894 auf diese Antwort schon wieder geantwortet haben? Wir denken an die japanisch-chinesische Verwicklung.

---

*) W. von Lindheim in einem zu Wien im Frühjahr 1894 gehaltenen Vortrage: „Vom Stillen Ocean nach London“.

Russland drängt von Norden herab. Es will von der rauhen, einen grossen Theil des Jahres im Eise liegenden sibirischen Küste zu freundlicheren Gestaden gelangen. Von Nikolajewsk hat es bereits seinen Schwerpunkt um zehn Grad südlicher nach Wladiwostok verlegt und strebt, noch fünf Grad weiter südlich im Hafen von Gensan (Port Lazarew) an der Ostküste Koreas einen Stützpunkt zu gewinnen. Grossbritannien dagegen hat schon zweimal den Versuch gemacht, durch Besetzung der Insel Quelpart mit Port Hamilton sich eine beherrschende Station in den ostasiatischen Gewässern zu verschaffen. Diese Insel, zu Korea gehörig und vorwärts von der Südspitze Koreas gelegen, würde in der Hand des seemächtigen England den Interessen des englischen Handels in Ostasien Mittelpunkt und Schutz gewähren, für Englands Flotten Hafen, Arsenal und Kohlenstation sein, zwischen China und Japan, unter gleichzeitiger Bedrohung von Peking und Nagasaki oder Yokohama, die Waage halten, und insbesondere sich wie eine uneinnehmbare Barre vor die russischen, aus Wladiwostok oder Nikolajewsk etwa südwärts gegen die indischen Meere vordringenden Flotten legen; wie im Schwarzen Meere durch Bosporus und Dardanellen in türkischer, und durch Cypern in englischer Hand, wären in Ostasien durch Quelpart die Russen in ihren nordasiatischen Häfen, die ohnedem drei bis sechs Monate des Jahres mit Eis zu kämpfen haben, eingesperrt, und England wäre in der Lage, mit geringen Machtmitteln seine chinesisch-indischen Interessen gegenüber Russland, welchem Frankreich von Tonking aus die Hand reichen könnte, zu bewahren. „England muss einen Kampf auf Leben und Tod aufnehmen, ehe es den russischen Einfluss am Gestade des Stillen Weltmeeres zum herrschenden werden lässt.“ (Colquhoun).

Warum England die Besetzung von Quelpart unterlassen oder eigentlich die schon zweimal begonnene wieder zurückgezogen hat? Wer kann allen Windungen der englischen Politik im Einzelnen folgen? Wich sie einem russischen Proteste? Vielleicht schien der Zeitpunkt noch nicht gekommen. Möglich, dass England einstweilen in beliebter Weise Japan als seinen geheimen Bundesgenossen und Stellvertreter vorausgeschickt hat. Der Umstand, dass, mitten während der kriegerischen Verwicklung zwischen Japan und

China, im August 1894 ein Handelsvertrag zwischen Grossbritannien und Japan abgeschlossen worden ist, welcher — ohne entsprechende sichtliche Gegenleistung — den Japanern die von ihnen längst gewünschte Unterstellung der in Japan niedergelassenen Engländer unter japanische Gesetze zugesteht, deutet auf sehr enge Beziehungen zwischen beiden Staaten.

Der Krieg von 1894 kommt jedenfalls den Russen sehr unerwünscht, da sie später, nach Vollendung der sibirischen Bahn, viel kräftiger auftreten könnten. Vielleicht war letzteres Unternehmen ein Grund mehr, dass Japan veranlasst wurde, schon jetzt die Korea-Frage zugleich auf die Tagesordnung zu stellen und zur kriegerischen Entscheidung zu bringen.

Wäre diese Voraussetzung richtig, dann würde eine Verständigung Russlands mit China nicht lange auf sich warten lassen. Schon früher ward China von Russland mit einer Rücksicht angefasst, die den Russen im Verkehre mit europäischen Ländern ziemlich fremd ist. China gegenüber hat Russland sogar einmal das Unerhörte geleistet: es hat eine Eroberung (einen Theil Kuldschas) dem rechtmässigen Eigenthümer wieder herausgegeben. China ist in der That für Russland ein Gegenstand grosser Aufmerksamkeit und Sorge; dasselbe nicht unter englischen Einfluss gerathen zu lassen, seine eifrige Bemühung. Andererseits wurde in England ein Bündniss mit China nicht selten empfohlen. So sagte Sir Lepel Griffin in der „Nineteenth Century" (November 1893): „Die wichtigste politische Frage der östlichen Welt, von welcher die Zukunft Englands vielleicht mehr abhängt, als von irgend einer anderen Frage, ist ein Vertheidigungsbündniss zwischen England und China." Lange wird sich übrigens dies Dunkel nicht aufrecht halten lassen. Die sibirische Bahn wird nun ohne Zweifel die Bedeutung des Czarenreiches für China in Gutem oder Bösem wesentlich erhöhen.

Man darf nicht vergessen, dass es auf der ganzen Erde keine stärkere Anhäufung von Menschen gibt, als in Ostasien. China, Indien, Japan und die Inseln des Indischen und Stillen Meeres zählen gegen 800 Millionen Einwohner, also mehr wie doppelt so viel als Europa, und mehr wie elfmal so viel als die Vereinigten Staaten und Canada zusammengenommen. Auch sind dies keine Barbaren, sondern Völker alter Cultur, beseelt vom Wunsche, ihre Bedürfnisse zu er-

weitern, wie ihre Production zu stärken. „Eine ganz geringfügige Steigerung der Bedürfnisse und folglich des Durchschnitts-Verbrauches der Völker Ostasiens bewirkt schon enorme Reflex-Erscheinungen in den europäischen Erzeugungs- und Absatzverhältnissen. Die Handelsbewegung dieser Länder ist innerhalb der Jahre 1871—1883 von 3795 Millionen auf rund 5250 Millionen Mark in die Höhe gegangen, also um 38 Percent, während der Aussenhandel der nordamerikanischen Union sich in derselben Zeit nur um 25 Percent hob. Eine Untersuchung, welche ich zum Zwecke der ungefähren Messung des wachsenden Einflusses Ostasiens durchführte, hat mir die Ueberzeugung verschafft, dass Europa in jüngster Zeit in grösserer wirthschaftlicher Abhängigkeit von Ostasien als von Nordamerika steht " (Neumann.) Der Schwerpunkt Ostasiens, wenn auch vielleicht nicht der natürlichen Productionskraft doch der Arbeitskraft, liegt in China. Es ist keine Uebertreibung, wenn man den Chinesen als den ersten Arbeiter der Welt bezeichnet. In Bezug auf Geduld, Ausdauer, Genügsamkeit und Geschicklichkeit wird er von den Angelsachsen in Nordamerika und Australien gefürchtet, die sich nur durch Einwanderungs-Verbote vor seinem Mitwerben schützen. Wenn nun das Reich, welches bisher diese aufgehäufte Arbeitskraft durch ein längst überlebtes patriarchalisches System politischer und wirthschaftlicher Absperrung für die übrige Welt gleichsam latent erhielt, im Innern zusammenbricht, und sich gegen Aussen öffnet, so mögen daraus Folgen entstehen von unabsehbarer Tragweite! Es brauchen nur eine oder zwei Stellen in den Büchern des Confucius, welche die Heimführung der Leichen der im Ausland gestorbenen Chinesen den Angehörigen zur Pflicht machen, geändert zu werden, so ergiesst sich die chinesische Arbeiterschaft über die Erde. Durch den Krieg von 1894 wird das alte China seinem Ende zugeführt. Was wird das neue China sein? Wer das sagen könnte! Zunächst kommt die grosse Revolution, gleichzeitig politisch und wirthschaftlich. Ob dann ein starker Führer auftritt, welcher das Reich zusammenhält, oder ob letzteres zerfällt? Ob es in fremde Abhängigkeit geräth? Wer die Erben sein werden? Ob sich die europäischen Völker bei der Theilung besser vertragen werden, als dereinst gegenüber der spanischen Erbschaft?

Ohne Zweifel wird Ostasien in der künftigen Weltpolitik eine grössere Rolle spielen als jemals vorher, so weit nur immer die Geschichte reicht, und es sollte uns nicht wundern, wenn auch die Vereinigten Staaten in diesen neugeschaffenen Verhältnissen einen starken Beweggrund fänden, durch Uebernahme des von den Franzosen fallen gelassenen Werkes von Panama oder den Bau eines Nicaragua-Canales für ihren Handel und ihre Flotten sich einen näheren Seeweg in das Stille Meer zu eröffnen. Am Stillen Meere, nicht am Mittelmeer oder der Atlantis, werden sich dereinst die Geschicke der Welt entscheiden!

Zu den hochwichtigen Interessen Englands gehört sein mächtiger Zwischenhandel zwischen Ostasien einerseits und den Vereinigten Staaten und Europa andererseits. Die Wechsel, die es in Ostasien empfängt, dienen ihm zur Bezahlung gewisser europäischer Producte, sowie besonders eines grossen Theiles seiner Bezüge an Baumwolle, Nährmitteln und Erdöl aus Nordamerika. Ein so gewaltiger und mit so vielen kräftigen Klammern verankerter Bau, wie dieser Zwischenhandel, ist nicht so leicht zu erschüttern. Aber die sibirische Bahn kann doch in Bezug auf gewisse Artikel als Versuch einer Ableitung des Stromes auf eine nichtenglische und von England unabhängige, ja ihm feindliche Nebenlinie erscheinen.

Die festländischen Handelsplätze wie Königsberg, Danzig, Berlin und Lübeck, auch Hamburg und Bremen, sowie theilweise auch die niederländisch-belgischen Häfen haben selbstverständlich keinen Grund, die sibirische Bahn, d. h. die Ueberleitung eines Theiles des ostasiatischen Handels auf den Landweg, ungünstig anzusehen. Ebensowenig die österreichisch-ungarischen Plätze, denen die Vermittlung der ostasiatischen Sendungen mit einem Theile des südlichen Europa zufallen könnte; doch würde sich die Sachlage einigermassen ändern, wenn sich Grossbritannien endlich veranlasst fände, die kleinasiatischen und mesopotamisch-persischen Bahnen kräftig in Angriff zu nehmen. Kommt jedoch Russland in Persien, wie es fast den Anschein hat, den Engländern zuvor, so bildet das Czarenreich eine eiserne Wand, welche, von dem Polarmeer bis zum Persischen Meerbusen reichend, die Landwege zwischen dem ganzen östlichen Asien und Europa abschneidet.

Es sind gewaltige Aussichten, die sich in Asien für Russland eröffnen, obwohl zunächst selbst im nördlichen Ostasien, so weit unser Blick reicht, Grossbritannien noch weitaus die festere Stellung hat. Allein gerade die hier berührten Verhältnisse und ganz besonders die sibirische Bahn, so sehr sie die Machtmittel Russlands vermehren wird, wird auch darauf hinwirken, Russland den mitteleuropäischen Ländern wieder etwas näherzubringen. Der russische Eigenhandel nach und von Ostasien wird nicht genügen, um die neue Riesenbahn zu verzinsen; auch werden die grossen, durch die sibirische Bahn geweckten Interessen erst in Mitteleuropa ihre Ergänzung und ihren Abschluss finden. Letzteres hatte noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen lebhaften Landverkehr durch Russland nach Ostasien. Man schätzte im Jahre 1820 den Absatz deutscher und österreichischer Waaren nach Ostasien auf etwa 30 Millionen Mark, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Summe. Auf die weitere Entwicklung dieses Verkehres setzte noch Nebenius, einer der Gründer des Zollvereines, grosse Hoffnungen.*) Allein sie erfüllten sich nicht, und so erlag dieser Landhandel nach Ostasien durch Russland der Concurrenz des englischen Seeweges, welchen russische Sperrmassregeln nicht erreichen konnten.

Selbstverständlich baut Russland die sibirische Bahn für Russland. Allein vielleicht bedarf es der Mitwirkung Mitteleuropas, um die erhofften guten Folgen der Bahn für Russland zu vervollständigen.

Die Zoll- und Handelsverträge, welche Russland im Jahre 1892 mit Frankreich und im Jahre 1894 mit dem Deutschen Reiche und mit Oesterreich-Ungarn abgeschlossen hat, haben ihre Bedeutung nicht sowohl in der Herabsetzung des russischen Hochschutz-Zolltarifes, denn auch diese sehr mässigen Herabsetzungen werden durch innere Massregeln (Accisen u. a.) der russischen Verwaltung fast wieder aufgehoben, ihr Werth liegt vielmehr darin, dass Russland überhaupt und zum ersten Male ernsthafte Zollverträge mit den grossen Nachbarstaaten abgeschlossen hat. Das ist eine Thatsache von ausserordentlicher Wichtigkeit. Sie beweist, dass Russland in einer mächtigen Culturentwicklung begriffen ist

*) Näheres darüber im Nachtrag I.

und dass seine Bedürfnisse und Beziehungen allenthalben wachsen, reicher und vielseitiger werden, in welchem Falle sich die Nothwendigkeit von Zoll- und Handelsverträgen fühlbar zu machen pflegt. Die Hoffnung ist daher nicht ganz unberechtigt, es werde, nachdem einmal der Weg einer vertragsmässigen Auseinandersetzung gefunden ist, die erste Annäherung nicht die letzte bleiben, und insbesondere das grosse und rühmliche Unternehmen der sibirischen Bahn die Verkehrsbeziehungen Russlands zu dem mittleren und westlichen Europa vermehren und die Friedensbürgschaften des Welttheiles verstärken.

* * *

Von Russland zu Frankreich ist gegenwärtig kein weiter Schritt. Vorerst sei ein geschichtlicher Rückblick gestattet.

Der grosse Krieg von 1870 war vorüber, aber der Friede noch nicht endgiltig abgeschlossen. Die vorläufigen Abmachungen, zu denen man in Versailles im Februar 1871 gelangt war, sollten in Frankfurt beendigt und insbesondere auch die Regelung des zukünftigen handelspolitischen Verhältnisses vereinbart werden. Im Mai trafen im Gasthofe „Zum Schwan“ Fürst Bismarck und die Herren Jules Favre und Pouyer-Quertier zusammen. Von den beiden französischen Unterhändlern hatte in handelspolitischen Dingen Pouyer-Quertier die Führung, nicht zum Nachtheile seines Landes, denn in derartigen Fachfragen konnte sich der riesenhafte Spinner aus der Normandie gar wohl mit dem märkischen Recken messen. Bismarck brachte anfangs die einfache Erneuerung des preussisch-französischen Handelsvertrages von 1862 und Erstreckung desselben, wie er war, bis zum Jahre 1887 in Vorschlag. Dem widersetzte sich nun mit allem Nachdrucke Pouyer-Quertier, indem er geltend machte, die Fünfmilliardenzahlung bedinge eine ausserordentliche Erhöhung der französischen Steuern und diese innere Steigerung sei undurchführbar ohne entsprechende äussere Steigerung, das heisst ohne Erhöhung der Grenzsteuer, des Zolltarifes. Bismarck, welcher damals noch ganz auf freihändlerischem Boden stand, beharrte auf seinem Vorschlage; in dem französischen Einwande ahnte er schon den zukünftigen Zollkrieg. Die Stimmung ward ernst, die Verhandlungen standen auf der Schneide. Endlich, im letzten Augenblicke, fanden die franzö-

sischen Unterhändler einen Ausweg in dem später so berühmt gewordenen und heute noch in Geltung stehenden Artikel XI, wodurch Frankreich und das Deutsche Reich sich „auf ewig“ die Clausel der Meistbegünstigung zusagten. Beide Theile — so machte Pouyer-Quertier geltend — könnten mit diesem Auswege zufrieden sein: die Franzosen, weil er sie nicht an der Umgestaltung und Erhöhung ihres Zolltarifes hindere, die Deutschen, weil er einseitige Feindseligkeiten Frankreichs gegen das Deutsche Reich ausschlösse. Nur widerstrebend ging Bismarck auf diesen Vorschlag ein. Dennoch kam es im Drang der Umstände schliesslich zu einer Verständigung, und am 10. Mai 1871 erfuhr die harrende Welt endlich die Kunde vom Abschluss des Frankfurter Friedens.

So kam Artikel XI in den Friedensvertrag.*) Also auf französischen Antrag.

Wie bereits früher bemerkt (S. 22), ward noch eine Nebenbestimmung diesem Artikel XI beigefügt — man weiss nicht recht, auf wessen Antrag — wonach die Meistbegünstigung nur gefordert werden kann für Handelsverträge, welche das Deutsche Reich oder Frankreich abschliessen mit folgenden Ländern: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Russland. Bei Verträgen mit anderen, als den hier genannten Staaten, haben das Deutsche Reich oder Frankreich keinen vertragsmässigen Anspruch auf die Clausel der meistbegünstigten Nation.

Danach bestehen „auf ewige Zeiten“ in Bezug auf Handelsverträge, welche von Frankreich oder dem Deutschen Reiche abgeschlossen werden, zwei Gruppen von Staaten, nämlich:

1. solche, bei welchen, wenn der eine der beiden Partner des Frankfurter Friedens mit ihnen einen Handelsvertrag eingeht, der andere Partner unbedingt Anspruch erheben darf auf alle Zugeständnisse, welche der andere Partner dem dritten Staate gemacht hat;

2. solche, wo dies nicht der Fall ist.

In die erste Gruppe gehören: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich und Russland. In die zweite freie

*) Professor Dr. August Oncken in Bern: „Artikel XI des Frankfurter Friedensvertrages“ in der „Revue d'Economie politique“, Paris 1891.

Gruppe gehören: Italien, Spanien, Portugal, Dänemark, Schweden und Norwegen, Griechenland, Türkei, Serbien, Rumänien und Bulgarien.

Bedeutungsvoll wird diese Nebenbestimmung, sobald unter den europäischen Staaten Zolleinigungsgedanken auftreten. Würde beispielsweise das Deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn oder mit Belgien oder der Schweiz oder Dänemark eine Zolleinigung eingehen, so hätte alsbald Frankreich das Recht, die gleichen Begünstigungszölle, die das Deutsche Reich den genannten Ländern gewährt, auch für sich zu beanspruchen. Wenn umgekehrt Frankreich mit Italien oder Spanien eine Zolleinigung einginge, so hätte das Deutsche Reich kein Recht und keinen Anspruch auf die von Frankreich an jene beiden Länder gewährten Begünstigungszölle.

Schon die hier gewählten Beispiele zeigen, dass diese Nebenbestimmung zu Artikel XI für Frankreich weit günstiger ist als für Deutschland. Dem Deutschen Reiche ist die Zolleinigung nach der Seite, wo sie möglich wäre, wenn nicht untersagt, doch sehr erschwert, während Frankreich, ohne durch Bestimmungen des Frankfurter Friedens irgend gehemmt zu sein, mit Spanien oder Italien Zolleinigungsverträge abschliessen könnte.

Dieser Punkt ist sorgsam im Auge zu behalten, da die erwähnten Bestimmungen noch heute in voller Kraft stehen und Zolleinigungspläne bei der Unsicherheit der handelspolitischen Zustände Europas immer wiederkommen können.

Eine Reihe von Jahren hindurch erhoben weder Frankreich noch das Deutsche Reich Beschwerden gegen die handelspolitischen Bestimmungen des Frankfurter Friedens.

Die Franzosen schritten im Jahre 1881 zu der schon von Pouyer-Quertier — jedenfalls in vollstem Einverständniss mit Herrn Thiers — in Aussicht gestellten Revision ihres Tarifes. Indess bewegte sich dieselbe noch in ziemlich mässigen Schranken. Als jedoch das Deutsche Reich die grosse Umgestaltung seiner Handelspolitik vollzog, erklärten sich die Franzosen für benachtheiligt. Sie behaupteten, die deutschen Industriellen hätten in geringwerthigen Textilwaaren einen neuen Artikel geschaffen, der, als Ersatz oder als Ergänzung französischer Assortimente in Verkehr gebracht, den Verkauf französischer Erzeugnisse schädige; sie machten ferner geltend,

das Deutsche Reich, das damals noch ausschliesslich unter der Herrschaft des autonomen Tarifes stand, ziehe von allen von Frankreich abgeschlossenen Zollverträgen Nutzen, während es selbst keine Zollverträge abschliesse und folglich keine Zugeständnisse mache, die vermöge der Meistbegünstigungs-Clausel für Frankreich Vortheile abgeworfen hätten. Die später vom Deutschen Reiche abgeschlossenen Verträge zeigen, dass diese Vorwürfe voreilig waren; wären sie aber begründet gewesen, welche Repressalien hätte Frankreich erst gegen England erheben müssen, welches keine Zollverträge abschliesst und von allen fremden Verträgen Vortheile einheimst? Auch ergibt eine Prüfung des Verkehres zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche, dass unter der Einfuhr eines jeden der beiden Partner ein entsprechender, annähernd gleicher Percentsatz von Fabricaten des anderen enthalten sei. Es waren also im Ganzen mehr politische, als wirthschaftliche Gründe, welche in Frankreich eine heftige Bewegung gegen den Artikel XI und dessen Bedeutung entfesselten.

Im Jahre 1885 gab der General-Secretär der Syndical-Kammer Herr Tourette diesen Klagen einen starken und vielfach ungerechten Ausdruck und entwickelte dabei einen Plan der Abhilfe. Er schrieb im „Journal des Chambres de Commerce“: „Wenn wir vom Jahre 1871 an, dem Zeitpunkte, wo wir gezwungen (?) wurden, diesen höllischen Pact zu unterzeichnen — Gewalt ging vor Recht — keinen neuen Vertrag geschlossen hätten, wenn wir alle bestehenden Verträge hätten ablaufen lassen, ohne sie zu erneuern, ausser auf höchstens zehn Jahre: nun wohl, im Jahre 1881 wären wir frei gewesen. Der Artikel XI hätte sich von selbst aufgehoben, der Kampf hörte auf wegen Mangel an Kämpfern . . . Warum sollen wir nun nicht 1885 thun, was wir 1871 hätten thun sollen? . . . Wenn dann das Verfalljahr 1892 kommt, wird Frankreich, durch keine Verträge mit irgend einer Nation gebunden, seine volle Freiheit wieder gewonnen haben, und dies wird ihm dann gestatten, seinen Generaltarif wieder aufzunehmen und Allen gegenüber anzuwenden . . . . Wenn Deutschland, wie wir glauben, zu dieser Zeit einen Handelsvertrag wünscht, dann um so besser; wir werden die Grundlagen desselben zusammen berathen, und die Gegenseitigkeit

wenn es eine solche gibt, wird aufhören, ein leeres Wort zu sein."

Genau nach diesem Vorschlage wurde vorgegangen. Nur der zuletzt in Aussicht genommene neue Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche bleibt noch zu erwarten!

Frankreich kündigte alle Verträge, die im Jahre 1892 sämmtlich abliefen. Neue Zollverträge hat es nicht geschlossen. Es stellte autonom zwei Zolltarife auf, einen Minimaltarif gegenüber den mit ihm auf dem Fusse der Meistbegünstigung verkehrenden Ländern und einen Maximaltarif gegenüber den andern.

Zwischen beiden Tarifen besteht hinsichtlich Höhe der Zollsätze kein regelmässiges Verhältniss, so dass etwa der Maximaltarif, wie es in den älteren Zolltarifen üblich war, um 20 Percent oder um 50 Percent höher wäre, als der Minimaltarif. Vielmehr sind einige Artikel in beiden Tarifen gleich hoch eingesetzt, z. B. Steinkohle. Andere Artikel hinwiederum kommen im Minimaltarif gar nicht vor, sondern sind der Gesetzgebung vorbehalten. So die wichtigen Artikel Getreide und Vieh, deren Zölle also stets noch geändert werden können.

Die neue Zollgesetzgebung Frankreichs enthält ferner eine Nachahmung der einst dem Präsidenten der Union durch die MacKinley-Bill gewährten Vollmachten. Art. 4 lautet: „Die Regierung wird ermächtigt, Zuschläge oder völliges Einfuhrverbot auf alle oder einen Theil der Waaren einzuführen, die ihren Ursprung in einem Lande haben, welches Zuschläge oder Einfuhrverbote auf französische Waaren anwendet oder noch anwenden würde."

Wie man sieht, ist die neue französische Zollgesetzgebung autonomer wie autonom, indem sie sogar die Verwaltung — ohne die Volksvertretung — zu schwerwiegenden Eingriffen ermächtigt. Das Rüstungsfieber, welches in der Welt wüthet, ist auch in der Zollgesetzgebung ausgebrochen, und wenn der republikanischen Partei der Vereinigten Staaten die nicht gerade beneidenswerthe Ehre der ersten Erfindung von „Cabinetszöllen" zufällt — wie man von „Cabinets-Justiz" spricht — so darf sich die europäische Republik rühmen, diese neue Quelle von Zank, Streit und Unsicherheit in Europa eingeführt zu haben.

Eine andere Abweichung von den früher herrschenden Gepflogenheiten besteht in dem Mangel jeder Systematik bei Bemessung der Zölle. Früher wählte man einen bestimmten Aufschlag — etwa 10 oder 15 Percent — als Steuer bei Einfuhr von Fremdwaaren und schuf dadurch eine gewisse gleichmässige Grundlage für die einheimische Arbeit. Von dieser Gleichmässigkeit sieht der neue französische Zolltarif mehr ab; er schiebt einen Riegel vor, wo eine grössere Einfuhr bestand. Ein Beispiel für viele! Nach einer Aufstellung der Handels- und Gewerbekammer von Pilsen in Böhmen beläuft sich der Zoll auf türkische Kappen (Fes), die früher in Algier einen bedeutenden Absatz fanden, bei den feineren auf 30 Percent, bei den einfacheren auf 80 Percent des Waarenwerthes, während der frühere Zoll 10 Percent betrug. Der neue Tarif leistet jedoch noch stärkere Stücke. So konnte der Industrieverein der in der Schafwoll-Industrie hervorragenden Stadt Fourmies, einer sehr bedeutenden französischen Industriestadt, unlängst von Erhöhung des alten Tarifes bei einzelnen Waaren um 100 bis 500 Percent sprechen.

In jener Eingabe an die Regierung bemerkte dieser Verein: „Wir beschäftigen 26.000 Arbeiter und erzeugen jährlich für 150 Millionen Francs Fabrikate. Mindestens die Hälfte unserer Gewebe wird in's Ausland verkauft. Diese ausländischen Märkte sind bedroht. Der Minimaltarif wird bereits von mehreren Staaten abgelehnt. Wir stimmen für Zölle, die dem Vertragstarife von 1881 nahe kommen. Geschieht dies nicht, so werden sich uns die fremden Märkte verschliessen und unsere Industrie wird das Loos der Mais- und Reisbrennerei theilen, die aus Südfrankreich bereits vertrieben ist."

Der Verein der Handelsangestellten und Hafenarbeiter in Havre erklärte, die neuen Tarife hätten den Geschäften mehr geschadet, als die Cholera-Epidemie.

Die durchschnittliche, durch den Zolltarif von 1892 eingeführte Zollerhöhung ward von der Zeitschrift „Le Temps" auf 40 Percent bei dem Minimaltarif und 69 Percent bei dem Maximaltarif berechnet. Ausserdem ist der französische Tarif mit seinen 721 Nummern jetzt wohl der complicirteste der bestehenden Zolltarife.

Besonders bezeichnend für den französischen Zolltarif von 1892 sind die hohen Agrarzölle. Im Laufe eines halben Menschenalters ging der Zoll auf Weizen für 100 Kilogramm von $0._{60}$ Francs bis 5 Francs hinauf.

Um die neue französische Handelspolitik richtig zu würdigen, muss man bedenken, wie hochentwickelt und stark sowohl Landwirthschaft wie Gewerbe in Frankreich sind, muss man sich erinnern, dass die Ausfuhr aus Frankreich annähernd $3^1/_2$ Milliarden Francs beträgt und dass Frankreich durch den Vertrag von 1862 mit England der Bahnbrecher des Freihandels auf dem europäischen Festlande war und der Schöpfer der Vertragspolitik. Jetzt ist plötzlich der umgekehrte Weg eingeschlagen worden, und wenn auch jene allgemeinen, von Ferry in seiner Rede vom 23. November 1891 erwähnten Gründe, welche überhaupt in Europa eine Wendung in der Zollgesetzgebung veranlassten, auch für Frankreich gelten, so bleibt doch noch ein mächtiger Ueberschuss von Zoll und Abschliessung übrig, und die Quelle dieses Zuviel wird Jedermann in der französischen Vergeltungspolitik gegenüber dem Deutschen Reiche erkennen.

Dass diese Handelspolitik in Frankreich selbst Gegner fand und in vieler Hinsicht im Inlande nachtheilig gewirkt hat, ist selbstverständlich. Gerade die blühendsten Industrien fühlten sich am meisten behindert. Als im Mai 1892 der damalige Handelsminister J. Roche in Lyon war, gab ihm die Handelskammer ein Festmahl, wobei der Obmann der Kammer, der Abgeordnete Aynard, in seinem Trinkspruche den Minister ersuchte, er möge doch feste handelspolitische Beziehungen zu den anderen Ländern wieder herstellen. Die Ausfuhr gehe zurück. Das Schicksal der französischen Industrie hänge vom Ausfuhrhandel ab: „neben den kleinen Staaten haben wir unsere Beziehungen zu den grossen verloren, und durch eine eigenthümliche Ironie des Schicksals — und es ist dies eine grausame Antwort an unsere Gegner — ist unser einziger Stützpunkt der Frankfurter Friedensvertrag.“ (Artikel XI). Es ist gewiss merkwürdig, von französischen Industriellen den Artikel XI als „einzigen Stützpunkt“ gepriesen zu sehen!

Die französischen Handelspolitiker waren sich ursprünglich wohl selbst nicht ganz klar, ob noch Zoll- und Handels-

verträge mit Herabsetzung des Minimaltarifes abgeschlossen werden sollten. Allerdings gäbe es dann „minimale“ Sätze und „noch minimalere“, was ja eigentlich ein Unsinn wäre. Dennoch hat man einen solchen Versuch in dem Zollvertrage mit der Schweiz gemacht. Das Wort „Vertrag“ ward dabei vermieden und durch Abkommen („arrangement“) ersetzt; die Zollsätze wurden in einen Anhang verwiesen, und die Feststellung der ermässigten Zollsätze sollte gewissermassen autonom durch die Abgeordneten erfolgen. Trotz dieser kleinen Künste wurde der Zollvertrag mit der Schweiz von der französischen Kammer verworfen. Den Ausschlag gab der Abgeordnete Méline namentlich dadurch, dass er am Schluss seiner Rede, einen Aufruf an den Chauvinismus nicht verschmähend, hervorhob, dass die der Schweiz gemachten Zugeständnisse auch dem Deutschen Reiche, „von welchem wir nicht loskommen können“, gewährt werden müssten.

Bei den vielen und alten Beziehungen, welche Frankreich zur Schweiz hat, und bei dem Umstande, dass die Schweiz ein vorzüglicher Kunde Frankreichs war, welcher dort für 240 Millionen Francs Waaren einkauft, während er nur für 120 Millionen Francs dort absetzt, bei dem weiteren Umstande endlich, dass Frankreich zur Ergänzung seiner Sendungen in's Ausland gewisse Schweizer Artikel (leichtere Seidenwaaren) geradezu braucht — ist die gegen die Schweiz gefallene Entscheidung als eine grundsätzliche zu nehmen. Die französische Republik wird den Minimaltarif als „unverrückbare Grundlage“ festhalten, das heisst als wirklichen Minimaltarif. Und da der Unterschied zwischen Minimal- und Maximaltarif in vielen Fällen ein geringer, der Minimaltarif aber schon ein sehr hoher ist, da ferner sehr wichtige Zollsätze (Getreide und Vieh), auch wenn der Minimaltarif zugestanden ist, immer noch von der Willkür der gesetzgebenden Körper abhängig bleiben, so sind Zollverträge überhaupt inskünftig in Frankreich unwahrscheinlich. Länder mit handelspolitischem Selbstbewusstsein haben daher vom Abschlusse von Verträgen abgesehen, die ihnen nur den Genuss des französischen Minimaltarifes einbringen würden. Nun hat zwar der hervorragende italienische Senator Alessandro Rossi Recht, wenn er sagt: „Ein so reiches Volk, wie das französische, ist nie isolirt“, allein der Austritt der Franzosen aus

der europäischen handelspolitischen Gemeinde hat doch jetzt schon messbare und vielleicht noch mehr unmessbare Fäden zerrissen, und wenn die auswärtigen Folgen für Frankreich nicht noch nachtheiliger waren, als sie bis jetzt gewesen sind, so liegt dies nur an dem dringenden Wunsche der Vertragsmächte nach Frieden und Verträglichkeit.

Die Abwendung Frankreichs von der europäischen Gemeinschaft ist indess schon älteren Datums als 1892. Sie trat hervor bei Gelegenheit der MacKinley-Bill und des Panamerikanismus in den Jahren 1889 und 1890. Zuerst machten die Gewaltschritte Amerikas in Frankreich denselben Eindruck wie in der gesammten übrigen Welt. „In ganz Amerika — so liess sich damals eine Stimme aus Paris vernehmen — von Brasilien bis Canada und Neufundland wird mit den europäischen Interessen und der Civilisation der alten Welt von Tag zu Tag schonungsloser umgegangen. Die französischen Capitalisten sehen sich in den La Platastaaten mit schweren Verlusten bedroht. In Paris, auch in Lyon und Havre verliert man den Kopf und die Sprache, seitdem man den amtlichen Text der Bill MacKinley unter den Augen hat. Es ist dies die antisociale und die Civilisation verneinende Unterbrechung des universellen Güterlebens. Man zweifelt nicht, Europa werde sich zum Zollkriege mit der neuen Welt verurtheilt sehen, während es sich bereits mit der Concurrenz militärischer Rüstungen und Erfindungen zu Grunde richtet. Man vergleicht die moderne Civilisation mit der antiken Barbarei, nicht immer zum Nachtheile der letzteren.“ Ausgezeichnete französische Handelspolitiker, wie Leroy-Beaulieu, entfalteten den Glanz ihrer Gedanken und ihrer Rede im Interesse Europas. Das „Journal des Débats“ veröffentlichte damals aus New-York eine ausführliche und gründliche Darstellung der amerikanischen Handelspolitik. Der Berichterstatter, den Zollkrieg zwischen Nordamerika und Europa als unvermeidlich oder thatsächlich schon bestehend betrachtend, gab nicht nur Frankreich sondern ganz Europa den Rath, der nordamerikanischen Einfuhr ebenfalls den Krieg zu erklären, um den Wählern der MacKinley'schen Politiker das Barbarische und Unsinnige ihrer Handels- und Zollpolitik fühlbar zu machen. Schweinefleisch, Schmalz, Erdöl und Getreide sollten in Europa in demselben Masse besteuert werden, wie europäische Waaren in Nordamerika.

Der Abgeordnete Burdeau, Generalberichterstatter für das Budget, besprach in Lyon vor seinen Wählern die Mac Kinley-Bill und erklärte, man müsse den von den Vereinigten Staaten erklärten wirthschaftlichen Krieg in gleicher Weise erwidern; Frankreich werde bald erkennen, dass es zum Schaden Amerikas grosse Ersparnisse machen könne, wenn es Erdöl in Russland, Getreide in Oesterreich-Ungarn kaufe. Und der „Temps“ hielt es damals nicht für unmöglich, dass der Triumph des prohibitionistischen Fanatismus in Amerika eine Strömung wirthschaftlicher Freiheit in Europa hervorrufen werde. Eines Tages könnten in einem europäischen Zollvereine die internationalen Schranken fallen, „wie Colbert die Mauthschranken zwischen den Provinzen abgeschafft hat“.

Diese Strömung, so naturgemäss entstanden, war kräftig und begegnete sich mit gleichen Strömungen in England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn und den anderen europäischen Staaten. Die Regierungen waren geneigt zu gemeinsamen Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten, an deren Ende entweder eine Besserung der Handelspolitik oder gemeinsame Massregeln gegen die Blaine-MacKinley'schen Uebertreibungen gelegen wären.

Es soll nicht gesagt werden, dass diese Bemühungen blos an Frankreich scheiterten. Allein Lockroy, der frühere Handelsminister, erklärte: „Wenn wir den wenig uneigennützigen Rathschlägen Englands folgen, so würden wir nur zum Vortheile des englischen und deutschen Handels die Kastanien aus dem Feuer holen. Wenn wir klug wären, würden wir uns gänzlich ausserhalb dieses wirthschaftlichen Kampfes halten. Begnügen wir uns mit vernünftigen Zöllen auf das amerikanische Schweinefleisch, und wir werden unsererseits von Amerika Vortheile erlangen.“

Diese Ansicht drang denn auch durch. Und so hat Frankreich wieder einmal in Europa eine schicksalsschwere Rolle gespielt. Es hatte die Wahl. Es konnte, mit Deutschland an der Spitze der Festlandvölker stehend, gegenüber den handelspolitischen Uebergriffen der Vereinigten Staaten abwehrend und mässigend auftreten und im Verhältnisse zu den europäischen Staaten seine frühere Handelspolitik, wenn auch immerhin in einigen Punkten modificirt, fortsetzen. Die Gruppe der Vertragsmächte von 1892 hätte

ihm grosse Zugeständnisse gemacht; ebenso die Schweiz, die Niederlande und die Balkanstaaten. Dann war an wirksame (wenn auch durchaus nicht nothwendig feindselige) Unterhandlungen mit den „überlebensgrossen" Mächten zu denken. Frankreich jedoch entzog sich der Gemeinschaft, spielte Sonderpolitik, schuf sich Freunde auf Kosten der Gesammtheit, isolirte sich und blickte nach auswärts unter dem Zeichen der Vergeltung. Seine Handelspolitik entspricht seiner Politik: sie ist eigentlich eine stete Auflehnung gegen den europäischen Rechtszustand, den es doch mitgeschaffen und selber anerkannt hat.

Freilich sagt Herr Professor Paul Cauwès: „Wir massen uns nicht an, unsere Nachkommen darüber zu belehren, was sie zu thun haben, wenn die drei Amerika geeinigt sind, der russische Koloss und das ungeheuere Britenreich von allen Seiten das kleine Europa umstellen und seine wirthschaftliche Thätigkeit zu ersticken drohen, nachdem sie sie von den auswärtigen Märkten vertrieben haben." Allein eine solche absichtliche Blindheit scheint denn doch für eine grosse Nation weder ganz würdig, noch in ihren Ergebnissen zuverlässig zu sein.

Hätte Frankreich im Jahre 1890 sich den anderen europäischen Ländern angeschlossen, so brauchte deshalb noch lange kein Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten auszubrechen. Vielmehr hätten dann die amerikanischen Landwirthe, durch Zölle auf ihre Erzeugnisse bedroht, sich viel früher ermannt, hätten die demokratische Partei verstärkt, der MacKinley-Tarif wäre gar nicht in's Leben getreten, die auf Grund desselben massenhaft emporgeschossenen Fabriken in der Union (jetzt naturgemäss Hauptträger des Widerstandes gegen eine vernünftige Handelspolitik) wären gar nicht entstanden, die Krise in Amerika wäre voraussichtlich unterblieben und der gedeihliche Verkehr zwischen beiden Welttheilen auf gerechter Grundlage emporgeblüht.

Eine wichtige Folge der neuesten französischen Handelspolitik ist nicht zu übersehen — ihre Rückwirkung auf das Verhältniss Frankreichs zu Elsass-Lothringen. Man weiss, welche wichtige Rolle diese Länder vor 1871 im industriellen Organismus Frankreichs spielten, vor Allem die hoch-

entwickelte Baumwoll-Industrie, die sich in Bezug auf Feinspinnerei mit Oldham, in Bezug auf Druck mit Manchester gar wohl messen konnte, ja, was Geschmack und Kunst betrifft, an der Spitze der Welt-Industrie in Baumwolle einherschritt. Gerade diese Kunst-Industrie aber war bedingt durch den engsten Zusammenhang mit den Zeichenschulen, den Musteranstalten, dem Geschmacke und der Mode von Paris. Als nun der Elsass zum Deutschen Reiche kam, konnte diese edle Specialität des Feindruckes, die Krönung der Baumwoll-Industrie des Elsasses, nicht mehr länger aufrecht erhalten werden. Nicht ohne schwere Krisen richtete sich die Industrie des Elsasses nach ihrem neuen Verbrauchsmarkte ein, machte mit ihrer grossen Kraft den altdeutschen Druckereien in Berlin und Elberfeld einen überlegenen Wettbewerb und hat die letzteren theilweise vernichtet. Ueberproduction und schwere Krisen waren im Deutschen Reiche die Begleiterscheinungen dieses Vorganges. Was geschah gleichzeitig in Frankreich? Der plötzliche Abgang der Elsässer Industrie liess hier eine Lücke offen, die von den kapitalkräftigen und gewandten französischen Industriellen bald ausgefüllt ward. Theilweise unter Mitwirkung von Elsässern erblühten in Frankreich und zumeist am westlichen Abhange der Vogesen die Ersatzfabriken für den abgegangenen Elsass. Und wie in der Baumwoll-Industrie, so geschah es noch in vielen anderen Gewerbszweigen. Und gerade der neue französische Zolltarif mit seiner auf Abschluss bedachten Richtung hat stark darauf hingearbeitet, die letzten im Jahre 1871 entstandenen Lücken in Frankreich auszufüllen und die zum Ersatze des Elsasses und Lothringens in Frankreich nach 1871 entstandenen Concurrenzfabriken zu stärken, mit dem Geschmackscentrum, Paris, zu verknüpfen und zum Exporte tauglich zu machen. Angenommen nun, Elsass-Lothringen fiele wieder zu Frankreich, so besässe Frankreich eine über den Verbrauch weit hinausgewachsene, fast doppelte Baumwoll-Industrie, und dieselbe Krise, welche das Deutsche Reich nach 1871 durchmachte, würde, nur im verstärkten Masse, in Frankreich und zumal in Elsass-Lothringen ausbrechen. Ob die Industriellen im Elsass sowie in den Westvogesen im Stande wären, eine zweite Krise zu überstehen und eine zweite Umwandlung des Systems ihrer Erzeugung vorzunehmen, das steht dahin. So hat die

neue Zollgesetzgebung Frankreichs, welche, neben der in Europa allgemeinen Richtung auf Steuererhöhung und Grenzschutz, doch auch starke chauvinistische Bestandtheile enthält, gerade auf der anderen Seite mitgewirkt, um Elsass-Lothringen von Frankreich abzustossen und auf Deutschland hinzuweisen. Durch den Zolltarif von 1892 hat Frankreich die handelspolitische Entlassung Elsass-Lothringens ausgesprochen.

Dagegen hatte der Zolltarif von 1892 seine starke Seite in der Verbesserung des wirthschaftlichen Bandes zwischen Frankreich und dessen grosser Colonie in Afrika.

Was das Schwert eroberte, das hat die Handelspolitik befestigt. Algerien, früher oft ein unsicherer, ja gefährlicher Besitz, verschmilzt immer mehr mit dem Mutterlande und hat mit der leichten Erwerbung von Tunis eine Erweiterung von höchstem Werthe erfahren. Beide Länder stellen ein Gebiet von 780.000 Geviertkilometer mit 6 Millionen Einwohnern dar. Im Süden gegen die Sahara sind die Grenzen unbestimmt; kein europäisches Land macht hier den Franzosen Concurrenz, und nachdem ihre Kundschafter und Forscher bald am Niger, bald am Tsadsee und bald in der Richtung des Sudan — alle drei Punkte schon jenseits der sogenannten „Wüste" gelegen und ein ungeheures Gebiet umfassend — erschienen) wurde neuerlich Timbuctu von französischen Truppen besetzt.

Algerien ist schon ein werthvolles Absatzgebiet für die französische Industrie geworden. Die Sendungen aus Frankreich nach Algerien beliefen sich in den letzten Jahren auf rund 200 Millionen Francs, worunter Fabrikate im Werthe von rund 170 Millionen. Ungefähr ebenso stark ist die Ausfuhr von Algier nach Frankreich. Sie bestand im Jahre 1892 hauptsächlich in Wein (84·7 Millionen Francs), Weizen und Mehl (38·4 Millionen), Schlachtvieh (28·1 Millionen), also in werthvollen Naturproducten des täglichen Gebrauches. Da diese Waaren völlig zollfrei nach Frankreich eingehen, während durch den Zolltarif von 1892 die Einfuhr derselben Artikel aus Spanien und Italien, Russland und den Vereinigten Staaten, Deutschland und Oesterreich mit hohen Zöllen belastet wurde, so erblickt man hier die französische Handelspolitik in neuer

Beleuchtung: sie schafft sich in Afrika ein zweites Frankreich, wesentlich ackerbauend, ein Productionsland für landwirthschaftliche Rohwaaren, das der intensiven Landwirthschaft im Mutterlande kein besonders schädliches Mitwerben, dagegen der französischen Industrie einen willkommenen Absatz bietet. Schon das Gesetz vom 17. Juli 1867, Art. I, bestimmte, dass die unmittelbar von Algerien nach Frankreich eingeführten Waaren (Zucker, Kaffee und die verwandten fiscalischen Artikel ausgenommen) zollfrei seien. Der Zolltarif von 1892 aber, mit seiner starken Erschwerung der Zufuhr concurrirender Producte aus den europäischen Ländern oder aus Amerika und Russland, hat der Rohwaaren-Erzeugung des französischen Afrika einen mächtigen Antrieb gegeben.

Dasselbe gilt von Tunisien, nur dass hier einstweilen noch nicht ganz freier Verkehr besteht, sondern mehrere Uebergangsstadien eingeschoben wurden. Französische Waaren zahlen in Tunisien 3 Percent, alle anderen 8 Percent des Werthes, während gewisse, alljährlich von der französischen Regierung festgestellte Waarenmengen aus Tunis zollfrei nach dem Mutterlande gehen; diese Mengen pflegen aber allmälig eine Erweiterung zu erfahren. So erst wieder mit Decret vom 28. Juni 1893 für Weizen und Gerste. So wird allmälig Tunisien (wie jetzt Algerien) zum freien Verkehre mit Frankreich gelangen. Auf Kosten besonders Italiens ist der Handel von Tunis mit Frankreich in starker Entwicklung begriffen und hat von 21 Millionen Francs im Jahre 1888 sich in nur fünf Jahren auf 43 Millionen Francs im Jahre 1892 erhoben.*)

Tunis, ein Land von etwa 120.000 Geviertkilometer und 2 Millionen Einwohnern, ist eine unvergleichliche Erwerbung Frankreichs. Die Einwohner sind schmiegsamer, bildungsfähiger und fleissiger als in Algerien. Sie wissen die Vortheile zu schätzen, die ihnen Frankreich bietet. Und alle Naturbedingungen sind ungemein günstig. Die alte Geschichte beweist dies. Auf die Fruchtbarkeit seiner Feldfluren gestützt, die vom Atlas ihre Bewässerung empfingen, blühte hier unter Karthagischer Herrschaft eine höchst intensive Landwirthschaft. Später hatten hier die Römer ihre Villen und die deutschen Vandalen ihre „Paradiese“ — Gärten mit

*) Mittheilung der Oesterreichisch-ungarischen Handelskammer in Paris.

Prachtbäumen, Schattenfülle und rauschenden Bächen. Hier haben die Araber, so scheint es, jene Kunst der Bewässerung gelernt, die sie in die Vegen von Granada, Malaga und Carthagena mitbrachten, deren Spuren bis in die Alpen reichen. Diese Entwicklung beginnt in Tunis wieder aufzuleben. In den letzten fünf Jahren hat sich die Zahl der französischen Ansiedler verdreifacht. Während sie den italienischen Einwanderern Schwierigkeiten bereitet, werden französische von der Regierung in jeder Weise unterstützt. Sie fahren auf Dampfern und Bahnen zu halbem Preise, bei der Auswahl der zu kaufenden Ländereien steht ihnen die „Colonisations-Gesellschaft für Tunis“ zur Seite, bei Neuanlage von Weinbergen erhalten sie den dritten Theil aller neuen Reben geschenkt. So hat sich der Anbau der Weine, die, durch Stärke ausgezeichnet, dem Weinhandel des Mutterlandes ein werthvolles Element zuführen, von 1888 bis 1892 verzehnfacht.

Im Anfang stiess die französische Verwaltung auf manchen Widerstand und aus dem südlichen Tunis wanderten mehr als hunderttausend Eingeborne nach Tripolis aus. Sie sind heute bis auf wenige Ausnahmen zurückgekehrt. Die Sicherheit ist so gross, dass sich französische Ansiedler in den entlegensten Weilern niederlassen. Wege und Eisenbahnen werden gebaut und sogar schon die Städte mit gesundem Wasser versehen. Die französischen Einwanderer besitzen bereits $^1/_2$ Million Hektaren im Werthe von 60 Millionen Francs. Mit Ausnahme der Erhaltungskosten einer Brigade und einiger kleinen Beiträge für öffentliche Arbeiten werden sämmtliche Kosten aus den Einnahmen des Landes gedeckt. Man sieht hier ein westliches Bosnien entstehen, aber mit unendlich besseren und grösseren natürlichen Hilfsquellen.

So günstig aber auch diese wirthschaftlichen Ergebnisse sein mögen, welche die französische Verwaltung — allerdings auf altem, vortrefflich gelegenem Culturboden — erzielt hat, so wird doch deren Bedeutung weit übertroffen durch die Thatsache, dass in Biserta, etwas entfernt von der Stätte des alten, ein neues Karthago seine Auferstehung feiert.

Um die Empfindlichkeit Englands und Italiens zu schonen, ging die französische Regierung mit dem Baue dieses Hafens langsam und allmälig vor. Heute sind die Arbeiten schon sehr weit gefördert und im Jahre 1895 soll der Kern bereits

fertig werden. Ein Vorhafen nimmt die Schiffe auf; von dort führt ein 60 Meter breiter Canal in den See von Biserta, welcher für Tiefgangschiffe zugänglich gemacht wird und so geräumig ist, dass er die grösste Flotte bergen kann. An diesem See ist eine französische Stadt in der Gründung begriffen; an den Ufern kommen dann Werften, Werkstätten und alle Behelfe des grossen Verkehrs zu stehen, während starke Burgen die trefflich gelegenen Höhen der Umgebung krönen werden. Obwohl Frankreich nach der Besetzung von Tunis die Zusage gab, Biserta nicht in einen Kriegshafen zu verwandeln, ist der letztere dennoch in raschem Entstehen begriffen. Der Vertrag von Bardo von 1881 gestattet nur solche Befestigungen, die zum Schutze des Landes nothwendig sind. Von italienischer und englischer Seite wird nun — wie es scheint mit Recht — behauptet, dass die französischen Anlagen weit über dieses Ziel hinausgehen. Indess die Franzosen kümmern sich wenig um Worte; sie gehen mit Thatsachen vor. In dem künftigen Kriege wird daher schon mit Biserta zu rechnen sein, von welchem selbst ein Gutachten des französischen Generalstabes der Flotte und des Kriegsministeriums — obwohl dort die Absicht vorherrscht, die fremden Völker wegen des Geschaffenen zu beschwichtigen — zugibt, „dass seine strategische Bedeutung dem strategischen Werthe von Toulon nicht nachstehe“.

In der That braucht man kein fachmässiger Kenner der Kriegskunst zu sein, um die Wichtigkeit des Golfes von Tunis und des neuen Kriegshafens Biserta zu begreifen. Schon die Geschichte weist auf die richtige Spur. Wenn die Phönizier, welche im ganzen Mittelmeere westlich der Adria unbedingt herrschten, als ihnen Sidon und Tyrus nicht mehr sicher genug dünkten, gerade Tunis als Mittelpunkt einer neuen Heimat und Herrschaft wählten, so ist damit schon genug gesagt.

Ueber die Oertlichkeit Karthagos und seiner Umgebung äussert sich Mommsen*): „Gelegen unfern der (ehemaligen) Mündung des Bagradas (Medscherda), der die reichste Getreidelandschaft Nordafrikas durchströmt, auf einer fruchtbaren, noch heute mit Landhäusern besetzten und mit Oliven-

*) Römische Geschichte I. S. 461.

und Orangenwäldern bedeckten Anschwellung des Bodens, der gegen die Ebene sanft sich abdacht und an der Seeseite als meerumflossenes Vorgebirge endigt, inmitten des grossen Hafens von Nordafrika, des Golfs von Tunis, da, wo dies schöne Becken den besten Ankergrund für grosse Schiffe und hart am Strande das trefflichste Quellwasser darbietet — ist dieser Platz für Ackerbau und Handel und die Vermittlung beider so einzig günstig, dass nicht blos die tyrische Ansiedlung daselbst die erste phönikische Handelsstadt wurde, sondern auch in römischer Zeit Karthago, kaum wieder hergestellt, sich zur dritten Stadt des Kaiserreiches erhob und noch heute (1856) unter nicht günstigen Verhältnissen dort eine blühende Stadt von hundertfünfzigtausend Einwohnern besteht. Die landwirthschaftliche, kaufmännische und gewerbliche Blüthe einer Stadt in solcher Lage . . . erklärt sich selbst."

Bei der völligen Aenderung im Gange des Welthandels tritt die Bedeutung der tunisischen Anlagen für den friedlichen Verkehr für's Erste noch zurück. Um so grösser ist die militärische und politische Wichtigkeit derselben, und man weiss ja, dass auf die Dauer der Handel nachfolgt dem Zuge der politischen und militärischen Uebermacht.

Als die Seeherrschaft der Phönizier im Laufe der Jahrhunderte von den Griechen gebrochen und ihre Schiffe und ihr Handel aus der östlichen Kammer des Mittelmeeres vertrieben waren, schlugen sie zum Abschluss der östlichen und zur ausschliessenden Beherrschung der westlichen Kammer in Karthago ihren Sitz auf. Von hier aus geboten sie im V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den Griechen Halt. Hier stand der Eckstein, an welchem sich die Fluth der griechischen Seefahrt und Ansiedlung gebrochen hat. Es erläutert den Werth dieser Oertlichkeiten und mahnt an zukünftige Dinge, wenn wir im Leben des Nikias bei Plutarch lesen, dass die Athener im IV. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den Plan hatten: „zuerst Sicilien zu erobern, dies zur Staffel für den Krieg gegen Karthago zu machen, den Entscheidungskampf mit Karthago zu wagen und sodann Afrika und die westlichen Länder unter ihre Herrschaft zu bringen." Dieser Plan der Griechen scheiterte an Karthago und seinen Verbündeten auf Sicilien, und erst den Römern gelang die Niederzwingung der gewaltigen Vorgängerin Biserta's.

Auch zu Beginn der Neuzeit hat man den Werth von Tunis nicht verkannt. Für Oesterreich, Deutschland und Spanien knüpft sich an Tunis ein schmerzliches Interesse, wenn man sich erinnert, dass Kaiser Carl V. im Jahre 1535 diese glänzende Stellung erobert hatte. Hält man sich gegenwärtig, dass Kaiser Carl V. das Deutsche Reich mit einer gemeinsamen Zolllinie umgeben und den hanseatischen Kaufleuten und der damals sehr blühenden deutschen Industrie die spanischen Colonien öffnen wollte, so wird man auch handelspolitische Motive bei der Besitznahme von Tunis durch den Kaiser vermuthen dürfen und kann nur mit Wehmuth daran denken, welche gewaltige Entwicklung das alte Deutsche Reich hätte nehmen können, wenn die Hansa, die oberdeutschen und österreichischen Städte, die deutsche Industrie und die spanischen Colonien unter der Kaiserkrone sich vereinigt hätten. Es hat nicht sollen sein. Jetzt gehört Karthago-Tunis den Nachfolgern der Nebenbuhler Kaiser Karl V. an, und man kann nur hoffen, dass diese welthistorische Position in europäischem Geiste fruchtbar werde.

Gelegen an der Stelle, wo einst Hippo stand, in der Nähe des Cap Blanco, dem nördlichsten Punkte des afrikanischen Festlandes, da, wo sich dasselbe fast auf Sehweite gegen Sicilien vorstreckt, bildet der Kriegshafen von Biserta auf afrikanischem Ufer den Scheidepunkt zwischen der östlichen und westlichen Kammer des Mittelländischen Meeres. Es mag zugegeben werden, dass Sicilien mit seinen grösseren Verhältnissen, seinen reicheren Hilfsquellen und seiner Ueberschattung auch der Meerenge von Messina noch wichtiger ist als Biserta, und der englische Satz: „wer Sicilien hat, hat das Mittelmeer“ in Geltung steht; allein das „Haben“ von Sicilien war allezeit schwer und würde heute, wenn eine fremde Macht sich desselben dauernd bemächtigen wollte, gewaltige Mittel und langjährige Arbeit erheischen. Italien selbst, welches den Vorzug der zweitausendjährigen Zusammengehörigkeit mit Sicilien besitzt, ist noch nicht zur Entwicklung der Kraft des Landes und zur Geltendmachung seiner Stellung im Getriebe des Mittelländischen Meeres gekommen. Auf italienischer Seite hat man im Hinblick auf Biserta von Schaffung eines verschanzten Lagers bei Castro Giovanni im Mittelpunkte

Siciliens gesprochen, aber dann wegen der Kosten davon wieder abgesehen. Biserta dagegen ist kein weites Land, sondern eine Stadt, ein Kriegshafen, eine Stellung; es war mit seinem tunisischen Hinterlande, als die Franzosen es besetzten, noch gewissermassen ein unbeschriebenes Blatt; es ist leicht zu übersehen und zu handhaben, die einheimische Bevölkerung macht keine Schwierigkeiten, und Frankreich richtet sich hier ein, wie es will. Biserta wird also viel einfacher und leichter und daher wirklich und praktisch die grossen Herrschaftsaufgaben erfüllen, die man in der Theorie Sicilien beimisst.

Von den zwei Seestrassen, die aus dem Atlantischen Meere, sagen wir: aus England durch die Meerenge von Gibraltar nach Malta, Egypten, den Suezcanal und Constantinopel führen, wird die Strasse zwischen Sicilien und dem Cap Blanco allgemein benützt, während die Strasse von Messina nur mehr örtlichen Zwecken dient. Wenn nun eine französische Flotte und wenn insbesondere französische Torpedo-Geschwader in Biserta lauern, so wird die Durchfahrt durch die beiden sicilianischen Seestrassen eine sehr gefährdete sein; man kann sie gesperrt nennen, wenn nicht die Ueberlegenheit der die Durchfahrt versuchenden Flotten eine ganz gewaltige ist. Dadurch wird das englische Malta zu einem guten Theile brach gelegt. So müsste also England sehr grosse Seekräfte in Bewegung bringen, um die Wege von Gibraltar nach Egypten und Constantinopel offen zu halten.

Und wie die Seestrasse von England nach Egypten, so wird Egypten selbst — claustra terrae ac maris nannten es die Römer — sammt dem Suezcanal von Biserta aus bedroht. Es ist richtig, dass englische Truppen in Egypten stehen und Verstärkungen aus Malta und Cypern noch dahin beordert werden könnten. Allein, wenn Frankreich überlegene Streitkräfte aus den algierischen Waffenplätzen, die bereits durch eine Eisenbahn mit Tunis verbunden sind, in Biserta anhäuft und gleichzeitig die Strasse von Messina — wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit — sperrt, wäre dann ein französischer Angriff auf Egypten aussichtslos, zumal, wenn derselbe durch eine aus dem Schwarzen Meere heraneilende russische Flotte mit Landungsmannschaft unterstützt würde?

Dass eine französische Flotte und ein französisches Heer in Tunis zugleich die ganze Küste Italiens bedroht, mit Leichtigkeit Landungen auf Sicilien in's Werk zu setzen vermag, und die italienische Flotte, sowie die zum Küstenschutze bestimmten Heeresabtheilungen in steter, suchender Bewegung hält. während zugleich von Toulon aus dieselbe Bedrohung von Norden stattfindet; dass dadurch die ganze Kriegführung Italiens und insbesondere die Entsendung der italienischen Heeresmacht über die Alpen gar sehr erschwert werden kann — wer möchte das leugnen?

Mit der Ueberlegenheit der Flotte ist noch nicht Alles gethan. Sie ist immer nur eine streng örtliche. Auf See gibt es keinen Telegraphen und keine argusäugigen Zeitungen. Hinfahrt Bonaparte's nach Egypten wie Rückfahrt blieben unentdeckt und ungestraft. Nelson hat im Jahre 1805 die Flotte von Toulon durch sieben Monate gesucht und nicht gefunden. Diese Thatsachen haben gezeigt, wie schwer es ist, in offener See, auf so weiten Räumen, wie sie das Mittelmeer bietet, den feindlichen Bewegungen zu folgen; nur in den Meerengen besteht zum Ereilen und Schlagen eine grössere Aussicht. Durch den Kriegshafen von Biserta hat nun Frankreich, zwischen Gibraltar und Malta sich einschiebend, eine höchst bedeutsame Seewarte, Rückzugspunkt und Ausfallspforte an der wichtigsten Meerenge und innersten Linie sich geschaffen, und in Verbindung mit Toulon, Brest und Cherbourg wird der neue Kriegshafen die englisch-italienische Flotte bei allen ihren Unternehmungen hindern und zu Entsendungen, Schwächung der Hauptmacht, mit einem Worte, zur Vertheilung ihrer Streitkräfte zwingen. Biserta allein mag daher Grossbritannien zur Verdoppelung seiner Mittelmeerflotte nöthigen, und es bedürfte dann nur noch der Ausführung des Canals von Bordeaux am Biscayischen Meere nach dem Mittelländischen Meere bei Narbonne, eines Canales von 400 Kilometer Länge und 8 Meter Tiefe, eines allerdings sehr kostspieligen Werkes, um Gibraltar und seinen Seepass zu umgehen und das freie Wechseln der französischen Flotten aus der Atlantis in das Mittelländische Meer zu ermöglichen, die beiden Flottentheile zusammenzuschliessen und dadurch stets eine örtliche Uebermacht zu Gunsten Frankreichs zu schaffen.

Dass auch, wenn Biserta einmal ausgebaut und mit den entsprechenden Truppen und Transportflotten versehen ist, die Stellung Frankreichs zur orientalischen Frage eine ganz andere wird, als bisher, kann hier nur angedeutet werden. Biserta wird das Auge sein, womit Frankreich nach Kreta, Alexandrien, Jerusalem, Damascus, Athen und Constantinopel blickt. Was ist nicht schon über den (niemals beabsichtigten) Vormarsch der Oesterreicher nach Salonich geschrieben und — man verzeihe den Ausdruck — geschrieen worden, und im Südwesten sehen wir, wie eine äusserst schlagfertige Grossmacht sich still und zielbewusst und im Einverständniss mit der grossen Macht des Nordens dem Orient nähert, und die Welt schreitet sorglos weiter und auch die Bedrohten befolgen ein Schweigen, das freilich den Franzosen so sehr erwünscht ist!

Wenn man sich mit dem Gedanken trägt — und die sonst trefflichen Schriften der Herren G. Monod und H. Geffken verfolgen einen solchen Gedankengang — die orientalischen Interessen machten einen dauernden Bund zwischen Frankreich und Russland unnatürlich und unwahrscheinlich, so sind dies Erinnerungen an den Krimkrieg, denen die Franzosen längst abgeschworen haben. Eine Theilung der französischen und russischen Interessensphäre im Orient ist vielmehr denkbar und könnte beide Völker auf lange Zeit hinaus einigen.

Für Frankreich wird immer Egypten den Kern einer solchen Abmachung bilden. Nun ist aber Frankreich durch die Anlage von Biserta um mindestens zwei Tagfahrten gegen Suez nähergerückt. Von Toulon nach Port Said braucht man gegen 7 Tage, von Biserta nur $4^3/_4$; von Toulon nach Constantinopel gegen 7 Tage, von Biserta nur etwa $5^1/_2$. Damit vergleiche man die englischen Verbindungen. Von Southampton nach Port Said zur See sind es mindestens 13 Tage; und selbst die Route London—Triest—Port Said braucht 6, die Route London—Gotthardt—Brindisi—Port Said 5 Tage. Allerdings liegt noch das englische Malta zwischen Biserta und Suez. Aber Malta besitzt nicht die Hilfsquellen, die Biserta haben wird und, so wichtig Malta auch ist, so liegt es doch nicht in der Meerenge, sondern im offenen Meere und eine dort haltende englische Flotte kann heute, so wenig wie im Jahre 1798, eine von Biserta auslaufende französische Flotte mit Sicherheit wahrnehmen und ihr den Weg gegen Egypten ver-

schliessen. Endlich hätte auch England mit der Möglichkeit zu rechnen, dass, während die englische Hauptflotte bei Malta wacht, die französische Flotte aus Biserta nordwärts entschlüpft, sich mit dem französischen Canalgeschwader vereinigt und, nunmehr der englischen Canalflotte überlegen, die englischen Küsten überfällt oder einen Einfall in Irland versucht.

Ein grosses europäisches Organ, die „Neue Freie Presse" zu Wien (vom 2. September 1894), hatte daher Recht, als sie schrieb: „An der Bucht Karthago's liegt vielleicht die Entscheidung der Geschicke des europäischen Welttheils." Solche Machtverschiebungen, wie sie durch die Besetzung und Erwerbung von Tunisien durch die Franzosen gegenüber von Grossbritannien und Italien erfolgten, pflegen sonst nur das Ergebniss siegreicher Kriege zu sein. Warum jene beiden Staaten sie geschehen liessen? Es scheint, dass sie sich zu sehr auf das unmittelbare Bevorstehen eines Krieges zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich verlassen haben, um dann zu diesem Zeitpunkte die Abrechnung vorzunehmen.

Die Franzosen ihrerseits verhalten sich in Bezug auf Tunisien möglichst still. Es ist sehr zweifelhaft, ob ihnen der Vertrag von Bardo das Recht zu so weit ausgreifenden militärischen Massnahmen im Protectoratslande gewährt. Vor Allem wollen sie in der Vollendung der Werke Biserta's nicht gestört sein. Sie suchen, wie einmal der „Esercito italiano" richtig bemerkte, England und Italien einzuschläfern, ja es will uns scheinen, als ob das Getöse im Norden wegen Elsass-Lothringen nicht blos die Bewohner dieses Landes in steter Aufregung erhalten wolle, sondern auch den weitern Zweck verfolgt habe, die Schaffung eines zusammengefassten, einheitlichen Colonialgebietes zwischen dem Golf von Tunis, dem Senegal, dem Tschad-See und oberen Nil, mit einem Worte den Ausbau Neu-Frankreichs in Afrika und insbesondere die sicher fortschreitende Anlegung Neu-Karthago's im Süden zu maskiren und rasch und rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen.

Für die Weltpolitik hat Elsass-Lothringen nicht die Bedeutung Biserta's. Seit 1871 hat die Geltung Frankreichs in der nord-europäischen Politik, wie man sich täglich überzeugt, nicht abgenommen, die Wichtigkeit Biserta's aber wird in der

orientalischen Politik bald genug sich geltend machen, im Kriegsfalle aber überraschend und (in mancher Hinsicht) entscheidend hervortreten.

Grossbritannien, das Deutsche Reich, Spanien und Portugal sind von ihren Colonien durch Weltmeere getrennt, Algier und Tunis aber liegen vor der Thüre Frankreichs. Von Toulon und Marseille nach Algier braucht man 38, nach Tunis 54 Stunden. Für die vervollkommneten Dampfer der Gegenwart ist das inselreiche Mittelmeer fast zu einem Landsee geworden. Dadurch kam Afrika zu dem Mutterlande in ein Verhältniss, welches man fast nicht mehr als das einer Colonie bezeichnen kann. Die Zollpolitik hat, wie wir sahen, beide Gebiete noch weiter verschmolzen. Ihre Erzeugnisse ergänzen sich. Ein neues Frankreich ist in Afrika entstanden.

Der Araber zieht sich langsam aus Algier zurück — viele von ihnen, um im Sudan die Macht des Mahdi zu verstärken; der Berber, welchem der Ruhm der maurischen Siege und Eroberungen in Spanien mehr zu verdanken war als dem Araber, nähert sich dem Franzosen; die letzteren, vorzugsweise aus Südfranzosen mit einem starken Zusatz von Elsässern, Lothringern, Abkömmlingen der Freigrafschaft, Schweizern und Belgiern bestehend, wachsen mit Spaniern und Italienern zu einem neufranzösischen Stamme zusammen, welcher keine Mundart, sondern das reine Französisch spricht und nach Rasse, Erziehung und Anpassung in den ungeheuren Flächen Afrikas zu einer grossen Rolle berufen ist. Mit Recht sagt daher Reclus: „Der Westeuropäer, welcher seinen Blick in der grossen Welt erweitert hat, sieht in unserer Geschichte zwei entscheidende Tage: den einen des Unglücks, den andern des Triumphes. Das nicht mehr gut zu machende Unglück ist nicht Pavia, nicht St. Quentin, nicht Malplaquet, nicht Rossbach, Waterloo oder Sedan — es ist Quebek. Bei dieser Stadt, in den Ebenen von Abraham, entriss man uns die Herrschaft über Amerika und vielleicht die Weltherrschaft, am 13. September 1759. Der grosse Triumphtag, aber keiner jener so tönenden und doch so unfruchtbaren Siege auf dem Schlachtfeld, an denen unsere Geschichte so

reich ist, sondern einer jener Siege, welche dem Strom der Geschichte ein neues Bett graben, war nicht Marignan, nicht Rocroi, nicht Fontenoy, Marengo, Austerlitz, Jena oder Wagram — sondern die Eroberung Algiers am 5. Juli 1830."

Einst war ein grosser Theil Nordamerikas französisch. Ein Theil, in Canada, ist es heute noch. Klima, Land, Volk — Alles von starker Gesundheit. Für jedes Tausend Franzosen, die sich im 16. Jahrhundert dort niedergelassen, würden heute zwei Millionen dort leben. „Mehr noch, wie Algier, würde Canada die Pforte einer neuen Welt sein" (Reclus). Das Thal des Mississippi mit den Thälern seiner Nebenflüsse, des Ohio, Tenessee, Missouri, Nebraska und Arkansas, standen unter französischem Scepter. Die Namen der Städte Montréal, St. Louis und St. Orleans kennzeichnen heute noch die vormaligen Mittelpunkte seiner Herrschaft, während im Süden St. Domingo und ein Theil von Guyana ihm gehörten. Wie steht es heute? Abgesehen von Guyana, Martinique und Guadeloupe ist Frankreich aus Amerika völlig vertrieben. Und wann und wodurch verlor Frankreich jene herrlichen Lande, welche heute den Kern der Union und Canadas ausmachen? Es geschah während des siebenjährigen Krieges mit Preussen und der Napoleonischen Kriege mit Deutschland-Oesterreich.

Aehnlich erging es in Ostindien, wo die Franzosen anfangs den Vorsprung vor den Engländern hatten. Und gilt nicht das Gleiche von Egypten, der Eroberung des ersten Consuls?

Alle diese Länder, die schönsten Herrschaftsgebiete der Erde, gingen für Frankreich verloren, während es auf dem europäischen Festlande Ehre und Ruhm erntete und einige Landstreifen erwarb, die ihm später wieder abgenommen wurden. Wie lange soll dies thörichte Spiel noch dauern?

Frankreich hätte schon zu Ende des siebenjährigen Krieges im Jahre 1763 wissen können, dass England die Kriege Frankreichs auf dem Festlande benutzte, um den Franzosen (wie allen Andern) ihre auswärtigen Besitzungen zu nehmen; es hätte erkennen sollen, wie die Kriege am Rhein — nachdem Deutschland allmälig das Elend des dreissig-

jährigen Krieges zu verwinden begann — immer schwieriger wurden. Noch einmal versuchte das Genie des grossen Napoleon den Kampf am Rhein. Wieder ward Ruhm erstritten und vorübergehend auch Land erworben. Allein das Ende war das Unterliegen Frankreichs, die Herausgabe seiner Beute, die Wiederherstellung des status quo am Rhein. Von dem so leichtherzig begonnenen Kriege von 1870 wollen wir lieber nicht reden. Er war altruistisch und anachronistisch. Frankreich hatte nicht richtig geschätzt die gänzliche Umwandlung, die sich allmälig in den Gesinnungen und daher in der Kraft Deutschlands vollzogen hatte. Das alte, durch Frankreichs Einfluss im Westfälischen Frieden geschaffene Deutschland mit seinen hundert Kleinstaaten, die im Kriegsfalle so bequem Kriegsschauplatz, unbezahlter Lieferant, Ausgleichsobject und Eroberungsgebiet waren, bestand nicht mehr. Das hatte sich geändert, ohne dass die leitenden Classen in Frankreich davon Kenntniss genommen hatten. So musste der französische Angriff scheitern, wie wahrscheinlich auch ein ungerechter Angriff Deutschlands auf Frankreich gescheitert wäre.

Hinter diesem wechselnden Spiel der Ereignisse an Rhein und Vogesen aber machte England seinen Siegeslauf, begann die Weltherrschaft Grossbritanniens. Wir fragen noch einmal: wie lange soll dies thörichte und kleinliche Spiel, das von den Engländern als „albernes Ruhmgeschäft" belächelt wird, noch dauern? Wäre es nicht an der Zeit, aus der Geschichte endlich zu lernen?

* * *

Zum erstenmale wieder seit den Zeiten der Griechen und Römer gelangten Wissenschaft, Industrie und Handel zu einem lebhaften allgemeinen Aufschwunge im 15. Jahrhunderte, und die Entdeckung Amerika's war eine Folge dieser neuen Regsamkeit unter den europäischen Völkern. Ganz ähnlich ist das 19. Jahrhundert durch die Vertheilung Afrikas bezeichnet.

Zu Anfang des Jahrhunderts bestanden die europäischen Besitzungen in Afrika aus einigen Städtchen, die, mit wenig Ausnahmen, nur Factoreien und Stationen zu nennen waren; im südlichen Theile begannen vom früher holländischen, später englischen Capland die europäischen Ansiedlungen landeinwärts sich auszudehnen. Im Jahre 1830 setzte Frank-

reich nach Nordafrika über und nahm Algier. Fünfzig Jahre später folgte Belgien auf Veranlassung der weitblickenden Initiative des Königs Leopold. Dann griffen Italien und das Deutsche Reich zu. Grossbritannien dehnte sich nach allen Seiten mächtig aus. Portugal und Spanien behielten ihre alten Besitzungen. Heute ist Afrika bis auf einige Gebiete, unter denen Marokko beiweitem das wichtigste, aufgetheilt.

Der Norden und der Süden des dunkeln Welttheiles fallen in die gemässigte Zone, hier ist Landbau durch europäische Ansiedler möglich. Dazwischen liegt, jedoch von kühleren, wohnlichen Hochebenen unterbrochen, der breite tropische Gürtel, welcher nur durch Pflanzungen zu cultiviren ist. Von hier aus wird den älteren Tropenländern Indien und dem südlichen Amerika Concurrenz zu bieten sein. Der stärkste Sporn für die Besitznahme Afrika's lag in der europäischen Ueberproduction, welche tropische Rohstoffe braucht und Abnehmer für ihre Fabrikate sucht, sowie in dem raschen Emporwachsen der Vereinigten Staaten, welche darauf ausgehen, Süd- und Mittel-Amerika immer mehr in ihren Verkehrsring einzuschliessen.

Die Grenzen der Besitzungen der europäischen Völker in Afrika sind an manchen Orten noch unbestimmt und schwimmend, doch findet sich in englischen Quellen für das Jahr 1893 eine Zusammenstellung über die Antheile der einzelnen Völker und Staaten an der Bevölkerung und dem Grundbesitz in Afrika, eine Zusammenstellung übrigens, die wir mit allem Vorbehalte hier wiedergeben:

Theilung Afrikas
(nach Bevölkerung).

	Millionen Einwohner	Percent
Britisch	$39._8$	$31._4$
Besitzlos . . .	$23._9$	$18._8$
Französisch . . .	$22._0$	$17._4$
Congo	$15._0$	$11._8$
Türkisch	$8._0$	$6._3$
Portugiesisch . .	$5._5$	$4._3$
Italienisch . . .	$5._4$	$4._3$
Deutsch . . .	$5._1$	$4._0$
Liberia	$1._1$	$0._9$
Buren-Republik .	$0._8$	$0._6$
Spanisch . . .	$0._4$	$0._3$
	$127._0$	$100._0$

Theilung Afrikas
(nach Landbesitz und Bevölkerungsdichte).

	Gebietsumfang in engl. □Meilen	Percent	auf 1 Meile Bewohner
Französisch . .	$2._{784}$	$24._{2}$	8
Britisch . . .	$2._{462}$	$21._{4}$	16
Besitzlos . . .	$2._{032}$	$17._{6}$	12
Portugiesisch .	$0._{910}$	$7._{9}$	6
Türkisch . . .	$0._{836}$	$7._{3}$	10
Deutsch . . .	$0._{831}$	$7._{2}$	6
Congo	$0._{827}$	$7._{2}$	18
Italienisch . .	$0._{315}$	$2._{7}$	17
Spanisch . .	$0._{247}$	$2._{1}$	2
Buren-Republik	$0._{163}$	$1._{4}$	5
Seen . . .	$0._{090}$	$0._{7}$	—
Liberia	$0._{037}$	$0._{5}$	29
	$11._{514}$	$100._{0}$	11

Vor ungefähr 12 Jahren besassen, nach Scott Keltie, die europäischen Grossmächte und die Buren-Freistaaten höchstens $2._5$ Millionen englische Geviertmeilen. Im Jahre 1894 war diese Ziffer auf $9._5$ Millionen gewachsen. Von den $11._5$ Millionen Meilen, welche Afrika enthält, sind also nur noch etwa 2 Millionen nicht in festem Besitze, und diese, mit Ausnahme Marokkos, wenig werthvoll.

Den Löwenantheil bei der Theilung Afrikas, sowohl hinsichtlich Bevölkerungszahl wie Grundfläche, haben sich England und Frankreich angeeignet. Entscheidend für die Wichtigkeit sind dabei nicht nur Gebietsumfang und Bevölkerungszahl, sondern insbesondere geographische Lage und Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner. Aber auch in dieser Hinsicht stehen England und Frankreich weit voran. Von dem riesigen Dreieck Afrikas besitzt Grossbritannien zwei Ecken, das südliche am Cap und das östliche, Egypten; auf das westliche Eck, Marokko, hält Grossbritannien seinen Blick gerichtet und wird es nicht leicht in fremde Hand fallen lassen. Frankreich dagegen hat sich auf der nach Europa gewendeten Seite den werthvollsten Küstenstrich mit mächtigem Hinterlande herausgeschnitten. Noch vor kaum einem Jahrzehnt standen sich England und Frankreich in der Art gegenüber, dass ersteres, auf wohlbegründete europäische Ansiedlungen gestützt, von Süden nach Norden hinaufdrängte, letzteres die umgekehrte Richtung einhielt. Seitdem hat Eng-

land das unendlich wichtige Nilland besetzt (1882), es hat ferner durch das Uebereinkommen mit Deutschland vom Jahre 1890 in Ost-Afrika sich mächtig ausgedehnt und namentlich das zukunftsreiche Uganda, das Schlüsselland Mittel-Afrikas, erworben. Während also Frankreich ein zusammengefasstes, einheitliches Reich zwischen der Küste des Mittelmeeres, dem Senegal und dem oberen Nile anstrebt und grösstentheils schon erreicht hat, sind die englischen Erwerbungen zerstreut und mehrfach noch locker und unsicher gestaltet; es sind theilweise erst Umrisse, aber sehr weitgespannt, und England braucht nur eine entsprechende Zeit, um sie, geleitet von seinen alten Erfahrungen in jeder Art von Colonisation, allmälig verknüpfen, durch eine mächtige, schon im Plane fertiggestellte Eisenbahn zu verbinden und in ein wohlgegliedertes afrikanisches Reich umzuschaffen.

Grossbritannien betrachtet bekanntlich jede Besitznahme aussereuropäischen Gebietes von Seiten eines anderen Staates als einen Eingriff in seine Rechte. So musste auch das Deutsche Reich, bevor es, durch das Verhängniss einer unglücklichen Geschichte spät genug, zu Erwerbungen in Afrika schreiten konnte, erst eine günstige politische Weltlage abwarten, wo England in anderen Weltgegenden bedroht war; und als diese Erwerbungen im Osten und der Mitte Afrikas, in Sansibar und Uganda, das britische Interesse zu berühren schienen, da erzwang wahrscheinlich England durch ein (geheimgehaltenes) Ultimatum den Verzicht, — eine eigenthümliche Art, sich Freunde zu machen, deren England künftig mehr bedürfen wird, als irgend ein anderes Land.

Aus Politik hatte der leitende englische Minister, Lord Salisbury, das Uebereinkommen zwischen Grossbritannien und Deutschland vom Jahre 1890 als „wenig bedeutend“ bezeichnet. Der dadurch in seinem Ruhm bedrohte Stanley verkündete jedoch die volle Wahrheit: „Während seines Zuges durch Afrika hätten die Deutschen aus den kleinsten Anfängen ihre Macht wunderbar entwickelt, sich allmälig über den gesammten Osten des Festlandes ausgebreitet und 600.000 Geviertmeilen verschlungen. Jetzt aber (durch den Vertrag) habe sich Alles zum Guten gewendet. Noch vor Kurzem habe die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft nur den Besitz von 150.000 Meilen erstrebt, jetzt habe sie 500.000 dazu bekommen.

Es seien dadurch dem britischen Unternehmungsgeiste in Afrika fast unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet und die Verknüpfung der ostasiatischen Besitzungen mit Egypten ermöglicht."

Leider haben es die leitenden Classen in Deutschland noch nicht verstanden, den ihnen gebliebenen, immer noch werthvollen Antheil zu entwickeln und die durch Barth, Vogel, Schweinfurth, Rohlfs, Nachtigall, Schnitzer, Baumann, Peters und Wissmann so glänzend eingeleitete und begonnene Unternehmung auf ihrer Höhe zu erhalten. Wenn man bedenkt, für ein wie werthvolles Element sonst überall der deutsche Ansiedler gehalten wird — zunächst freilich der deutsche Bauer alten Schlages — so wird man kaum umhin können, für die Misserfolge die Leiter der Ansiedlungen verantwortlich zu machen. Im Jahre 1513 schrieb Balboa, der Entdecker des Stillen Meeres, an den König von Spanien, „er möge allen Juristen und studirten Leuten, ausser den Aerzten, das Betreten des neuen Welttheils verbieten, denn sie hätten alle den Satan im Leibe und stifteten tausenderlei Klagen und Verwicklungen." Auch der alte Homer sagt: „Aerzte und Baumeister sind überall willkommen"; von Juristen sagt er dies nicht. In der That scheint die ganze philologisch-juridische Bildung nicht in die Colonien zu passen, da sie einen Stich in's Doctrinäre und Unpraktische gibt. Die Kunst, Lichter und Seife zu machen, ist in den Colonien oft mehr werth, als das ganze römische Recht, und von erfahrenen Kennern werden die grossen Erfolge einzelner Missionen nur darauf zurückgeführt, dass sie sich mit einem Stabe von geschulten Handwerkern, Gärtnern u. s. w. zu umgeben wussten. Wer den Menschen nützt und sich in den Geist fremder Völker zu versetzen weiss, vermag sie bald zu regieren. Vorgefasste doctrinäre Meinungen sind dagegen überall vom Uebel, am meisten jedoch in den Ansiedlungen. Clive und Hastings waren Kaufleute, und auch Dr. Jamieson, welcher den blinden Ansturm der Matabeles vor die englischen Repetirgewehre zu bringen wusste, war kein geschulter Kriegsmann, obschon auch der englische Beamte und Officier, Dank der praktischen Erziehung der Nation, einen ganz anderen Stock von wirthschaftlichen Kenntnissen und weit mehr wirthschaftlichen Scharfblick mitbringt, als die entsprechenden Classen der Festlandsvölker.

Freilich kommt auch auf diesem, wie auf jedem anderen Gebiete, den Engländern ein Vorsprung von fast dreihundert Jahren zustatten. Schon zu einer Zeit, da sich im unglücklichen Mitteleuropa der dreissigjährige Krieg vorbereitete, im Jahre 1612, schrieb Franz Bacon, Grosskanzler von England, folgende Worte: „Mit dem Anpflanzen einer Colonie geht es wie mit dem Anpflanzen der Wälder, — man muss zwanzig Jahre lang auf jeden Gewinn verzichten“; ferner: „Die Menschen, mit denen man eine Colonie anlegen sollte, sind Gärtner, Ackerleute, Taglöhner, Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Fischer, Vogelsteller, nebst einigen wenigen Apothekern (Pflanzenkennern), Wundärzten, Köchen und Bäckern“; endlich: „Die Regierung lege man in die Hände eines Einzigen, unter dem Beisitze einiger Räthe, und ertheile dieser Regierung Vollmacht, die Rechtssachen in Form eines Kriegsgerichts zu verhandeln, doch freilich mit Einschränkungen.“ Das Beste und Entscheidende: die Auswahl der rechten Persönlichkeit, konnte selbst ein Bacon nicht durch theoretische Rathschläge klar legen. Dass aber der Parlamentarismus, mit seinen vor Allem „consequenten“, auf ein Programm eingeschworenen Parteien, welche nur zu oft das Staatsinteresse in ihre Kämpfe hineinziehen, auf Colonien keine gute Wirkung habe, hat sich insbesondere in Frankreich so klar erwiesen, dass Algier erst mehr gedeiht, seitdem es auf sich selber gestellt ist. In England hat man längst den festen Gang der Leitung der Colonien dem einheimischen Parteiwesen entzogen. Das werthvolle Samoa wurde vom deutschen Reichstage verschmäht. Das geschah in ungünstiger Zeit, aber damit sollte es nun auch genug sein! Auch im Deutschen Reiche wird man den rechten Weg finden, nur drängt die Zeit, rasche Entschlüsse thun noth, und „der flieget nimmer, der heut' nicht fliegt!“

Schwer begreiflich bleibt es auch, dass sich die Deutschen nicht mit den Buren auf einen besseren Fuss zu stellen wussten. — Dieser merkwürdige deutsche Stamm, welcher in mancher Hinsicht noch den echten, nicht durch den dreissigjährigen Krieg und dessen Folgeübel verkümmerten deutschen Typus darstellt, ist thatsächlich das auserwählte Volk zur ersten Cultivirung Afrikas. Man hat oft gefragt, aus welchen

Wurzeln der eigenthümliche Sinn und Geist der Neu-Englandstaaten, des eigentlichen Sauerteigs Nordamerikas, entsprungen sei? Die Antwort ist: altgermanische Kraft der Arbeit und der Waffen, geleitet von religiösen, zumeist dem Alten (nicht dem Neuen) Testament entlehnten Gedanken, bildet die Grundlage. Deutlich zeigt sich dies in den feierlichen Aeusserungen der Buren, womit sie ihre Zusammenkünfte und Auszüge einleiten. Als sie im Jahre 1891 nach dem Limpopo zogen, verkündeten sie: „In unserem eigenen Gebiete von Engländern überschwemmt, haben wir ein Recht darauf, ein neues Land zu suchen, wo wir ein neues Afrikaner-Volk gründen können, wo Niemand den Rauch seines Nachbars am Himmel erblickt, wo Jedermann sein eignes Mittagsmahl schiesst, sein Vieh und seinen Weizen selbst zieht und mit den heidnischen Kanaaniten nach seinen Gesetzen schalten darf. Wir glaubten, das Cap wäre das Kanaan, dann Natal, dann der Freistaat, dann das Transvaal. Ueberall ist uns der Engländer gefolgt. . . Wir werden jetzt vom östlichen Lande zwischen dem Limpopo und Zambesi Besitz nehmen . . . Dort angelangt, wird eine Obrigkeit gewählt und der Freistaat auf Grund des Gesetzes (Grondvet) des Oranje-Freistaates von 1854 und des südafrikanischen Freistaates von 1858 erklärt werden. Wir erkennen dem Cecil Rhodes (dem englischen Gouverneur des Caplandes, welcher die Buren mit raffinirter Politik umgarnte) keine Rechte auf einen einzigen Theil unseres neuen gelobten Landes zu. Wir werden in dasselbe nicht aus unserer Macht, sondern aus der Macht des Höchsten hineinziehen. Sein Wille ist es, dass wir von dem Land der Heiden Besitz ergreifen, und nur ER kann uns davon abhalten.“ *) Das ist die Sprache der Puritaner, die nach Nordamerika zogen, und viel anders werden auch jene Hunderttausende deutscher Auswanderer nicht gesprochen haben, die, zugleich Krieger und Landwirthe, das von der Römerherrschaft ausgesogene südliche Europa erneuerten und ein Jahrtausend später den Osten Europas auf eine höhere Culturstufe hoben.

Die glänzenden Kriegsthaten der Buren in den Kämpfen mit den Engländern zeigen, welche Kraft in solcher einfachen Denkweise liegt. Was jedoch die Waffen der Engländer nicht

---

*) „Pall Mall Gazette“ vom 7. Mai 1891.

vermochten, das scheint ihre überlegene wirthschaftliche Thätigkeit bewirkt zu haben. Angezogen durch den Reichthum des Landes an Edelmetall und Diamanten, strömten massenhaft Engländer in das Transvaal, so dass hier, wie in der Cap-Colonie bereits das englische Element zu überwiegen beginnt. „Die englische Herrschaft ist überall im Steigen. Die Buren-Republik kann nur im Einverständniss mit ihr lebensfähig bleiben und unter ihrem Schutz einen consolidirten Bund unter britischer Flagge bilden. Eine enorme englische Colonie ist seit 1889 nördlich von Transvaal entstanden und erstreckt sich von dort bis zum Südende des Lake Tanjanyka. Riesige Möglichkeiten und Aussichten eröffnen sich hier; ein Reich von fast 750.000 englischen Quadratmeilen hat sich gebildet, in dessen Schoosse die fruchtbarsten Landstrecken, die grössten Minen der Welt und solche Naturwunder, wie die Wasserfälle des Zambesi, die Victoria-Fälle, sich finden.“*) Vielleicht dass doch die granitfesten Buren auch diese Ueberfluthung überstehen, wie auch am Cap der Kampf zwischen englischem und holländischem Element noch nicht endgiltig entschieden ist. Hundertmal Recht hatte Herr Schröder-Poggelow, als er im „Deutschen Wochenblatt“ im Juli 1893 schrieb: „Ist die Angst, Buren im deutschen Gebiete zuzulassen, eines grossen Volkes würdig? Wollen wir Deutsche zu den führenden Völkern der Erde gehören, dann ist unsere Scheu vor den Buren einfach lächerlich . . . Würde die überschiessende Kraft des Deutschthums hier einsetzen, so könnte ein neues Burengeschlecht in Afrika entstehen, welches dauernd an der Seite Deutschlands zu finden wäre. In Südafrika „campus patet ubi excurrere virtus et recognosci potest.“

Möchte man sich doch im Deutschen Reiche von dem Werthe des jetzigen Augenblickes durchdringen lassen! Was heute in Afrika versäumt wird, ist für alle Zeit verloren. Die grosse Kunst: Zeit und Kraft unzerstreut auf das in jedem Augenblick Nothwendigste zu richten, hat England durch lange Erfahrung erworben. So denkt es jetzt an Afrika. Ob Salisbury oder Gladstone oder Roseberry Minister sind — gleichviel, das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gilt Afrika! Die englischen Chauvins sind fieberhaft thätig, die

*) J. Wehl, die British South Afrika Company, Frankfurt, 1893.

durch die Spannung zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche gezeichnete Weltconjunctur in Afrika für sich fruchtbar zu machen.

Auch das Abkommen Grossbritanniens mit dem Congostaate vom 14. Mai 1894 sollte ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele sein. Nach diesem Vertrage wollte England einen — zur Türkei (Egypten) gehörigen und vom Mahdi besessenen — Theil des Sudan an den Congostaat verpachten und sollte dafür einen 25 Kilometer breiten Streifen vom Congostaat in Pacht erhalten; einen Streifen, der, zwischen Congostaat und dem französischen Gebiet im Westen und dem englischen und dem deutschen Gebiete im Osten, den Tanganyika- und Albert-See berührend, eine Brücke zwischen dem englischen Südafrika und dem von Engländern besetzten Sudan-Egypten herstellen würde. Auf Verwahrung des Deutschen Reiches und wohl auch Frankreichs ward dies Abkommen mit dem Congostaate zwar von England zurückgezogen, aber die Ziele und die Taktik der englischen Politik in Afrika gehen daraus deutlich hervor und werden zu gelegener Stunde ihre Wiederauferstehung feiern.

Uebrigens hat England, nicht zufrieden mit dem eigenen riesigen Besitz in Afrika, auch schon für Erwerbung der portugiesischen Colonien von langer Hand Vorbereitungen getroffen. Auf die Delagoa-Bai, den besten Hafen des südöstlichen Afrika, den natürlichen Seeplatz des Transvaal, haben die Engländer längst ihr vielverlangendes Auge gerichtet. Im portugiesischen Mozambique arbeiten — wie Oskar Baumann schreibt — „die Agenten Cecil Rhodes, jenes verwegenen Länder-Speculanten, der wahrscheinlich auch der Urheber des Congo-englischen Vertrages war, bereits der Annexion vor“.

Nirgends zeigt die englische Politik ihr wahres Gesicht offener, als in Afrika. Davon eine Probe: Im Januar 1892 schrieb die „St. James' Gazette“: „Es scheint in Portugal ein gewisser Zweifel darüber zu bestehen, ob die zerstreuten und verkümmerten afrikanischen Besitzungen des einst mächtigen Reiches wohl einen Käufer finden würden. Was indess für die ganze übrige Welt werthlos, würde für England von reellem und solidem Nutzen sein. Der Besitz von Mozambique wenig-

stens wäre so werthvoll für uns, dass wir wohl überlegen sollten, ob es sich nicht empfehlen würde, Portugal auf halbem Wege entgegenzukommen und ein Angebot zu machen oder zum mindesten um Angabe des verlangten Preises zu bitten. Wir sind in der Lage, für jenen werthvollen Theil Afrikas mehr zahlen zu können, als jeder andere Käufer, obwohl Portugal sicherlich nicht so gestellt ist, extravagante Preise zu verlangen." Die „St. James' Gazette" ist mit den Besitzungen Portugals noch nicht zufrieden, sie möchte auch den ostafrikanischen Besitz Deutschlands noch dazu kaufen, und hofft, dass Deutschland jenes Besitzes müde werde! — Die „Morning Post" bemerkt: „England hegt gewiss den Wunsch, dass Portugal ruhmreich aus seinen Finanzschwierigkeiten hervorgeht. Aber zugleich besitzt England gewisse Rechte, die gewahrt, und gewisse Interessen, die geschützt werden müssen. Die Befürworter des Verkaufes der portugiesischen Colonien sind nicht sehr bestimmt in ihren Vorschlägen. Sie geben uns nicht einmal das Kaufobject an. Eines muss hervorgehoben werden, nämlich, dass England niemals zugeben könnte, dass Goa irgend einer anderen europäischen Macht in die Hände fiele. Was die übrigen portugiesischen Colonien im südlichen Mittelafrika anbetrifft, so darf man nicht vergessen, dass England schon ein Vorrecht nach dem Artikel VII des englisch-portugiesischen Abkommens vom 11. Juni 1891, soweit es sich um Gebiete südlich des Zambesi handelt, besitzt. Man kann es deshalb für ziemlich ausgemacht halten, dass die portugiesischen Besitzungen, falls Portugal sich davon trennen will, in britische Hände fallen werden. England könnte in der That eine andere Möglichkeit kaum dulden. Es macht natürlich wenig aus, ob der britische Staat oder eine vom Staate concessionirte Privatgesellschaft den Handel abschliesst. Der Hauptpunkt ist der, dass die Mündungen des Zambesi, der Küstenstrich, welcher den Verkehrsweg nach dem britischen Gebiet bildet, und der Hafen der Delagoa-Bai nicht in andere Hände gelangen. Davor sind wir allerdings durch den Vertrag von 1891 gesichert. Unsere Haltung ist deshalb unangreifbar. Die Bemühungen Portugals jedoch, seine Finanzen auf eine gesunde Grundlage zu stellen, werden in England nur herzlicher Sympathie begegnen."

Kann man solche widerspruchsvolle, heuchlerische Sätze ohne Widerwillen lesen? Die zerrütteten Finanzverhältnisse Portugals geben den Engländern Vorwand zu Einmischungen. Es darf aber nicht geduldet werden die Einschmuggelung des Satzes in das Völkerrecht: dass Darlehen an das Mutterland eine Hypothek auf die Colonien sind.

Den entscheidenden Schritt zur Vorherrschaft in Afrika that jedoch England im Jahre 1882 durch die Besetzung Egyptens.

„Alle grossen Männer, die auf die Weltkarte geblickt, haben an Egypten gedacht," sagte einst Thiers. „Wenn ich Egypten nehme und behalte, so nehme ich die Geschicke der Welt in meine Hand," meinte Napoleon, und sein General Kleber entwickelte einen handelspolitischen Gedanken, indem er äusserte: „Egypten ist für Frankreich ein Stützpunkt, von wo es den Handel von vier Welttheilen beherrschen kann." „Die Kreuzzüge nach Jerusalem missglückten, weil die Ritter nicht ihre Züge auf Egypten basirten; als sie es thaten, war es schon zu spät," urtheilt der preussische Major Wachs. Die Römer hielten Egypten für so wichtig, dass sie die Verwaltung nicht einem, den leitenden Familien entnommenen Statthalter, sondern einem Beamten übergaben. Sie nannten es claustra terrae ac maris, Pforte der Länder und der Meere, ein Name, welchen das Land seit dem Bestehen des Suezcanals mehr als je verdient.

In Egypten wird die knappe Landzunge zwischen Afrika und Asien von dem engen Meerespasse zwischen Europa, Amerika, Ostasien und Australien, gekreuzt. Diesen Pass, diesen Canal, durchfluthet jetzt alljährlich ein Güterverkehr von 9 Millionen Tonnen auf 4500 Schiffen, wovon 76 Percent englisch, $7._5$ Percent deutsch, 4 Percent französisch und $1._2$ Percent österreichisch sind. Zwischen Europa und Indien (Australien, China, Japan) rinnt hier die Lebensader.

Egypten ist ein leicht zu vertheidigendes Land, weit mehr, als ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte zeigt. Nach einem guten Worte von Major Wachs*) „bildet im Norden das Mittelländische, im Osten das Rothe Meer, den

*) Otto Wachs, die strategische Bedeutung Egyptens; Contemporary Review, September 1892.

mächtigen nassen Graben, im Westen die Wüste, den noch mächtigeren trockenen Graben, während der Süden einstweilen noch durch die weiten Räume des Sudan geschützt ist. So erscheint Egypten als eine starke, mit allen Naturgaben wohlversorgte Feste; man könnte Egypten auch eine Insel nennen, weshalb auch die Engländer sich dort so sicher fühlen. Egypten gehört Dem, der die See beherrscht. Solange die Flotten der Engländer das Mittelmeer beherrschen, wird ihr Besitz unantastbar sein, und er wird fallen, sobald fremde Flotten im Mittelmeer die englische überragen.“ Der einzige schwache Punkt Egytens liegt im Südwesten, im Sudan, aber diese Gefahr wird erst in der Zukunft brennend. Biserta dagegen blickt jetzt schon drohend nach Egypten herüber.

Egypten beherrscht einerseits Tripolis, andererseits Syrien mit den heiligen Stätten der Christen und einen Theil Arabiens mit den heiligen Stätten der Mohamedaner. Für den Fall der längst vorbereiteten und wahrscheinlich für den Ausbruch des nächsten grossen Continental-Krieges beabsichtigten Besetzung der Euphratlande durch Grossbritannien bildet Egypten eine starke Zwischenstation als Herrschaftsland im „weltenspaltenden arabischen Meerbusen.“ (Peschel).

Das Mittelmeer besitzt vier Meerengen, um welche die künftigen Weltkämpfe sich vorzugsweise abspielen werden: Gibraltar, Constantinopel, Suez-Alexandrien, Biserta-Messina-Malta. Ueber die letztere, die centrale, ward bereits früher gesprochen. Von den drei anderen Engen und Seepässen, die nach Aussen führen, ist jetzt die egyptische die wichtigste. Die Besetzung Egyptens durch die Engländer im Jahre 1882 ist für die Weltpolitik viel bedeutsamer, als die Veränderungen der Landkarte im Jahre 1871. Der Schwerpunkt der orientalischen Frage ward im Jahre 1882 vom Bosporus an den Suezcanal gerückt und die Frage selbst in verhältnissmässiger Stille und ohne nennenswerthen Kampf und wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung des Goldes zu Gunsten Englands entschieden*).

Einstweilen oder endgiltig? Wer könnte das sagen? Hier liegt das Räthsel der Sphinx. Jedenfalls werden Engländer

---

*) In Egypten wird die „Schlacht“ bei Tel-el-Kebir „Tel-el-Bakschisch“ genannt.

und Franzosen die Bewerber sein. Welche Hoffnungen Frankreich hegt, spricht Reclus mit den Worten aus: „In Afrika ist Frankreich um 50 Jahre voraus. Sie gaben ihm das Tell. Wer das Tell hat, hat die Sahara, und wer die Sahara hat, hat Sudan.“ Ebenso äusserte Dr. Peters bei Gelegenheit des Congovertrages von 1894 im Pariser „Matin“: „Marokko beherrscht den Sudan im Westen, Egypten im Osten, aber durch die Einnahme von Timbuktu, infolge des energischen Vormarsches der Franzosen, hat Frankreich einen bedeutenden Vorsprung für die Eroberung dieses Landes. Die Zukunft liegt ganz in seinen Händen.“

Viel wird darauf ankommen, wie sich die Tuaregs verhalten werden. Diese „Ritter der Wüste“, tapfer, überaus langlebig und klug, sollen — wahrscheinlich aus der Zeit der hundertjährigen Vandalen-Herrschaft in Afrika — nordisches Blut und nordische Erinnerungen besitzen; mit dem grossen Stamme der Asdjer-Tuaregs, die südlich von Ghadames hausen, hat im Jahre 1894 der französische Reisende d'Attanoux Verträge wegen Sicherung des Karawanen-Verkehrs abgeschlossen. Ebenso hat der Kriegsminister Mercier im April 1894 einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher die Bildung eines Heerkörpers von Saharatruppen, bestehend aus Einheimischen, von französischen Officieren geführt, in Aussicht nimmt. Fügen sich die Tuaregs der strengen Disciplin und gelingt es den Franzosen, den grösseren Theil dieser kühnen Krieger in ihren Dienst zu nehmen, so wäre damit ein mächtiger Schritt zur Beherrschung des nördlichen Afrikas gemacht. In Fortsetzung des oben angeführten Satzes von Reclus könnte man wohl sagen: „Wer den Sudan hat, hat Ober-Egypten, und wer Ober-Egypten besitzt, hat Egypten.“ Der Sudan bildet also eines der vielen Kampfobjecte zwischen Franzosen und Engländern und vielleicht, im Hinblick auf Egypten, das allerwichtigste. In dieser Erkenntniss mag auch das Gerücht von einem englisch-italienischen Feldzuge nach dem Sudan seine Begründung haben, sowie andererseits der Zug der Franzosen nach Madagascar damit zusammenhängt.

In Bezug auf die Herrschaft der Engländer in Egypten sagt Reclus: „In Egypten kamen nach den Pharaonen die Perser, Alexander, die Ptolomäer, die Römer. Nach Rom und

Byzanz kam der Araber, welcher Alles, was er anrührt, unfruchtbar macht. Nach dem Araber der Türke, der die Erneuerung nicht versteht. Nach dem Türken der Engländer, welcher im Lande nicht bleiben wird, da er dort nicht dauernd siedeln kann; während er sich bereichert, — wenn er überhaupt so lange dort bleibt — werden die Fellahs wachsen an Zahl und vielleicht an Selbstbewusstsein, während sich die Städte mit Mittelmeerbewohnern bevölkern werden." Dem ist zu entgegnen, dass die Engländer, wie das Beispiel Maltas zeigt, recht wohl aus südlichen Mischvölkern ergebene Unterthanen zu machen wissen. Und hier, wie in so vielen Ländern, ist die Sprache der Pionnier der Macht. Die Franzosen beklagen, dass in Egypten das früher dort herrschende Französisch aus den Schulen vertrieben und durch das Englische ersetzt wird. Dies gilt jedoch nur in Egypten. In Algier und Tunis, in den angrenzenden Ländern, ja auch östlicher in der Levante ist das Französische in der Ausdehnung begriffen. Ein Bericht darüber sagt: „Macht die Verbreitung des Französischen in den nächsten zwanzig Jahren ebensolche Fortschritte, wie in den letztverflossenen, so kann man sagen, dass in Nordafrika das Französische die herrschende Sprache geworden ist. Dem Italienischen hat es im Gebiete des Mittelmeeres längst den Rang abgelaufen." Anders lauten freilich die Hoffnungen der Engländer.

Einem Aufsatze von C. R. Haines in „Mac Millian's Magazine" vom März 1892 ist darüber Folgendes zu entnehmen: „Nach Versicherung Dr. Blyden's, eines Bürgers der Republik Liberia, hat an den afrikanischen Küsten Englisch alle anderen europäischen Sprachen ausgetrieben, sogar in der französischen Ansiedlung Gaboon behauptet es sich gegen das Französische und theilt in den deutschen Siedlungen alle Ehren des Deutschen. In Afrika hat es keinen ernsten Nebenbuhler als das Arabische. Lange Jahre hindurch war an der Westküste Portugiesisch die herrschende Sprache; jetzt wird von Sierra Leone bis zum St. Petersfluss ununterbrochen auf einer Linie von 800 Meilen englisch gesprochen. Der Nil, der Niger und die grossen Seen sind jetzt englisch; der Congo und Zambesi werden schliesslich englisch werden. Nichts steht entgegen, dass unsere Sprache einst die Sprache ganz Afrikas sei."

Ueber den Handel Afrikas sind jüngst aus französischer Quelle einige Mittheilungen veröffentlicht worden.*)

Dieser Handel wurde für das Jahr 1891 (Ausfuhr und Einfuhr zusammen) geschätzt:

Englisch - Afrika	847	Millionen	Francs
Französisch- „	648	„	„
Deutsch- „	38	„	„
Italienisch- „	12	„	„
Portugiesisch-„	73	„	„
Türkisch- „	733	„	„
Freies „	364	„	„
Zusammen	2515	Millionen	Francs

Hier ist Egypten mit einem Handel von 714 Millionen noch zur Türkei gerechnet. Schlägt man es jedoch, den Thatsachen entsprechend, zu England, so wächst der Handel Englands mit seinen Besitzungen auf 1561 Millionen Francs, wozu noch kommt der Handel und Absatz Englands nach den freien Ländern und nach den Siedlungen der anderen Mächte.

Vergleicht man den Handel Afrikas von 1871 mit 1891, so ist er von 530 Millionen Francs auf 2515 Millionen Francs gewachsen, also in 20 Jahren eine Steigerung auf nahezu das Fünffache. Angesichts solcher Ziffern wird das „Afrika-Fieber“ der europäischen Mächte recht begreiflich!

* * *

Jede handelspolitische Betrachtung beginnt und endet nothgedrungen mit dem Mittelpunkte der Weltindustrie und des Welthandels — England.

Wie hat sich nun England zu den grossen, im Laufe des letzten Menschenalters eingetretenen Umwälzungen gestellt? Wie hat es sich insbesondere mit der überseeischen Concurrenz in Getreide und Nährmitteln abgefunden?

Die Antwort kann kurz sein: England hat die älteren Betriebsformen seiner Landwirthschaft geopfert; es hat der Zufuhr der überseeischen Nährmittel (nur mit Ausnahme lebenden Viehs) den freiesten Zugang geöffnet und sie zur

*) „Ludwig Schönberger's Börsen- und Handelsbericht“, 16. Juni 1894.

Verbilligung der Volksernährung, zur Besserstellung der Arbeiterschaft und zur Kräftigung seiner Industrie benutzt. England ist noch weit mehr als vorher zu einer Weltfabrik geworden. Der Fortbestand, das Gedeihen, die Vergrösserung, womöglich das Monopol seiner Industrie ist jetzt durchaus das erste und höchste Interesse des Landes, welchem Alles dient: Volksvertretung, Aristokratie, Diplomatie und Krone.

Verfolgt man die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse etwas näher, so lässt sich das Schicksal der englischen Landwirthschaft am einfachsten ermessen nach dem Preise der englischen Hauptfrucht, des Weizens nämlich. Die höchsten Preise für 1 Quarter Weizen (218 Kilogramm) waren in England zu Anfang des Jahrhunderts während der Franzosenkriege und des beginnenden ungeheueren Aufschwunges der englischen Industrie; damals stand der Quarter auf über 100 Schilling, nämlich auf 113 Schilling im Jahre 1800, er stieg im Jahre 1801 auf 119.$_{6}$ Schilling und erreichte unter dem Einflusse allgemeiner Missernten im Jahre 1812 den höchsten Preis von 126.$_{6}$ Schilling. Nach dem Friedensschlusse von 1815 sank der Weizenpreis, erhob sich noch einmal in den Missjahren 1817 und 1818 auf 96.$_{11}$, um lange Zeit zwischen 50 und 70 Schilling zu wechseln. Zur Zeit der grossen Getreide-Ausfuhren aus Oesterreich-Ungarn in den Jahren 1867 und 1868 war der Preis 64 Schilling, und damals stellte die Budapester Handelskammer den Satz auf, eine Versendung von ungarischem Weizen nach England sei nur dann möglich, wenn der Weizenpreis in London nicht unter 60 Schilling betrage. Als gegen Ende des Jahrzehntes 1870 bis 1880 der amerikanische Wettbewerb schon stark zu wirken begann, berechnete man die Gestehungskosten des englischen Pächters für 1 Quarter Weizen mit 50 Schilling (23 Mark für 1 Metercentner). Damals äusserte der Präsident der englischen Landwirthschafts-Gesellschaft, der Herzog von Beaufort, in einem Briefe an den Club der englischen Farmer die Meinung, es sei nicht undenkbar, dass die Amerikaner den Quarter Weizen zum Preise von 32 Schilling nach Liverpool stellen würden. Diese Ansicht erregte Schrecken und rief allgemeinen Widerspruch hervor. Im Jahre 1894 aber stand der Preis für 1 Quarter Weizen in London auf 17 Schilling!

Diese Ziffer bedeutet eine wirthschaftliche Revolution und es ist eine der glänzendsten Seiten des gesetzlichen Sinnes der Engländer, dass eine solche Umwälzung so ruhig verlief. Einem Preise von 17 Schilling musste der einst so blühende, thatkräftige Stand der englischen Pächter erliegen. Die Grundherren wurden durch das Sinken der Pachtzinse in Mitleidenschaft gezogen, fanden jedoch in der Werthsteigerung des grösstentheils dem Adel gehörigen städtischen Grundes und der Bauplätze eine Entschädigung, da der Werth der Bauplätze und der meist dazu gehörigen Häuser in England $^3/_4$ des Gesammtwerthes von Grund und Boden ausmacht. Auch ist die englische Aristokratie so reich, die Industrie hat ihr schon seit hundert Jahren durch Werthsteigerung der Producte und des Bodens so viel Gold zugetragen, der Adel ist unter Vermittlung des steten Ueberganges der jüngeren Söhne in das Bürgerthum so vielfach schon an Industrie, Handel, Finanz und Colonialbesitz betheiligt, und seine Verkettung mit den Welthandelsinteressen des Landes ist eine so innige, dass für seinen Wohlstand und seine Stellung im Lande der Preis des Weizens und überhaupt der landwirthschaftlichen Erzeugnisse längst nicht mehr die frühere Bedeutung hat.

Wo es irgend möglich war, wandte sich die englische Landwirthschaft der Thierzucht zu, welche durch strenge Sperrmassregeln gegen die Zufuhr lebenden Viehs geschützt ward. In den Jahren 1872 bis 1892 hat sich das Pflugland um 2 Millionen Acres (zu $0._{405}$ Hektar) vermindert, das Grasland um 4 Millionen Acres vermehrt. Schon stehen im Jahre 1894 den 17 Millionen Acres bebauten Feldes nicht weniger als 16 Millionen Acres Weideland gegenüber. Zugleich ist der Anbau von Obst, Gemüse und hochwerthigen Handelspflanzen in lebhaftestem Aufschwunge. Soweit in diesen Zweigen die erwerblosen Pächter nicht Unterkunft fanden, verstärkten sie das Arbeiterheer oder wurden in die Colonien befördert.

Fast zwei Dritttheile des mächtigen Weizenverbrauches von Grossbritannien wird jetzt durch Zufuhr aus überseeischen Ländern gedeckt. Aber auch in den anderen Nährmitteln ist die Einfuhr enorm gross; an geschlachtetem Fleisch, Fischen, Butter, Käse, Eiern u. s. w. erreicht sie jährlich bis 160 Millionen Pfund Sterling. Der Schwerpunkt der Ernährung Gross-

britanniens liegt nicht mehr im Lande selbst. Grossbritanniens Weizenfelder hat man zu suchen in den Vereinigten Staaten, in Canada, Argentinien, Russland und Indien; seinen Viehhöfen für Massenfleisch begegnet man am La Plata und seine Schafheerden wandeln in Australien, seine Wälder rauschen in Finnland und Skandinavien — die Theilung der Arbeit, die sonst mindestens für Erzeugnisse der gemässigten Zone und besonders für Nährmittel, zumeist innerhalb der Grenzen des eigenen Landes sich vollzieht, ist in Grossbritannien über die verschiedenen Welttheile gespannt. Eines aber hat sich England vorbehalten: die Industrie.

Grossbritannien hatte bis vor Kurzem das wohlfeilste Capital, die wohlfeilste Kohle und Dampfkraft, die billigsten überseeischen Rohstoffe, aber die theuersten Lebensmittel. Gegenwärtig sind zu den anderen günstigen Bedingungen industriellen Schaffens auch noch die wohlfeilsten Lebensmittel hinzugetreten. London, Manchester, Birmingham, Glasgow und Liverpool, vor zwanzig Jahren die theuersten Plätze, haben heute die billigsten Nährmittel unter den grossen Städten Europa's. Das kommt einer Erhöhung der Bezahlung der Arbeiter um 20 bis 30 Percent gleich und trägt entschieden dazu bei, die Arbeiterclasse von mehr als 30 Millionen Köpfen zu einer Art Mittelstand zu erheben. Bei einem Jahreseinkommen von 1500 bis 2500 Mark rückte diese Classe in die Lebenshaltung des wohlhabenden Bauern- und Handwerkerstandes auf dem Festlande ein; da sie aber viel klarer in ihren Absichten und Zielen ist, da sie politische Schulung hat und von mehr einheitlichen Interessen geleitet wird, so bilden sich in England Verhältnisse heraus, die, unbeschadet Krone und Aristokratie als Mittelpunkten einer alten, jedoch mit neuem Geiste erfüllten Organisation, doch in vieler Hinsicht an amerikanische Entwicklungen erinnern.

Durch die Verwohlfeilung der Lebensmittel hat die englische Industrie eine neue Kräftigung erfahren. Das ungeheure englische Capital, welches die Erde cultivirt, aber auch in Abhängigkeit von England bringt, hat neben dem Arbeiterheere von 30 Millionen Köpfen ein zweites Heer aufgestellt, das eiserne Heer der Dampfmaschinen, welche die Arbeit von mindestens zweihundert Millionen Arbeitern für England verrichten. Billiges Fleisch und Brod, sowie wohlfeile Kohle

bilden die Grundlage für beide Heere, welche in ihrer Vereinigung an jedem Arbeitstage des Jahres unermessliche Werthe schaffen und, dank ihres Vorsprungs, dank ihrer älteren Uebung und ihrer gewaltigen Organisation gegenüber den Arbeiterheeren des Festlandes dieselbe Ueberlegenheit haben, wie die soldatischen Heere des Festlandes gegenüber dem soldatischen Heere Englands.

Ohne ihre Heimat-Insel zu verlassen, machen die Capitalien und das Arbeiterheer Englands den Capitalien und Arbeitertruppen des Festlandes einen unerbittlichen Krieg einfach durch die Preisbestimmung der Waaren, die von England in alle Welt gesendet werden.

Die englische Industrie hat sich in einem Maasse ausgedehnt, als ob Grossbritannien die Aufgabe hätte, das einzige Industrieland der Erde zu sein. In früherer Zeit, besonders bei Abschluss von Handelsverträgen, sprachen die englischen Staatsmänner von einer Theilung der Arbeit, auch der industriellen, unter den verschiedenen Völkern. Heute gedenkt England nicht weiter zu theilen, es macht vielmehr Alles und Jedes, und es trachtet offenbar darnach, die Weltwerkstätte zu werden. Diese kleine Insel, deren Fläche nur $3._2$ Percent, deren Bevölkerung nur $10._6$ Percent Europas ausmacht, erzeugt in allen Hauptartikeln der Industrie, in Kohle, Eisen, Stahl, Baumwollgarnen, Baumwollstoffen, Maschinen u.s.w. Beträge, welche 50—70 Percent der Gesammterzeugung Europas bilden. Von den Erzeugnissen der englischen Baumwoll-Industrie im Werthe von etwa 1600 Millionen Mark bleiben 220 Millionen ($^1/_6$) im Inland, 1380 Millionen aber werden ausgeführt.

An dem Gesammtwerthe der Waaren, welche von den Industriestaaten Europas, sowie den Vereinigten Staaten in den Welthandel gebracht werden, betrug der Antheil Grossbritanniens im Jahre 1892:*)

in Schafwollwaaren . . .	$40._1$	Percent
„ Eisen- und Eisenwaaren .	$53._6$	„
„ Maschinen	$55._6$	„
„ Baumwollwaaren	$73._1$	„
„ Baumwollgarnen	$84._3$	„
„ Jutewaaren	$87._1$	„

*) Zusammenstellung des Industriellen Club in Wien, verfasst von dessen Secretär G. Raunig.

Man sieht hier deutlich das ungeheuere Uebergewicht der Industrie des kleinen England. Aber auch in Handel, Verkehr und Schifffahrt steht es nicht anders. Ueberall, wo das Capital schwer in die Wagschale fällt, steigt die Ueberlegenheit Englands. Als der Seeverkehr nach und von England noch durch Segler besorgt wurde, nahmen die anderen Völker noch einen Antheil bis zu 43 Percent des Tonnengehaltes (im Jahre 1860). Seit dem Ueberwiegen der Dampfer fallen von diesen Seefrachten nur mehr 27 Percent auf ausländische und nicht weniger als 73 Percent auf englische Schiffe. Grossbritannien besitzt etwa 50 Percent der Handelsflotte und 61 Percent der Dampfertonnen der Welt. Seine Dampfer verfrachten etwa die Hälfte aller Güter, die im europäischen Festlande aus- und eingeführt werden.

Die englischen Fabricate, von der allgegenwärtigen englischen Schifffahrt getragen, liegen in allen Häfen, dringen in alle Märkte und Lager und üben allenthalben, gestützt auf ein Jahrhundert ungestörter, wohlgepflegter und vielfach amortisirter Arbeit einen mächtigen Druck auf die industrielle Arbeit in aller Welt, sowie auf die Löhne und Lebenshaltung aller industriellen Arbeiter.

Während der Hauptvertreter und Dialectiker der socialen Revolution, vom sicheren Porte Englands aus, seine Sophistik gegen die dünnen Capitalansätze des Festlandes spielen liess, häufte England Capital auf Capital. Gladstone berechnete einmal, es habe England in 60 Friedensjahren (1815 bis 1875) Schätze angesammelt, weit grösser als die Capitalien, die es in den 800 Jahren seit der normannischen Eroberung zurückgelegt. Während das Capital auf dem Festlande nur allzu oft ein Gegenstand des Neides ist, war es in England allezeit ein Gegenstand sorgfältigen Schutzes. Das Bestreben der englischen Handelspolitik, soweit sie das Innere betrifft, ging stets dahin, die Capitalsansammlung in England in aller Weise zu begünstigen, dadurch den Zins zu drücken, das Capital für die Arbeit zugänglicher zu machen, die Unternehmungslust zu beleben und durch vergrösserte Nachfrage nach Arbeit die Löhne zu steigern. Dies Alles natürlich nur in England und für England. Das Ziel dieser Handelspolitik war nicht, den Freihandel in England einzuführen, sondern die englische Industrie in den Stand zu

setzen, dass sie den Freihandel ertragen könne. Darum mussten die englischen Fabricate an Billigkeit allen anderen voranstehen. In diesem Sinne sagte einst Cobden: „Handel Englands ist nur ein anderes Wort für die Industrie Englands. Bei uns besteht die Ausfuhr nicht wie in Mexico oder Brasilien aus Erzeugnissen des Bodens und der Bergwerke oder, wie in Frankreich und den Vereinigten Staaten, aus einer Mischung von Artikeln, die von dem Landbau und der Industrie geschaffen sind, sondern man kann sagen, dass unsere Ausfuhrwaaren ganz und gar aus der technischen Tüchtigkeit und umsichtigen Arbeit der Industriellen des Vereinigten Königreiches stammen. Auf der Industrie beruht unser auswärtiger Handel, auf ihr unsere Stellung als Seemacht, das Erträgniss unserer Zölle und die Bezahlung aller Nährmittel — mit Einem Wort, unser nationaler Bestand ist untrennbar verknüpft mit dem Gedeihen unserer Industrie. Wenn ich gefragt würde, wem wir unseren Handel verdanken, so sage ich: der Wohlfeilheit unserer Fabricate. Wenn man fragt, wie dieser Handel geschützt und vergrössert wird, so sage ich wieder: durch die Wohlfeilheit der Fabricate. Und wenn gefragt wird, wodurch diese gewaltige Industrie, von welcher das Wohlbefinden und der Bestand des ganzen Reiches abhängt, uns entrissen werden könnte, so erwidere ich: blos durch die grössere Billigkeit der Fabricate eines anderen Landes.“ Wie konnte aber diese Billigkeit oder, richtiger gesagt, die relativ höchste Preiswürdigkeit der englischen Erzeugnisse erreicht werden? Offenbar nur durch die grössere Wohlfeilheit der Einzelfactoren, aus welchen sich der Preis einer Waare zusammensetzt: billiger Einkauf der Roh- und Hilfsstoffe auf dem englischen Weltmarkte, billige Fracht zu Wasser und zu Lande, wohlfeile Kohle, wohlfeiles Maschinenwesen, mit einem Worte wohlfeiles Capital — also Verminderung der Erzeugungskosten mit Ausnahme des Arbeitslohnes — darauf war die englische Handelspolitik gerichtet. Als dies Ziel, dank der insularen Sicherheit, des fast hundertjährigen Vorsprunges der englischen Industrie und dank einer Schutzzollpolitik, welche über zweihundert Jahre gedauert hatte, erreicht war, brach man das Gerüste des

Schutzzolles ab, und so erblicken denn jetzt die Engländer in dem fremden Wettbewerb, welcher, bei Fortdauer der gegenwärtigen Grundverhältnisse in England und dem Continent, niemals den Kern der englischen Industrie angreifen kann, nur ein kleines Reizmittel, dessen munterer Wellenschlag die englischen Unternehmer wie Arbeiter frisch und ihre Industrie an der Spitze der Welt-Industrie erhält.

Wer aber glauben möchte, dass England einen ernstlichen Wettbewerb der Fremden gerne ertrüge oder seine heimische Industrie schutzlos liesse, der lebt in einem schweren Irrthum. So lange die englische Industrie ihren Hauptabsatz auf dem heimischen Markt suchen musste, haben die englischen Staatsmänner England abgesperrt. Sobald die englische Industrie erstarkt war, zum Angriff überging und ihren Markt in der ganzen Welt suchte, war die Absperrung zwecklos, und seit dieser Zeit haben die englischen Staatsmänner den Industrieschutz auf ein anderes Gebiet verlegt, nämlich in die auswärtige Politik. Schon Cobden hat dies in den früher wiedergegebenen Worten angedeutet. Wir wollen aber noch eine andere englische Stimme sprechen lassen, die Stimme Lord Derby's, welcher Staatssecretär für Indien und zweimal Minister des Auswärtigen gewesen ist. Bekanntlich waren in den letzten zwei Jahrzehnten die Interessenten der englischen Industrie — man kann also sagen: ganz England — lebhaft beunruhigt durch den starken Aufschwung der Industrie auf dem Festlande. Nach alter und guter englischer Praxis werden solche Erfolge des Auslandes von der englischen Publicistik gerne grösser dargestellt, als sie in Wirklichkeit sind, um die inländische Production anzufeuern und zu Anstrengungen anzuspornen, damit die drohende Gefahr im Keime erstickt werde. Aus politischen Gründen hielt es nun aber Lord Derby für nothwendig, jener weitverbreiteten Beunruhigung entgegenzutreten, und er that dies vor einer Versammlung in Huddersfield am 8. Jänner 1880 mit folgender Rede: „Ist es wahr oder nicht wahr, dass unser Handel fällt? Ich glaube es nicht. Wahr ist nur, dass alle vier, fünf oder sechs Jahre unser gewohnter Fortschritt eine Pause macht. Wir erzeugen so viel Waare wie je; der Unterschied ist nur, dass wir sie etwas wohlfeiler verkaufen müssen. Das nun ist die Folge des ausländischen Wettbewerbes. Betrachten wir

nun diesen Wettbewerb. Er ist ein doppelter: er kommt von den Vereinigten Staaten und sodann vom Continent. Was die Vereinigten Staaten betrifft, so leugne ich nicht, dass sie ein furchtbarer Concurrent sind. Aber einstweilen und in der Gegenwart maassen sich die Amerikaner selbst nicht an, uns auf dem offenen Markte zu schlagen. Sie kämpfen, bis an die Augen hinter Schutzzöllen eingegraben, und selbst mit diesem Tarife haben sie die Einfuhr britischer Fabricate in ihr Land nicht ganz zu verhindern vermocht. Das sieht nicht aus wie grosses Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit. . . Was unsere Concurrenten auf dem europäischen Festlande betrifft, so habe ich nie einsehen können, welche Vortheile sie über England haben sollten; sie haben weder so billige Kohle noch so billiges Eisen, noch unser ungeheures Capital, noch unsere unbeschränkten maschinellen Hilfsmittel, noch unsere geschulten Werkleute. Mehr noch, sie haben nicht einmal freie Arbeit. Denn die Arbeit ist nicht frei, wenn, wie jetzt in ganz Europa, ein junger Mann zulassen muss, dass man ihn aus seinem Geschäfte nimmt und nöthigt, drei oder vier Jahre seines Lebens in Kasernen oder Zelten zu verbringen. Der grösste Theil des Continents gehört zu grossen soldatischen Reichen, und Militarismus ist unvereinbar mit Industrie in grossem Stil. Kaiser, Grossherzöge, Herzöge, Feldmarschälle und andere erschreckliche Persönlichkeiten dieser Art haben nicht den ernsten Willen, dass in ihren Reichen die Industrie sich entfalte. Sie brauchen etwas ganz Anderes, nämlich eine Bauernschaft, zu Hause genug hungernd, um den Soldatenstand als Verbesserung ihrer Lage zu wünschen und unterwürfig genug, um den eigenen Bruder niederzuschiessen, auf Befehl und ohne zu fragen warum.“ Wie aus diesen Worten hervorgeht, aus denen alles Mögliche spricht, nur kein Gefühl weltbürgerlicher Bruderliebe, erblickt Lord Derby in dem Militarismus eine wesentliche Förderung für die englische Industrie gegenüber der Concurrenz des Festlandes; er begrüsst in ihm einen Verbündeten Englands, und man wird aus den Worten Lord Derby's heraushören, dass das Donnern gegen den Militarismus, das aus England so oft herübertönt, nur insofern aufrichtig ist, als auch England sich nicht ganz von den allgemeinen Rüstungen ausschliessen kann.

Der grausame Hohn aber, mit welchem Lord Derby von seinen Standesgenossen auf dem Festlande spricht, zeigt deutlich, dass viele englische Lords von den Enkeln König Alfred's und des löwenherzigen Richard's nur mehr die Aussenseite besitzen, dagegen in ihren Empfindungen weit eher den phönikischen Hanno und Bomilcar gleichen, welche, nach den Berichten von Pomponius Mela, überall die fremden Städte als ihre Concurrenten zerstörten.

Auf dem europäischen Festlande drängt die zunehmende Bevölkerungsdichte und der sinkende Ertrag der Landwirthschaft immer zahlreichere Kreise zur Industrie. Die Unternehmer und Arbeiter des Festlandes begehren ihren Antheil an der Gesammtarbeit, welcher vermittelt wird durch den Antheil am Fabricatenmarkt der Erde. Da finden sie nun alle Plätze schon durch England besetzt und, dies nicht genug, begegnen sie, sobald sie erscheinen, auch der Feindschaft Englands: „Wo immer der Unternehmungsgeist seine Schwingen regt, stösst er auf den Widerstand des Generalpächters der Weltausbeutung — England.“ (General Kirchhammer*).

Kein Zweifel, dass die innere Lage Grossbritanniens, von Irland ganz abgesehen, trotz glänzenden Wohlstandes viel Künstliches enthält. Eine Weltfabrik wird man nicht ungestraft. Das ungeheure Unternehmen verlangt Opfer. Ein Rechnungsfehler könnte verhängnissvoll werden. Die 30 Millionen Arbeiterköpfe in England, ihrer Uebermacht bewusst, dulden die jetzigen gesellschaftlichen und politischen Zustände in England auf die Dauer doch nur unter der Bedingung, dass die leitenden Politiker ihnen den Fortbestand lohnender Arbeit und für den Nachwuchs gutes Unterkommen verbürgen, was doch wieder nur durch Vergrösserung der Industrie möglich ist. Kein Wunder daher, wenn das berechtigte Streben der Völker des Festlandes nach Absatz ihrer Fabricate, nach Gewinnung von Märkten und Gründung von Niederlassungen über See bei der weitschauenden englischen Politik die Besorgnis weckt, dass diejenige Uebermacht, welche Grossbritanniens Industrie und Handel während der zweihundertjährigen, für das Festland trostlosen, für England erfreulichen Störungen durch Kriege und Umwälzungen aller Art er-

*) Grossbritanniens Wehrmacht und ihre Bedeutung, Wien 1879, S. 2.

worben wurde, geschmälert werde bei halbwegs ruhiger Entwicklung des Festlandes.

Nur begreiflich ferner, wenn die Politiker, wie Lord Derby, Gladstone und Lord Roseberry, welcher letztere schon in der radicalen Arbeiterblouse auftritt, die Concentration der Industrie in England, und nur in England allein, und die monopolistische Bestimmung des Weltpreises der Fabricate durch England als ihr letztes Ideal betrachten.

Da nun das Aufstreben der festländischen Industrie zugleich die Vorbedingung ist für das Emporkommen und die Besserstellung der Arbeiter des Festlandes, so muss jeder Socialpolitiker, will er anders nicht zu ganz einseitigen Schlüssen gelangen, zugleich Handelspolitiker sein und darf dabei in erster Reihe den Mittelpunkt der europäischen Arbeit, Grossbritannien, welches die Preise der Waaren auf dem Weltmarkte und folglich auch die Löhne bestimmt, nie aus den Augen verlieren. Denn „obwohl das Individuum und die Familie arbeitet, handelt und verbraucht, sind es die grösseren socialen Gemeinschaften, welche durch ihr gemeinsames geistiges und practisches Verhalten und Wirken alle die wirthschaftlichen Einrichtungen nach Innen und Aussen schaffen, auf denen (nebst dem Wohlstande des Einzelnen) die Wirthschaftspolitik und besonders die Handelspolitik der verschiedenen Zeiten ruht.“ (G. Schmoller*). Ein anderer Socialpolitiker, G. v. Schulze-Grävenitz, erklärt den socialen Fortschritt vom technischen und wirthschaftlichen Fortschritt für untrennbar: sociale Bemühungen hält er für fruchtlos „ohne einen starken wirthschaftlichen Untergrund kräftiger und technisch fortschreitender Gross-Industrien“ und bezeichnet es als ein Axiom unserer wissenschaftlichen Erkenntniss, „dass die wirthschaftliche Entwicklung die Grundlage der socialen, letztere der Ausdruck und das Ergebniss der wirthschaftlichen Entwicklung ist.“ Wenn nun also, wie ganz unzweifelhaft, der sociale und der wirthschaftliche Fortschritt im innigsten Zusammenhange stehen und wenn das Individuum seine beste Kraft dem Zustande und dem Gedeihen der grösseren socialen Gemeinwesen, d. h. der Staaten ent-

*) Studien über die wirthschaftliche Politik Friedrichs des Grossen, Leipzig 1884, S. 59.

lehnt, dann ist auch in gewissem Sinne die Identität von Handels- und Socialpolitik nachgewiesen; dann kann es auch nicht länger einem Zweifel unterliegen, dass ein sehr grosser Theil des Erfolges aller Socialpolitik bei uns zwar auch vom Unternehmer, aber in noch weit, weit höherem Maasse von der Handelspolitik, von der Welt-Concurrenz und somit von der Hauptquelle der industriellen Concurrenz, von Grossbritannien, abhängt.

Während der Socialpolitiker des Festlandes sich oft zu einseitig mit „dem Capitale" beschäftigt, und dann nur allzu leicht gegen das der Betrachtung zunächst liegende einheimische Capital voreingenommen wird, hat der englische Handelspolitiker das fremde Capital als Gegner im Auge, für welche Thatsache der Beweis aus einem sehr wichtigen Actenstücke erbracht werden kann.

Ein amtlicher Bericht eines Ausschusses, welchen das englische Haus der Gemeinen im Jahre 1854 zur Prüfung der Lage der Arbeiter in den Bergwerksbezirken niedergesetzt hatte, enthält in dieser Hinsicht merkwürdige Geständnisse. Er lautet: „Die arbeitenden Classen in den Industriebezirken unseres Landes wissen es kaum, in wie hohem Maasse sie die Fortführung ihrer Arbeit oft den ungeheuern Verlusten zu danken haben, welche von ihren Arbeitgebern in schlechten Zeiten getragen werden, um die Concurrenz des Auslandes zu vernichten und auswärtige Märkte zu erhalten oder zu erobern. Authentische Beispiele sind uns bekannt, dass Arbeitgeber in solchen Zeiten ihre Fabriken mit einem Verluste fortführten, der sich im Verlaufe von drei oder vier Jahren auf mehr wie 300.000 Pfund Sterling belief. Wenn aber die Agitationen der Gewerkvereine mit Erfolg gekrönt würden, so könnten die Ansammlungen von Capital nicht länger gemacht werden, wodurch unsere Grosscapitalisten in Stand gesetzt werden, in Zeiten grosser Stockungen alle fremde Concurrenz niederzuschlagen und so für unseren Handel die Wege zu ebnen und die fremde Industrie von Ansammlung solcher Capitalien abzuhalten, wodurch sie in die Lage käme, mit uns mit Aussicht auf Erfolg zu concurirren. Die grossen Capitalien dieses Landes sind die grossen Werkzeuge der Kriegführung gegen das concurrirende Capital der fremden Länder. Sie sind die wesent-

lichsten Mittel, die uns jetzt übrig bleiben, um die Ueberlegenheit unserer Industrie aufrecht zu erhalten."

Thatsachen und Ereignisse, die sich in allerneuester Zeit, im Jahre 1893, in Wien abgespielt haben, geben die Erläuterung zu diesem Berichte. In Wien wurde damals gegenüber einer — nach Festlandbegriffen — sehr starken, ja ersten Firma, welche sich geweigert hatte, in ein von englischer Seite angebotenes Preiscartell einzutreten, die „Kriegführung durch Capitalien" eröffnet. Und diese Kriegführung erwies sich als so erfolgreich, dass nach langwierigem Kampfe die mächtige österreichische Firma, in ihren Wurzeln bedroht, zum Nachgeben gezwungen war. Dies geschah ungeachtet des nicht unbedeutenden österreichischen Zolles. Die österreichische Firma musste dulden, dass das englische Haus als Theilhaber in das Wiener Geschäft eintrete. Das englische Haus ist also Partner geworden und zugleich — vermöge der ihm allein gehörigen englischen Fabriken — Concurrent geblieben: seine Stellung ist also jedenfalls gegenüber dem österreichischen Partner eine übermächtige geworden, und da das betreffende Wiener Haus in seinem Fache eine leitende Rolle einnahm, so hat sich der englische Einfluss auf diesen ganzen Industriezweig in Oesterreich erstreckt. So ist von dem englischen Hause, welches ein Geschäftscapital von 5 Millionen Pfund Sterling und ein Kriegscapital von 500.000 Pfund besitzt, das österreichische Haus überwältigt und zugleich dem englischen Interesse ein starker Einfluss auf den betreffenden Industriezweig in Oesterreich erobert worden. Dieser aus dem Leben gegriffene Vorfall bestätigt schlagend die Geständnisse jenes Parlamentsberichtes, welcher, indem er strikelustigen Arbeitern zureden wollte, ganz vergessen hatte, dass Parlamentsberichte zuweilen auch im Auslande gelesen werden.

Wer denkt da nicht an das englische Wort: „Handel ist stiller Krieg?"

* * *

Am 9. November 1876, bei Gelegenheit des Lordmayor-Essens zu London, sprach der erste Minister Lord Beaconsfield, damals noch d'Israeli, die wie ein Programm tönenden

Worte: „Es gibt kein Land, das an der Erhaltung des Friedens so interessirt ist, wie England. Friede ist speciell eine englische Politik. England ist keine aggressive Macht, denn es ist nichts vorhanden, was es wünschen könnte. Es begehrt keine Städte, keine Provinzen.“ Und im November 1894 bei dem Festmahle in der Guildhall sagte Lord Roseberry ungefähr das Gleiche: „Unsere auswärtige Politik ist streng conservativ, aus dem Grunde, weil wir wünschen, dass die Dinge so verbleiben, wie sie sind; weil wir nach Aussen nichts begehren.“

Obwohl nun England, wie Lord Beaconsfield versicherte, „keine Städte und keine Provinzen begehrt,“ hat es seit 1874, wo Lord Beaconsfield an die Spitze der Regierung trat, bis 1894 sein Gebiet um folgende Länder vergrössert:

1874 Besetzung von Lahedsch in Arabien.
1874 Fidschi-Inseln.
1875 Mohammerah an der Euphrat-Mündung.
1877 Ketta in Beludschistan.
1877 Transvaal (gegen Protest der Bevölkerung).
1878 Cypern.
1881 Basutoland.
1881 Rotumah (bei den Fidschi-Inseln).
1882 Egypten mit dem Suezcanal.
1886 Birma.
1890 Sansibar, Witu und andere grosse Theile Ostafrikas.
1890—1894 Uganda, Matabeleland u. s. w.

Das ist eine ganz anständige Reihe von „Städten und Provinzen“, die England erworben hat, erworben allerdings, „ohne sie zu begehren“, aber immerhin zu eigenem Besitze und Behalten! Und zwar geschahen diese Erwerbungen von Seiten eines Reiches, das, nach d'Israeli, „keine aggressive Macht und an der Erhaltung des Friedens mehr wie jedes andere Land interessirt ist“, dessen leitender Mann den Frieden für eine „speciell englische Politik“ erklärt, erworben zwar nicht durch solche Kriege, wie die festländischen Europäer sie kennen und führen, wohl aber durch kleine Kriege, Ueberfälle, Beschiessung friedlicher Städte (wie Alexandrien), also gleichsam durch „Taschenkriege“, wobei oft das Gold eine grössere Rolle spielt als das Eisen, aber immerhin Annexionen fremden Gebietes, genommen durch Geld, List und in vielen

Fällen mit Aufwendung von unmittelbarer Gewalt, also durch Krieg. Wenn man genau zusieht, ist England weit mehr mit Krieg und Kampf beschäftigt, als irgend eine andere Macht der Erde. Dennoch soll es an der Erhaltung des Friedens mehr wie jedes andere Land interessirt sein. Ja es soll der Friede eine speciell englische Politik sein. Wer löst diesen Widerspruch?

Hie und da hat auch ein englischer Politiker die Ahnung, dass diese Widersprüche den Politikern des Festlandes nicht entgehen. Wie hilft er sich dann?

Im Jahre 1889 sagte der Schatzkanzler Goschen im Unterhause: „Es gibt keinen Winkel auf der Erde, welchen wir begehren.“ Zu diesem Ausspruche machte die „Pall Mall Gazette“ folgende Randbemerkung: „Goschen's Wort war offen gesprochen. Dasselbe hätte jeder englische Minister in den letzten 20 Jahren, mit Ausnahme Lord Beaconsfield's, als er nach Cypern die Hand ausstreckte, sagen können.“ (Wie wir im Früheren erwähnt, hat auch Lord Beaconsfield genau dasselbe gesagt, und haben auch andere englische Staatsmänner nach fremden Ländern „die Hand ausgestreckt“). „Dennoch ist während dieser 20 Jahre der Flächenraum des britischen Reiches um 4½ Millionen Quadratmeilen gewachsen. Ausländer, welchen dieses enorme Missverhältniss zwischen dem, was wir sagen, und dem, was wir thun, auffiel, zuckten din Achseln und sagten, es sei wieder englische Heuchelei. Aber sie thun uns Unrecht. Gerade so wie die Ausdehnung des britischen Reiches, wie Professor Seeley sich ausdrückte, in einem Anfalle von Geistesabwesenheit begann, so fährt sie fort infolge von Bewegungen, welche so unvermeidlich sind, dass sie nicht zum Bewusstsein gelangen.“ Also eine neue und, man muss es gestehen, recht praktische Philosophie des Unbewussten! Wollte sich das englische Blatt über die Ausländer, welche das genügsame und nur „unbewusst“ die Erdtheile in seine Tasche schiebende England so arg verkennen, lustig machen?

Unter allen Umständen thut man wohl, sich nicht an Worte, sondern an die Thatsachen zu halten, und da liess sich denn ein anderes englisches Blatt, der „Standard“, im Jahre 1892 wie folgt vernehmen: „Das britische Reich hat

sich unter der Regierung der Königin Victoria in einer Weise ausgedehnt, von welcher selbst wenige von den Unterthanen Ihrer Majestät eine richtige Vorstellung haben. Von dem bewohnbaren Theile der Erde besitzt England einen grösseren Antheil als jede andere Nation, während die Bevölkerung in dem Gebiete der Königin eine riesige Zahl erreicht hat und mehr denn je zunimmt. Nach dem Census von 1891 beliefen sich die Unterthanen Ihrer Majestät auf 350 Millionen, wobei die Bewohner der letzterworbenen afrikanischen Besitzungen nicht mitgerechnet sind. In Britisch-Indien haben die zehn Jahre 1881—1891 der Bevölkerung 33 Millionen hinzugefügt, das ist etwa die Einwohnerzahl Italiens. Es ist ziemlich sicher, dass die Zahl der Unterthanen der britischen Krone zu Anfang des 20. Jahrhunderts weit mehr als 400 Millionen betragen wird. Schon jetzt übersteigt ihre Zahl die aller europäischen Staaten und der Vereinigten Staaten zusammen.“ Das klingt also ganz anders. —

Aber ein ähnlicher Widerspruch, wie er zwischen den Reden britischer Staatsmänner und deren Thaten unleugbar hervortritt, erscheint auch auf einem anderen Gebiete, nämlich in den Urtheilen über die Macht und Sicherheit Englands, seiner Besitzungen und Ansiedlungen.

Es gehen die Ansichten hierüber weit auseinander. Wer mit dem Auge des nichtenglischen Europäers die Weltstellung Englands prüft, wird dieselbe als eine gefestigte nicht ansehen können. Wer Grossbritannien heute überblickt mit seinem in aller Welt zerstreuten Landbesitze, mit seinen noch in der Entstehung begriffenen Neuländern, mit seinen vielen gefährdeten Herrschaften, bestrittenen Herrschaftsansprüchen, entzündbaren Reibungsflächen und ungelösten schwebenden Streitfragen, sodann mit seinen vereinzelten Kohlenstationen, Schiffahrtslinien und Handelsinteressen, endlich mit seiner zu 70—80 Percent von ausserhalb Grossbritanniens zu deckenden Ernährung, und mit dem Allen die Heereskräfte des Landes vergleicht, dem wird die Zukunft Englands in äusserst bedenklichem Lichte erscheinen. Der bekannte englische Staatsmann A. J. Balfour äusserte selbst in einer zu Manchester am 22. Jänner 1894 gehaltenen Rede: „Abgesehen von dem Besitze einer völlig überwiegenden Flotte hat das britische Reich die ungünstigste Grenze. Unser Gebiet be-

deckt die Erdkugel, und wo immer ein Schiff mit britischer Waare dahineilt, da ist eine Grenze des britischen Reiches." Wie gedenkt England im Kriegsfalle diese von dem englischen Staatsmanne so geistvoll gezeichnete ungeheure Grenze zu sichern? „Den Polypen mit dem Zwergenleibe und den riesigen Fangarmen, welche den Erdball einschnüren" nannte ein französischer Schriftsteller Grossbritannien. Nun sind aber weder diese Fangarme noch der Leib selbst in Fafnirs Blute unverwundbar gemacht. Der preussische Major Wachs spricht von „length without strength" und bemerkt: „In der gewaltigen Ausdehnung des Reiches liegt auch dessen Schwäche verborgen; das Recken des Riesenleibes trägt heute für den aufrichtigen Freund Englands mehr Gespenstiges als Kraftvolles in sich. Die intensive Seele musste durch die übermässige Extension Schaden nehmen, und der ungeschlachte Körperbau ist nicht mehr wohlgefügt. Wie man in dem Uebermaasse von Herrschsucht und in dem Uebermaasse von Ausdehnung des Gebietes von den ältesten Zeiten bis auf den gewaltigen Corsen die Ursache des Verfalles von Weltreichen findet, so stellt auch die heutige britische Weltmacht ein Scheingebilde dar." Derselbe militärische Schriftsteller wirft die Frage auf, ob es denkbar sei, dass eine Weltmacht zur See heute ohne eine Weltmacht zu Lande dauernd zu behaupten sei? Er weist besonders auf Egypten hin: „Wodurch ist Egypten, das für England unentbehrliche Thor, das Vorland Ostindiens, die Vorhalle Europas, das Stelldichein dreier Welttheile, gegen politische und militärische Zufälle gesichert?" Gleichzeitig findet der österreichische Abgeordnete Rittmeister Popowski: „England hat das Privilegium der Unangreifbarkeit, welches es bis nun, dank seiner Insellage, seiner Seeherrschaft und der Entfernung seiner Colonien von den europäischen Staaten besass, wenigstens für Indien verloren." Der österreichische General Kirchhammer endlich sagt: „Wenn wir erwägen, wie vielfach allein die rein defensiven Aufgaben jener 70.000 Mann sind, über welche das Vereinigte Königreich im besten Falle für auswärtige Unternehmungen verfügt; wenn wir uns die unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenwärtig halten, welche der geistigen Beherrschung eines Kriegstheaters entgegenstehen, das sich über die ganze Erde erstreckt; wenn wir den ab-

schwächenden Einfluss der Entfernung in Betracht ziehen, dem alle Verstärkungs-Staffeln unterworfen sind; wenn wir endlich die Gegner in's Auge fassen, welche Grossbritannien eventuell zu bekämpfen hat, so wird uns vollends klar, in welchem ungeheuerlichen Missverhältniss die militärisch organisirte Kraft zu den staatlichen Aufgaben steht, die an sie herantreten."

Diese Urtheile hervorragender Kriegskundiger des Festlandes lauten ernst genug und stehen in wunderlichem Gegensatze zu den meisten englischen Stimmen. Von den letzteren wollen wir nunmehr einige hier verzeichnen:

In einer im Jahre 1884 zu Liverpool gehaltenen Rede äusserte Gladstone: „Die Stärke des britischen Reiches nimmt zu und wird weiter zunehmen, soweit menschliche Berechnung reicht. Vergrössert sich die Macht anderer Staaten, so vergrössert sich die Macht Englands noch mehr. Verlassen Sie sich darauf, noch ist der Tag nicht gekommen und wird nicht kommen, an dem Sie zu fürchten brauchen, irgend einer Macht oder einem Staate als Gegner in's Auge zu sehen." In diesem Punkte, was die Stärke Englands und dessen zukünftige Entwicklung betrifft, stimmt Lord Beaconsfield ganz mit seinem berühmten Gegner überein. In einer im Jahre 1876 auf dem Lordmayor-Feste gehaltenen Rede sagte Beaconsfield: „Es gibt kein Land, das so gut für einen Krieg vorbereitet ist, wie das unserige. Was es wünscht, ist, das beispiellose Reich, das es aufgebaut hat und das, wie es sich mit Stolz erinnert, ebenso sehr durch Sympathie als durch Macht existirt, aufrecht zu erhalten. Wenn es sich auf einen Kampf in einer gerechten Sache einlässt — und ich glaube nicht, dass England einen Krieg führen wird, ausgenommen für eine gerechte Sache — wenn der Kampf ein solcher ist, der seine Freiheit, seine Unabhängigkeit oder seine Herrschaft berührt, sind seine Hilfsquellen unerschöpflich. Es ist kein Land, das, wenn es sich in einen Krieg einlässt, sich zu fragen hat, ob es einen zweiten oder dritten Feldzug ertragen kann. Lässt es sich auf einen Feldzug ein, so wird es nicht eher endigen, als bis Gerechtigkeit geübt ist." Noch warmblütiger sprach sich auf einem Meeting in Oldham Sir Charles Dilke aus, indem er sagte: „Englisches Blut sowie englische Sprache müssen mit Gottes Hilfe für immer und ewig auf dem ganzen Erdenrunde herrschend

bleiben. Englands geographische Lage und die Charaktereigenschaften seines Volkes machen dasselbe zur stärksten Macht auf Erden." Da haben wir schon die offene Ankündigung einer englischen Weltherrschaft!

In der That — der Gegensatz zwischen den festländischen und den englischen Ansichten über Grossbritanniens Stärke könnte kaum grösser sein. Hier, auf dem Festlande, der Zweifel; dort, in England, die Gewissheit. Hier die Sorge, dort die ruhige Zuversicht. Hier die Möglichkeit eines Niederganges zugegeben, dort die Gewissheit weiteren Wachsthumes des ungeheuren Reiches verkündet. Woher nun diese Verschiedenheit? Sollten die englischen Staatsmänner befangen sein oder irren sich jene sachkundigen militärischen Fachmänner des Festlandes?

Wir glauben, so seltsam dies klingt, dass beide in gewisser Hinsicht Recht haben. Jene ausgezeichneten Kriegsmänner setzen bei ihren Urtheilen über England einen vernünftigen Zustand Europas voraus, die englischen Politiker aber glauben zu wissen, dass Europa immer unvernünftig war, unvernünftig ist und unvernünftig bleiben wird; sie rechnen, um mit einer holländischen Denkschrift von 1779*) zu reden, auf Eines, nämlich „die Dummheit der anderen Völker".

Man muss gestehen, dass diese Rechnung bisher nicht trog. Insofern haben die englichen Staatsmänner Recht. Aber wenn einmal das Festland beginnt vernünftig zu werden, werden dann nicht die Kriegsmeister des Festlandes Recht haben?

Das Geheimniss der Stärke, der Grösse Englands und seiner Ansprüche auf Weltherrschaft liegt in der Thorheit, der Kurzsichtigkeit, den Leidenschaften und, daraus hervorgehend, der Verfeindung unter den Festlandvölkern. Dass dieser Punkt klar erkannt werde, ist eine Voraussetzung und Grundlage der sich vorbereitenden neuen europäischen Politik und insbesondere aller Handelspolitik.

Wir möchten Einiges zu dieser Klärung beitragen und rufen zu diesem Zwecke die Geschichte an. Denn die englische Politik, in einer Menge von Einzelschritten über die Welt vertheilt und oft widerspruchsvoll und rein opportunistisch,

*) Laspeyres in der Tübinger Zeitschrift 1862, S. 124.

pflegt sich in Schweigen und Dunkel zu hüllen. Voll begriffen wird sie nur in der grossen Rechnungslegung der Geschichte. Wenn Moltke einmal sagte, Geographie sei oft „fossile Geschichte", so könnte man die Geschichte als „fossile Politik" bezeichnen. Um aber fliessende Stoffe für das Auge besser erkennbar zu machen, pflegt man sie vorher zu festen Körpern zu verdichten. Aus dem festen, fossilen Körper der Geschichte ergründet man daher am sichersten die englische Politik und ihre Erfolge.

* * *

Bei Prüfung der Ursachen der Grösse Englands machen sich manche Engländer die Sache leicht, indem sie einfach erklären: England ist so stark, weil der Engländer stark ist. Das will sagen: der Caliber der englischen Nation sei stärker, als der jedes andern Volkes.

Für die Gegenwart mag dieser Satz in gewisser Hinsicht zugestanden werden. Selbstbeherrschung und persönlicher Muth sind unter den Engländern sehr verbreitet und vereinigen sich oft mit grosser Achtung vor den Gesetzen, mit starkem Gefühl der Zusammengehörigkeit, mit Freiheit vor dem hässlichsten aller Laster, dem Neide, und mit strenger staatlicher Zucht der Ideen. Gewiss, die Engländer sind keine Emporkömmlinge, die im ersten Eifer alle Stühle umwerfen, sondern seit Langem praktisch geschult durch ihre Könige, ihre Aristokratie, durch Welt-Industrie und Welt-Handel. Jene Behauptung ist daher für die letzten hundert Jahre vielleicht zutreffend. Nicht aber gilt sie für die frühere Zeit; sie gilt nicht vom alten, sondern vom neuen, zur Arbeit erzogenen und streng disciplinirten England. Die Ueberlegenheit der Engländer, wenn man sie zugeben will, ist, kurz gesagt, keine Naturgabe, sondern ein Werk der Geschichte, und ihr Vorsprung kann von den Völkern des Festlandes, wenn diese zur Vernunft kommen, gar wohl eingeholt werden.

In diesem Sinne sagte Friedrich List das derbe aber richtige Wort: „Die Engländer waren die ärgsten Taugenichtse der Welt, bis ihre Könige sie in die Zucht nahmen."

Als die britischen Inseln im Lichte der Geschichte erscheinen, herrscht dort eine zänkische Kleinstaaterei mit vieler scheinbarer „Freiheit", wie in den schlimmsten Zeiten

des Mutterlandes Deutschland. Erst der erfolgreiche normannische Raubzug bedingte einheitliches Zusammenstehen der Räuber. So war die Einheit gewonnen, und nun begannen die Insellage und einzelne tüchtige Könige ihre heilbringende Arbeit. „Noch im 14. Jahrhundert galt ein wackerer Krieg in Frankreich als die einzige, des freien Mannes würdige Methode, sich ein Vermögen zu machen.“ (F. List.) Bekannt ist die Abhängigkeit der Engländer in Handel und Industrie von den Hanseaten und den flandrischen Städten, die vom 13. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts andauerte. „England ward damals als Vorrathshaus zur Versorgung auswärtigen Gewerbfleisses mit Rohmaterialien angesehen, welche, in fremden Schiffen weggeführt, oft in Gestalt von Fabricaten nach England zurückkehrten. Wir züchteten Wolle für Flandern, wie die Vereinigten Staaten jetzt Baumwolle für England ziehen. Und selbst die kleine Menge zu Hause erzeugter Waaren ward nach den Niederlanden gesendet, um gefärbt zu werden.“ (Smiles.) Langsam erwächst dann bewegliches Eigenthum und mit ihm die Mittelclasse. Ihre Schöpfung ist ein Werk der Könige, deren Uebergewicht entschieden ward, als die Lostrennung von Rom die Kirchengüter, nicht wie in Deutschland, den Einzelfürsten, sondern der Centralmacht, dem Könige, zuführte.

Nach venetianischen Gesandtschafts-Berichten ward die Vertheilung der Einkünfte in England angeschlagen:

vor Heinrich VIII.		nach Heinrich VIII.	
König . . .	700.000 Ducaten	König . .	1,200.000 Ducaten
Adel . . .	380.000 „	Adel . . .	380.000 „
Geistliche .	500.000 „		

Durch die Erwerbung der Kirchengüter erlangte die Krone ein bedeutendes Uebergewicht über Geistlichkeit und Adel. Der richtige Gegensatz hiezu ist die Thatsache, dass bei Niederlegung der deutschen Kaiserkrone, im Jahre 1805, das Einkommen des deutschen Kaisers aus 14.000 rheinischen Gulden bestand!

Die englische Verfassung war das Compromiss zwischen König, Adel und der allmälig erstarkten Mittelclasse. Das starke Königthum und die Insellage schufen im Innern festen Zusammenhalt und eine erfolgreiche auswärtige Politik.

Die Könige waren es auch, welche die moderne Seele Englands entdeckten: die Industrie. Sie haben sie von aussen hereingerufen, haben die fremden Einwanderer gegen die missgünstige Eifersucht der Einheimischen beschützt und durch enorme Zölle ihnen den inneren Markt vorbehalten; dann aber, nachdem der innere Absatz nicht mehr genügte, die auswärtigen Märkte für die englische Industrie erschlossen. Das Hereinziehen fremder Kräfte begann schon unter den Plantagenets und ward von den Tudors, der Republik und den Stuarts fortgesetzt. Den Webern aus Flandern folgte der Bergmann und Eisengewerke aus Deutschland. „Unsere ersten Tuchmacher und Seidenweber waren Flüchtlinge aus Flandern und Frankreich. Die Brüder Elers, Niederländer, begannen die Steingut-Industrie; Spillmann, ein Deutscher, errichtete zu Dartford die erste Papiermühle, und Baumann, ein Niederländer, brachte die erste Kutsche nach England." (Smiles.) „Die Kunst des Webens und Bleichens war in Flandern und Holland zu grosser Vollkommenheit gediehen, und die Färberei (in England) gänzlich das Werk von Fremden, besonders Deutschen." (Barlow.) Der erste Baumwolldrucker war ein im Jahre 1676 nach Twickenham gekommener Franzose. (Mulhall.)

Schiesspulver bei Bergwerken hatten die Deutschen 1613, die Engländer 1665. „Die ersten Versuche zur Gründung unserer riesenhaften Eisen-Industrie gingen von Deutschen aus. Gottfried Box aus Lüttich errichtete in Dartford im Jahre 1590 das erste Hammerwerk . . . Yarranton lernte das Zinnwalzen in Sachsen und brachte von dort Arbeiter mit nach England. Die Taschenmesser kamen durch flämische Arbeiter nach Sheffield. Simon Sturtevant, ein deutscher Gewerke, war der Erste, welcher um 1612 ein Patent zur Eisengewinnung mit Kohle nahm, und Dr. Blaustein, ein Deutscher, legte die letzte Hand an, um in Staffordshire Eisen mit Kohlen zu schmelzen. Beides, die Theorie und Praxis der Eisen-Industrie, verdankt England ganz den Deutschen." (Jevons.) Aehnlich erging es mit dem Maschinenwesen. Alle die einfacheren Maschinen, welche unter Königin Elisabeth nach England gelangten, sind in dem Werke des Deutschen Agrikola von 1556 beschrieben. War es mit vielen von den neuen Maschinen anders? „Man kann schwerlich leugnen, dass wir die Dampfmaschine,

was ihre zweite oder wissenschaftliche Herstellung betrifft, einem Franzosen zuschreiben müssen.“ (Jevons.) „Nur Eisenbahnen — so sagt derselbe ausgezeichnete Schriftsteller — sind vielleicht unsere grosse und, wie es scheint, rein englische Erfindung.“ Aber man wird schwerlich in Abrede stellen können, dass eiserne Schienen schon lange vorher in deutschen Bergwerken üblich waren.

Was Handel und Geldverkehr betrifft, sagt Campbell: „Die Venetianer, die jüdischen oder andere fremde Kaufleute in Lombard Street legten den Grund zu unserem ungeheueren Handels- und Geldwesen.“

Von Basken lernten die Engländer den Walfischfang. Auch die Wege nach Indien und Amerika wurden nicht von Engländern gefunden, sondern von Portugiesen, Spaniern, Italienern. In Indien, am Hudson wie am Cap, gingen holländische Niederlassungen den englischen voraus, und die französischen Namen im Gebiete des Mississippi und St. Lorenzostromes zeigen, wie nahe es war, dass Nordamerika französisch wurde.

Wie man sieht, liegt der Ursprung der wirthschaftlichen Grösse Englands nicht eigentlich im Lande selbst. Der Angelsachse, der Normanne, der Schotte und Irländer sind aus keinem anderen Stoffe, als die anderen Völker Europas. Aber was sie voraus hatten, das war die klügere Politik.

Schon in den alten angelsächsischen Gesetzen finden sich die Spuren einer gewissen Volkswirthschaftspflege bei den englischen Königen. Athelstan erliess schon im Jahre 925 ein Gesetz, wonach jeder Kaufmann in den Adelstand erhoben wurde, welcher dreimal eine Fahrt in's Mittelmeer unternommen hatte. (Schanz). Wirthschaftliche Motive sind dem englischen Boden tief eingegraben. Und doch scheint auch in diesem Punkte fremdes Beispiel die vorhandenen Keime erst zur rechten Entfaltung gebracht zu haben, nämlich das Beispiel des benachbarten Flandern. Der Wohlstand dieses merkwürdigen Landes, der bei den festländischen Nachbarn im Osten mehr den Neid erweckte, führte die englischen Könige zur Nachahmung. Fürsten, die etwas von Staatswirthschaft verstanden, kommen auf dem Festlande selten vor. Karl der Grosse war einer dieser Wenigen, aber er hatte fast keine Nachfolger. Unter den deutschen Kaisern des Mittelalters war

wohl nur Karl IV., aus dem den Niederlanden benachbarten Luxemburg, ein schöpferischer Staatswirth. Der Wahlspruch Adolf's von Nassau: „Besser kein Geld haben und ein tapferer Ritter sein, als muthlos sein und Geld haben!" ist ja an sich richtig, aber schon in dem Gegensatze verfehlt. Wie ganz anders lässt der grosse englische Dichter seinen Percy sagen:

„Doch wo's auf Handel ankommt, merkt Ihr wohl,
Da zank' ich um ein Neuntel eines Haars!"

Der ungeheure Dienst, den die englischen Könige durch ihre Staatswirthschaft dem Lande leisteten, erweckte den monarchischen Sinn der Engländer und gab dem Wirken der Könige Ueberzeugtheit und Schwung. So ruft König Heinrich IV. in Shakespeare's Stück gleichen Namens:

„England, du wärest krank vom Bürgerkriege,
Wenn nicht mein Sorgen deine Sorgen hemmte!
Was wär' dein Los, wenn Thorheit für dich sorgte!
Du würdest wieder eine Wildniss werden,
Voll Räubern, so wie Englands alte Bürger waren.'

Ungemein gefördert wurde das Wirken ihrer Fürsten durch den Glücksfall, dass gerade die einsichtsvollsten Staatswirthe unter ihnen durch lange Dauer ihres Lebens und ihrer Regierungen hervorragen, wodurch das grosse Gesetz der Werkfortsetzung zur Geltung gelangen konnte. Heinrich III. regierte 56 Jahre, Eduard III. 51, Georg III. 60 und Victoria bis 1895 schon 58 Jahre. Erfahrung genoss seit alter Zeit in Grossbritannien ein höheres Ansehen, als lebhaft vorgetragene Lehrmeinungen. Und nachdem solche Ansichten im Volke herrschten, wurden Thronwechsel und sogar Dynastiewechsel, welche das Deutsche Reich untergruben und in Spanien wie in Oesterreich so viel geschadet haben, minder gefahrvoll, als auf dem Festlande. Neben dem Throne stand bereits das Parlament und hielt die wirthschaftliche Richtung fest. Eines der einschneidendsten wirthschaftlichen Gesetze, die Navigationsacte, d. h. die Prohibition fremder Schiffe, wurde bekanntlich von der englischen Republik geschaffen (im Jahre 1651).

Vor Allem aber kam den Engländern in der mit dem 15. Jahrhundert beginnenden Periode der Entdeckungen, „da die neuen Welten entstanden", die **politische Conjunctur** in Europa zustatten.

Zu Beginn der Neuzeit, als nach Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika der Schwerpunkt des Handels,

der Production und des Reichthums vom Mittelmeer hinweg nach dem Atlantischen Ocean verlegt ward, sehen wir eine weite Bahn für das heisse Wettrennen der europäischen Völker eröffnet. Aber nicht alle nahmen daran Theil. Deutschland, obwohl voll innerer Kraft, sah sich durch den Sturz des Kaiserreiches, in welchen auch Italien und die Hierarchie verwickelt wurden, sowie durch Türkenkrieg und inneren Unfrieden gelähmt, verarmt und ausser Mitwerben geworfen. Theilweise war dies auch das Los von Schweden-Norwegen, während Russland noch nicht mitsprach. Es blieben also Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland, in welchem letzteren, einem kleinen Bruchstücke des grossen Germanien, der Unternehmungsgeist der alten Hansa wieder auferstand. Diese fünf Länder trieben ihre Kiele in den Ocean und gründeten dort neue Reiche. Es entstanden um das Jahr 1500 Gross-Spanien und Gross-Portugal, sodann um 1600 Gross-Frankreich, Gross-Holland und Gross-England. Heute sehen wir von diesen Gross-Reichen nur mehr Gross-England übrig. Wie kam dies? Die Ursache liegt einerseits in dem unverhältnissmässig kleineren Caliber Portugals und Hollands, andererseits in der Verwicklung Frankreichs und Spaniens in die Festlandspolitik. Frankreich und Spanien betrachteten die europäischen Streitigkeiten als Hauptsache, während England, gestützt auf seine Insellage, seine Ziele ausserhalb Europas suchte und wesentlich nur zur Förderung der letzteren an den europäischen Zwisten sich betheiligte. Diese Ziele bestanden in der Zurückdrängung der anderen Colonialmächte aus der Concurrenz zur Schaffung des englischen Colonialmonopols.

Zuerst kam Holland an die Reihe. Durch seine Freiheitskämpfe gegen Philipp II. erhöht, und gestärkt durch die Flüchtlinge und die Capitalien, die ihm aus dem unter dem Vorwande von Glaubenskämpfen in wahnsinniger Selbstzerfleischung begriffenen Deutschland zuströmten, nahm Holland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen mächtigen Anlauf. Dieser kleine Bruchtheil Deutschlands schwang sich an die Spitze der Colonialpolitik und bewies dadurch klar, wohin der Schwerpunkt des Welthandels hätte fallen müssen, wenn Deutschland als Ganzes sich hätte an diesem Wettlaufe betheiligen können. Wie Deutschland im 5. und 6. Jahr-

hundert unserer Zeitrechnung die durch die Römerherrschaft ausgesogenen Länder des europäischen Südens erobert, besiedelt und verjüngt hat, so würde es auch im 17. und 18. Jahrhundert Amerika mit seinen Ansiedlern bevölkert und ein neues Gross-Deutschland dort gegründet haben. Holland allein war für diesen Zweck zu klein und erlag nach tapferem Widerstande und nicht ohne mindestens einen Theil seiner Colonien zu retten dem grösseren Caliber Englands.

Der Kampf Englands mit Holland ward noch im 17. Jahrhundert entschieden, das 18. Jahrhundert war dann der Zurückdrängung Frankreichs gewidmet. Hier bedurfte es grösserer Anstrengungen und einer künstlicheren Politik.

Wenn man jetzt Nordamerika im Besitze englisch redender Völker sieht, so glaubt der oberflächliche Blick, in dieser Thatsache einen neuen Beweis von „Alles niederwerfender angelsächsischer Energie" zu entdecken Es wäre richtiger, von „angelsächsischer Politik" zu reden, denn es gab eine Zeit, wo die Franzosen, die — nach der in Deutschland herrschenden Ansicht — „nicht colonisiren können", in Nordamerika voraus waren. Wie urtheilt darüber ein englischer Schriftsteller? „Die einfache Thatsache bezüglich Nordamerikas ist, dass ungefähr zu derselben Zeit, wo Jakob I. die Stiftungs-Urkunden für Virginia und Neu-England verlieh, die Franzosen weiter nördlich die zwei Niederlassungen Acadien und Canada gründeten, und ferner, dass, als William Penn von Karl II. den Stiftungsbrief von Pennsylvanien erhielt, der Franzose Lasalle durch eine der grössten Thaten auf dem Gebiete der Entdeckungen den Weg von den grossen Seen zu den Quellen des Mississippi fand und, indem er seine Boote diesem grossen Strome überliess, bis in den Golf von Mexico vordrang, in solcher Weise ein riesenhaftes Gebiet erschliessend, welches später zur französischen Colonie Louisiana erwuchs. So war das Verhältniss zwischen England und Frankreich zu der Zeit, als unsere Revolution von 1688 jenen Krieg entzündete, den ich den zweiten ‚hundertjährigen Krieg' Englands mit Frankreich nennen möchte. England besass einen Keim Niederlassungen, die von Nord gegen Süd längs der Küste zerstreut lagen, aber Frankreich besass die zwei grossen Ströme, den St. Lorenz und Mississippi. Ein politischer Prophet, welcher die Aussichten der beiden wetteifernden

Mächte um 1688 verglichen und auch noch viel später beobachtet hätte, welchen Vorsprung jene beiden Ströme Frankreich gaben, der hätte wahrscheinlich geurtheilt, dass Nordamerika einst den Franzosen gehören werde, nicht aber den Engländern.“ (Seeley). Aehnlich stand es in Indien. „In Indien hatten die Franzosen noch entschiedener den Vorsprung, als in Amerika.“ (Seeley). Der Umschwung zu Gunsten der Engländer erfolgte durch Kriege auf dem europäischen Festlande und überwiegend durch deutsche Heere; er ward bewirkt, um mit Seeley zu reden, durch jenen zweiten ‚hundertjährigen Krieg‘, welcher von England scheinbar wegen europäischer, in Wirklichkeit aber weit mehr wegen amerikanisch-asiatischer Interessen geführt wurde.

Von diesen Kriegen hatte der spanische Erbfolgekrieg (1702—1713) für England die grosse Bedeutung, dass er die Vereinigung Frankreichs und Spaniens in Einer Hand und dadurch den Eintritt der schaffenden Kräfte Frankreichs in das handelspolitisch zu Gunsten des Mutterlandes abgeschlossene spanische Colonialreich in Süd- und Mittel-Amerika hintertrieb; wäre diese letztere Vereinigung erfolgt, so hätte die durch Colbert's weise Pflege mächtig emporgeblühte französische Industrie einen gewaltigen, den andern Industrievölkern verschlossenen Markt in Amerika und mit demselben die Superiorität gewonnen und ebenso hätten die Niederlassungen Frankreichs in Nordamerika und Indien eine ausserordentliche Stütze und dadurch sicherlich den Vorsprung vor den englischen erlangt. Dass dies nicht geschah, war das Hauptergebniss der Siege des Prinzen Eugen und Marlborough's. „Der spanische Erbfolgekrieg war ein Kampf Englands und Hollands gegen die Gefahr einer Vereinigung des französischen Handels mit der spanischen Colonialmacht.“ (G. Schmoller). Neben diesem unendlich wichtigen negativen Erfolge, welcher das spätere Uebergewicht Englands in Amerika und Indien begründete, brachte der Friede von Utrecht (1713) den Engländern einen beträchtlichen Theil Canadas, ferner Neu-Fundland und Neu-Schottland, sodann Gibraltar und Minorca von Spanien, sowie den sogenannten „Assiento-Vertrag“, welcher ihnen das Recht gab, in die spanischen Colonien jährlich eine gewisse Anzahl afrikanischer Neger einzuführen und den Hafen von Portobello alljährlich mit einem Schiffe zu be-

suchen, wodurch sie Gelegenheit erhielten, Massen von englischen Fabricaten in die spanischen Colonien einzuschmuggeln.

Der österreichische Erbfolgekrieg (1740—1748), sowie der siebenjährige Krieg (1756—1763), befestigten das Uebergewicht Englands über See. Lord Chatham erklärte offen, dass er Amerika in Deutschland erobern werde. „Ohne die Siege der preussischen Grenadiere (über Frankreich) gäbe es heute keinen englischen Welthandel.“ (Schmoller). Im Pariser Frieden von 1763 erwarb England ganz Canada von Frankreich und Florida von Spanien, und die zuerst durch österreichische und später, im siebenjährigen Kriege, durch preussische Waffen erfolgte Erschöpfung Frankreichs gestattete, dass kurz darauf Clive und Hastings Indien eroberten.

Endgiltig und für alle Zeiten gesichert ward die Zurückdrängung Frankreichs durch die Kriege von 1792—1815. Napoleon I. war, nächst Colbert, bis in die neueste Zeit vielleicht der einzige Staatsmann des Festlandes, welcher die englische Politik ganz durchschaute. Der grosse Napoleon „stammte von mütterlicher Seite aus einem Geschlechte von Geldwechslern und Handelsleuten und war, wie die Medicäer, allezeit ein guter Rechner.“ (Arthur Lévy). Ueberdies stand ihm in Gaudin, Herzog von Gaëta, ein schöpferischer und erfahrener Volkswirth zur Seite. Napoleon's Continentalsystem gegen Englands Industrie und Handel, seine Landung in Egypten, seine Pläne auf Ostindien und der Versuch, durch Eroberung Spaniens und dessen Besitzungen von Neuem den handelspolitischen Kampf gegen England in Amerika aufzunehmen, waren grossgedachte Unternehmen, und der Erzherzog Carl, welcher scharfen Auges erkannte, dass der Zug von 1812 nach Russland zu einem guten Theile den gegen England gerichteten Plänen Napoleon's auf Asien entsprungen war, stimmt ganz mit dem Engländer Seeley überein, welcher sagte: „Napoleon sah in England niemals nur das Eiland, den europäischen Staat, sondern stets das Weltreich, das Netzwerk von Zugehörigkeiten, Colonien und Inseln, welche jedes Meer decken.“ Aber, verlockt durch seine Erfolge über die getheilten, unter sich eifersüchtigen mitteleuropäischen Mächte, gerieth auch Napoleon I. auf die schiefe Ebene Ludwig XIV.; die Völker des Festlandes sahen in ihm doch nur den Eroberer, und alle seine

Siege und alle Befriedigung der französischen Ruhmbegierde vermochten nicht zu verhüten, dass er schliesslich überwältigt und Frankreich genöthigt wurde, seine Eroberungen in Deutschland, Italien und Spanien an die früheren Herren zurückzustellen. Gleichzeitig aber verlor Frankreich seine überseeische Stellung an England. Grossbritannien blickte wieder als Sieger mit freien Armen auf die Schlachtfelder Europas herab. Der Pariser Frieden von 1815 brachte ihm das Capland, Malta, Helgoland, Ceylon, und das geschwächte, mit den Continentalmächten verfeindete Frankreich musste ruhig zusehen, wie England in Asien und Amerika die Vorherrschaft gewann, indem es sein indisches Reich ausbaute und durch Unterstützung der Aufstände der spanischen und portugiesischen Colonien gegen das Mutterland, diese Märkte seinem Handel und seiner Industrie botmässig machte. Canning ist der Vater der kreolischen „Freiheit", welche seitdem so herrliche Früchte getragen hat! Er setzte den Aufstand der spanischen Colonien in eine geschickte Verbindung mit den Dingen im Mutterlande. Als man ihm vorwarf, Frankreich im Jahre 1823 erlaubt zu haben, den Absolutismus in Spanien herzustellen, antwortete er: „Denkt ihr, dass wir dafür keinen Ersatz haben? Denkt ihr, dass England keinen Lohn für die Blokade von Cadix erhalten habe? Ich erblicke in Spanien einen andern Namen als den Spaniens, ich sehe in ihm Spanien und Indien (Westindien und Südamerika). Ich habe dort eine neue Welt geschaffen und die Wage der Macht geordnet." Das heisst: „Ich fütterte die deutschen Potentaten mit Principien und Frankreich mit etwas Ruhm, für England aber gewann ich den freien Handel mit den spanischen Colonien, ein Ziel, welchem schon Cromwell zugestrebt hatte." Den Handel mit Süd- und Mittel-Amerika hat England den Spaniern entrissen und sich angeeignet. Aus all' dem folgt der Satz: „In Westindien, wo England vor 1789 mit Frankreich, und in Ostindien, wo es mit Holland sich in den Handel theilte, erwarb es sich die weit überwiegende Vorherrschaft." (Roscher).

So waren durch die Napoleonischen Kriege die hundertjährigen Kämpfe mit Frankreich für England siegreich beendet und mit Gross-Frankreich zugleich Gross-Spanien und Gross-Portugal in die Luft gesprengt. Nur Gross-England blieb übrig.

Nicht das Blut der Wikinge, nicht der normannische Schwung und nicht die angelsächsische Energie haben England weltherrschend gemacht. Dies geht schon daraus hervor, dass Deutschland (welches damals noch eine gewisse Einheit besass) nicht, wie England, den Normannen erlegen ist. Unter König Arnulf wussten sich die Deutschen ihrer Wikinge gar wohl zu erwehren und haben ihnen (an der Dyle und bei Löwen 891) die Versuche einer Eroberung des Landes, die den Normannen in England gelungen ist, gründlich verleidet. Was England gross gemacht, war in erster Reihe seine Insellage, aus welcher, neben ausdauerndem Heimatsgefühl, ein starkes Königthum entsprang; dies Königthum aber schuf und ermöglichte eine weitschauende auswärtige Politik, welche die Verlegenheiten und Irrthümer der Völker des Festlandes klug zu benützen verstand.

Die letzten Gründe der englischen Grösse liegen in drei Sprüchen grosser, führender Geister des Landes ausgeprägt. Der erste rührt von Cromwell her und lautet: „Wie immer die Regierung des Landes beschaffen sei — unsere Pflicht ist, für die Grösse der Heimat zu kämpfen.*) Die beiden anderen Sätze finden sich in dem bisher viel zu wenig beachteten, merkwürdigen Testamente König Heinrichs IV. bei Shakespeare (Bacon?). Wenn der erste Spruch, im Zusammenhange mit der Insellage des Landes, die innere Politik betrifft, so kennzeichnen die beiden andern Sätze die auswärtige Politik. Hier sind sie:

„Darum, mein Heinrich,
Beschäftige stets die unzufriedenen Geister
Mit fremdem Zwist; damit ausländische Wirrsal
Erinnerung an heimische Kämpfe banne."

Und ferner:

„Die Klugheit will ich segnen,
Wenn Frankreichs sich und Oesterreichs Schuss begegnen."

Hier ist also klar und offen in Gestalt eines Testamentes des Königs Heinrich IV. von England von dem englischen Dichter (oder dessen staatsmännisch erfahrenem Mitverfasser) die Erkenntniss niedergelegt, dass Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ein „Segen" für

*) Der merkwürdige Satz lautet in der Ursprache: "It is still our duty, to fight for our contry, into what-ever hands the government may fall". (Hume)

England, die Beförderung dieses Zwistes durch englische Staatsmänner ein Gebot der „Klugheit“ sei.

* * *

Erst wenn man die Politik Englands geschichtlich betrachtet, wird man über die Ziele und die Mittel dieser tiefverschwiegenen Geheimkunst einigermassen geklärt. Sie ist auch dann noch schwer zu beurtheilen; denn die Mittel der englischen Politik wechseln, nur ihre Ziele bleiben. Am sichersten erkennt man ihre Beschaffenheit an ihren Früchten, und ihr Loblied liegt in den Ergebnissen. Seit drei Jahrhunderten ist jeder Friedensschluss ein Sieg Englands, Sieg durch fremde Waffen ihr Wahrzeichen.

Wenn man uns jedoch fragt, wer am meisten zur Grösse Englands beigetragen hat, so würden wir an erster Stelle nicht die Engländer nennen, sondern die Deutschen und Franzosen.

Deutschland und Frankreich lösten — ersteres mehr passiv, letzteres activ — sich ab, wetteifernd England zum Herrn zu machen.

Deutschland, durch Stammesneid, Kirchenkämpfe und Wahlreich zu einer Fürstenrepublik geworden zu einer Zeit, wo Frankreich, Spanien und England zu ihrer vollen Einigung gelangten, besass keine einheitliche Politik und noch weniger eine einheitliche Handelspolitik; es war daher ebenso unfähig, im Gebiete des Mittelmeeres den Türken das Handwerk zu legen, welche die Südostflanke Europas blutig aufgerissen und den damals wichtigsten Handelszug Europas, nach Byzanz nämlich und dem Orient, unterbunden hatten, als es in der Atlantis und dem Indischen Oceane unfähig war, an den Seefahrten, Entdeckungen und Niederlassungen in fremden Welttheilen selbständig theilzunehmen, und es fehlte nur noch der Wahnsinn des dreissigjährigen Krieges, um Deutschland für mehr als zwei Jahrhunderte ausser Möglichkeit einer Concurrenz mit England zu bringen.

Der dreissigjährige Bürgerkrieg kostete dem Deutschen Reiche nicht nur die Niederlande, die Schweiz, Lothringen und den Elsass, sondern auch die militärische, politische und wirthschaftliche Vormachtstellung in Europa Handelspolitisch stellt

der dreissigjährige Krieg für die concurrirenden Völker zugleich eine ungeheure Conjunctur dar. Das deutsche Volk, welches in Gewerbefleiss und Handel (neben Italien) voranstand, liess sein Mitwerben plötzlich fallen. Man denke, was geschähe, wenn Grossbritannien heute nur auf gegenseitigen Todtschlag seiner Bewohner bedacht wäre! Welche Gewinne brächte das den Deutschen, Franzosen und Nordamerikanern! Damals nun konnten die Gewerbe und der Handel Hollands und Englands alle Preise erhöhen, konnten sich mächtig ausdehnen und erhielten durch Auswanderer, die sich aus dem Schiffbruche Mitteleuropas flüchteten, einen enormen Zuwachs an geschulten Männern, Verbindungen und Capitalien, kurz, an productiven Kräften. Das Jahrhundert des dreissigjährigen Krieges sah die grösste Blüthe Hollands, und von England sagt Hume zu derselben Zeit: „In keiner Periode der englischen Geschichte war ein fühlbareres Wachsthum aller jener Vortheile bemerklich, welche ein blühendes Volk kennzeichnen."

Das also war die Förderung, die den Engländern durch Deutschland zu Theil ward.

Aber auch Frankreich trug, wenn auch in anderer Weise, zu Englands Wachsthum mächtig bei und vermochte nicht, ungeachtet aller Erfolge, die es im 17. Jahrhundert über das Deutsche Reich erzielte, den Engländern dauernd die Wage zu halten. Frankreich hatte durch Richelieu den dreissigjährigen Krieg im Deutschen Reiche geleitet und dem Brande, sobald er zu erlöschen drohte, immer wieder neue Nahrung zugeführt. Es hatte auch den Westfälischen Frieden von 1648, als sich derselbe nicht länger hinausschieben liess, zu einem friedlichen Verderben gemacht, indem es die Gebietsvertheilung und die Verfassung des langsam wieder auflebenden mitteleuropäischen Trümmerfeldes derartig gestaltete, dass auch in Zukunft zwischen den souverän gemachten Einzelstaaten steter Zwist herrschte und die Einmischung Frankreichs völkerrechtlich verbürgt war. Gegen dies arme, zerrissene und geknebelte Deutsche Reich richtete dann Ludwig XIV. seine Raubzüge. Frankreich schien nun sein Ziel erreicht zu haben. Es übte damals eine Art europäischer Vorherrschaft. An die Stelle des alten, schwerfälligen aber inoffensiven und schon durch seine Verankerung mit der Kirche und durch die Vielzahl seiner Fürsten und freien Städte zu Ungerechtigkeiten fast unfähigen

römischen Reiches deutscher Nation war nun mit Frankreich eine ungebundene, rücksichtslose, wohlorganisirte und von Einer Hand geleitete Macht getreten. Das war aber nicht dasjenige, was England gewünscht hatte! Als daher durch Colbert's weise Maassregeln die französische Industrie mächtig emporwuchs, als Ludwig XIV. gegen die Niederlande vorging, als eine Vergrösserung seiner Seeküste sowie eine enorme Verstärkung seiner productiven Kräfte durch die gewerbefleissigen Städte Brabants und Flanderns in Aussicht stand, als ferner auch jenseits der Meere Frankreich um sich griff, in seine Colonialpolitik Nachdruck kam, und schliesslich noch die Erwerbung Spaniens, seiner Nebenländer und Niederlassungen sowie Indiens durch das französische Königshaus befürchtet werden musste, da warf sich England auf die Seite des deutschen Kaisers, drängte im spanischen Erbfolgekriege Frankreich zurück und dictirte den Frieden von Utrecht (1713).

Seit dieser Zeit hat England unter dem Titel des „europäischen Gleichgewichts" das europäische Gleichgewicht zu seinen Gunsten nahezu vernichtet. Seine auswärtige Politik gegenüber dem Continente ist bis zur Virtuosität ausgebildet. Bei jeder Gelegenheit verkündet es den Frieden, hat aber im entscheidenden Augenblicke nie etwas für ihn gethan und oft genug den „Krieg der Andern" befördert. Bricht der Krieg aus, so bleibt England zuerst, wenn immer möglich, neutral und es liefert ganz unparteiisch, jedoch mit eigenthümlich freier Auffassung des Begriffes der Neutralität, beiden Theilen Kriegswerkzeug. Sind die beiden Feinde genügend in einander verbissen, so mischt es sich ein und nimmt Partei, um dann, ungestört durch die beiden Eigenthümer und unbehindert durch das Völkerrecht, seinen Interessen nachzugehen auf Kosten der beiden Kriegführenden. Diese Interessen liegen überwiegend auf dem Oceane oder jenseits des Oceans. Während es daher Flotten und Häfen zerstört, die Schiffahrt und den Handel unterbricht und die Industrie schädigt, sich aber sehr selten in eigene, ernste Unternehmungen zu Lande einlässt, ist es handelspolitisch umso thätiger. Entweder es erhebt geheimen Tribut von beiden oder es verkauft seine Unterstützung der einen der beiden kämpfenden Mächte und lässt sich dafür Handelsvortheile oder Colonien abtreten. Neigt sich aber die Wagschale allzusehr zu Gunsten

seines ersten Schützlings, oder will England beide Theile zurückdrängen bei Einer Gelegenheit, so wechselt es, meist unter dem Vorwande eines Ministerwechsels, die Partei und übt nun gegen den bisherigen Verbündeten denselben Zerstörungs- und Enteignungsprocess.

Die Vorherrschaft Grossbritanniens in fremden Welttheilen, sowie der Absatz seiner Fabricate empfängt die stärkste Förderung durch seine Seeherrschaft. Dieser Satz, den man sogar heute noch den Völkern des Festlandes theoretisch erst beweisen muss, ist in England schon seit fast dreihundert Jahren eine anerkannte Ueberlieferung. Schon der Reichskanzler Bacon, auf welchen so viele Fäden der englischen Politik zurückführen, sagte*): „Das Herrschen über die Meere ist gleichsam ein kurzer Inbegriff der Alleinherrschaft . . . Für uns Europäer ist die Oberhand zur See — diese kostbare Mitgift des Britischen Reiches — ein grosser Gewinn, sowohl weil die meisten Staaten von Europa nicht blos Binnenländer sind, sondern grösstentheils von der See umgürtet werden, als auch weil der Reichthum beider Indien, wie es scheint, nur eine Zugabe der Herrschaft über die Meere ist . . . So viel ist gewiss, wer die See beherrscht, der hat viele Freiheit und kann nach Belieben viel oder wenig an einem Kriege Theil nehmen, da hingegen selbst die grössten Landmächte oft sehr in der Klemme sind."

Englands Seeherrschaft, Insellage und Klugheit geben ihm die Freiheit des Adlers, welcher dem Kampfe des Büffels und des Tigers zusieht, um schliesslich beide zu verspeisen. Die Engländer, vielleicht das persönlich muthigste Volk, lieben es, in der Politik durch die Waffen Anderer zu siegen. Bismarck bemerkte einmal — ich glaube zu dem Berichterstatter des „New-Yorker Herald": „Der Hass zwischen Russland und Deutschland diene den englischen Interessen; so habe England während des Krimkrieges stets versucht, den Kriegsschauplatz von der Krim nach der Weichsel zu verlegen", und fährt dann fort: „England hat Recht; wenn ich einen grossen, starken, dummen Kerl finden könnte, der statt meiner mit meinem Feinde kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen, und wenn ich ein

*) Essay Nr. 30: Wahre Grösse der Reiche und Staaten. 2. Ausgabe, 1612.

englischer Staatsmann wäre, würde ich ebenso handeln wie sie; ich wäre ein Thor, wenn ich es nicht thäte." Der Spruch: „Sine clade victor!" passt wörtlich auf England.

Auch ein anderer Gesichtspunkt ist zu beachten. Die Opfer, die ein europäischer Krieg von England fordert, sind unverhältnissmässig gering. In den 25jährigen Franzosenkriegen von 1792 bis 1815 fielen 19.800 Engländer und von diesen waren gewiss die Hälfte geworbene Ausländer, besonders Deutsche. Dazu kommt die weit geringere Zahl der Kämpfer in Seeschlachten. Bei Trafalgar, dem vielgenannten und vielgepriesenen, betrug der ganze Verlust der Engländer an Todten 449 Mann! Während die Völker des Festlandes die Blüthe ihrer Jugend auf den Schlachtfeldern opferten, überwogen in den allezeit kleinen, aber wohlausgerüsteten Heeren Englands die Irländer und Deutschen; die echten Engländer wurden gerade zu jener Zeit in die emporkeimende Maschinen-Industrie Englands eingestellt und erzogen, und dieses letztere industrielle Heer war es, welches die an die Festlandvölker gezahlten Subventionen spielend hereinbrachte und die Ueberlegenheit der Macht und des Reichthums Grossbritanniens für alle Zeiten erkämpfte.

Die Uebermacht seiner Flotte trat in solcher Weise in enge Beziehung zur industriellen Vorherrschaft Grossbritanniens. In jedem Kriege beeilte sich England, nicht nur die Kriegsschiffe, sondern auch die Handelsschiffe der andern Völker zu rauben und zu zerstören. Oft geschah dies, um ganz sicher den Zweck zu erreichen, vor der Kriegserklärung. „England hat während des ganzen 18. Jahrhunderts in allen Kriegen die Caperei vor dem officiellen Beginne eröffnet." (Kiesselbach). Ein von ihm selbst geschaffenes „Seerecht" verlieh ihm dann nach Ausbruch des Krieges alle wünschenswerthen Vortheile. Es erklärte ganze Küsten, ganze Länder, ja ganze Welttheile in Blokadezustand, d. h. es nahm nicht nur die feindlichen Schiffe weg, sondern auch die neutralen Schiffe, welche mit dem Gegner Englands in Verkehr traten. Daher nahmen durch den Krieg Handel und Industrie Englands regelmässig einen starken Aufschwung.

Den tiefsten Grund einer solchen Politik haben schärfere Geister wohl erkannt. Sehr merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Aufsatz in Posselt's Annalen aus dem Jahre 1813. In

demselben heisst es: „Schon nach Wilhelm III. Plan sollten alle Continentalstaaten auf demselben Entwicklungsgrade des Gewerbefleisses und der Handelsthätigkeit stehen bleiben, während England in beiden immer weiterschritt. In sich selbst abgeschlossen, nachbarlos auf seiner Insel wie die Auster, keines europäischen Länderzuwachses bedürftig, wollte England keinem Staate erlauben, durch Gebietsvergrösserung eine ihm gefährliche Nationalselbständigkeit zu erringen. Schlau wusste es dabei den Völkern zu verhehlen, dass nicht gegen Ausdehnung ihrer äussern Grenzen, sondern gegen die Ausbildung ihrer inneren Kräfte sein eigentliches Streben gehe; dass nicht die äussere Sicherheit Aller, sondern der ausschliessliche Wohlstand Englands sein wahrer Zweck sei. Auch sah es Widerstand nicht ungern; gab er ihm doch Gelegenheit, sein Feldgeschrei: „Europas Freiheit in Gefahr!“ anzustimmen und die Continentalstaaten in brudermörderische Kämpfe zu stürzen, aus denen England allein immer unverletzt hervorging; stärker durch die gegenseitige Schwächung der Anderen.“

Während Kriege für die Völker des Festlandes in der Regel Stillstand der Production, Abbruch der Handelsbeziehungen, Stocken der Ausfuhr, Verlust der besten Arbeiter, unwiederbringlich verlorene Ausgaben, zerstörte Städte, Landgüter, Fabriken, Häfen und Schiffe bedeuten, und bei der Gleichartigkeit der Grundkräfte der europäischen (zumal französischen und deutschen) Bevölkerungen mit gegenseitiger Erschöpfung aber ohne endgiltige Aenderung der beiderseitigen Gebiete enden, sieht England gerade in Zeiten europäischer Kriege seine Productionsstätten in voller Thätigkeit und mit Monopolpreisen für ihren Absatz begnadet, seinen Handel und seine Schifffahrt blühend, Unternehmungsgeist und Capitalien ihm zuströmend; und bei dem Friedensschlusse ist England so weit geschont, dass es den erschöpften Festlandkämpfern seinen Willen dictirt und seine Wünsche, die sich meist auf Colonialbesitz und Handelsvortheile beziehen, zu leichter Anerkennung bringt. Wie im Frieden von Utrecht (1713) weder Frankreich, noch Deutschland, noch Spanien Sieger waren, sondern England, so erging es auch bei den Friedensschlüssen von Aachen (1748) und den beiden Pariser Frieden (1763 und 1815). Die festländischen Staaten schieben

und ringen mit äusserster Anstrengung und der vermeintliche Sieger trägt Ruhm und bestenfalls einen kleinen Landstreifen davon, während Grossbritannien als Zünglein an der Wage die Entscheidung gibt und bei ungeschwächten Kräften vermehrten Handel, verstärkte Industriemacht und in fremden Erdtheilen ungeheure Länderstrecken erbeutet.

Die englische Politik wurde von einem scharfsinnigen österreichischen Staatsmanne, dem Grafen Ficquelmont, in ihren Grundzügen auf Cromwell zurückgeführt: „England hatte im 15. Jahrhundert die von ihm besetzt gehaltenen Ländergebiete in Frankreich verloren; es war der langwierigen Kriege auf dem Festlande und seines bewaffneten Widerstandes gegen Frankreich müde und wechselte deshalb sein System, ohne darum gegen Frankreich weniger feindlich gesinnt zu sein. Es stellte auf einem anderen Wege seine Interessen jenen seiner alten Nebenbuhlerin entgegen. Als ein Eroberer neuer Art ging England daran, dadurch die Welt zu erobern, dass es seine Interessen und seine Capitalien gegen die Interessen und Capitalien des gesammten Continents in's Feld rücken liess. Es blieb Sieger und musste es bleiben, denn es verstand es, nach allen Richtungen hin die Initiative der Operationen zu ergreifen, während zugleich die Zahl und der rege Verkehr seiner Schiffe seine Kraft vervielfältigte und seinen Reichthum vermehrte. Diesmal war es Mercur (nicht Bacchus), der Indien eroberte. Englands Grösse beruhte (seit Cromwell) auf einem System der Abstossung alles Fremdartigen. Sprache, Sitten, (Glaube), Gewohnheiten, staatliche Einrichtungen, kurz Alles, was englisch war, nahm einen eigenen Charakter an. England ward sozusagen eine insularische Institution. Es bot eine moralische Erscheinung dar, welche noch nie dagewesen Ein Oppositions-Princip beherrschte sein ganzes Wesen und ertheilte ihm jene lebendige Thätigkeit, in welcher seine Kraft und Grösse lag. Da es seit Cromwell seiner Macht eine ausschliesslich maritime Basis gegeben, hat es seit jenem Augenblicke eine von den übrigen europäischen Staaten ganz verschiedene Natur angenommen. Die Consequenzen dieser Thatsache machten sich bald fühlbar. Nach seinem Belieben beweglich oder stationär, je nachdem es die Anker auswerfen oder lichten wollte, hatte es den uner-

messlichen Vortheil gefunden, sich in die Angelegenheiten der anderen Völker zu mischen und dabei doch die vollständigste Unabhängigkeit bewahren zu können. Herr seiner selbst, vermochte es den Ereignissen zu gebieten oder doch wenigstens nicht von ihnen beherrscht zu werden. Sein Navigationssystem (nicht minder sein bis zum Verbot gesteigertes Schutzzollsystem) waren die energischesten Aeusserungen dieser isolirten und abstossenden Stellung."

Einer der aufrichtigsten Bewunderer englischen Privatcharakters, der Amerikaner Emerson, konnte doch nicht umhin, über Englands auswärtige Politik folgendes Urtheil abzugeben: „Die auswärtige Politik Englands ist, obgleich ehrgeizig und verschwenderisch mit Geld, selten edelmüthig oder gerecht gewesen. Ihre Hauptrücksicht war stets das Handelsinteresse... Sie billigte die Theilung Polens, verrieth Genua, Sicilien, Parma, Griechenland, die Türkei, Rom und Ungarn (Dänemark und den Erzherzog Maximilian in Mexiko). Treue im Privatleben, Treulosigkeit im öffentlichen Leben kennzeichnet diese heimatliebenden Menschen."

Mit fremden Stieren zu pflügen, ist seit Jahrhunderten eine bewährte englische Geheimkunst. „Die englische Politik verstand es gar wohl, die festländischen Mächte, ihre Verbündeten, als die Hauptbetheiligten, sich selbst aber als den uneigennützigen Helfer darzustellen, dem es nur darum zu thun sei, das europäische Gleichgewicht zu erhalten, unterdrückte Völker zu befreien, dem Rechte zum Siege zu verhelfen, und wie alle die schönen Phrasen heissen. Das eigentliche Streben ging immer dahin, für Englands Industrie und Handel günstige Verträge abzuschliessen, wichtige, den Verkehr beherrschende feste Punkte zu erwerben, den aufblühenden Handel anderer Staaten zu stören, die Erstarkung anderer Marinen zu verhindern. Ein solches System bedingt einen öfteren Wechsel der Allianzen. Man durfte den Bundesgenossen nicht zu stark werden lassen, damit er nicht einen zu grossen Theil der Beute beanspruche. So wusste man denn immer zur rechten Zeit einen Wechsel in der Politik eintreten zu lassen, maskirt durch einen Ministerwechsel." (M. Landau).

Die Vertheidigung der Reformation — und mit ihr des neuen englischen Königthums — gegen Spanien und Frankreich luden sie auf Deutschland ab, welches sich an dieser Aufgabe verblutete.

Zwei ernste Invasionen haben Grossbritannien bedroht, die eine im 16. Jahrhundert durch den spanischen Philipp, die andere durch Napoleon I. zu Anfang des 19. Jahrhunderts; von der ersten hat der Sturm, von der zweiten hat Oesterreich England gerettet. Für die Vertheidigung Europas gegen die Türken regten sie keinen Finger. Während die Franzosen wenigstens zeitweise sich ihrer Pflichten als christliche Macht erinnerten, waren nach dem Zeugnisse des Herzogs von Argyle die Sympathien der Whigs im Jahre 1683 auf türkischer Seite; sie wünschten, dass Wien von den Türken genommen werden möge, offenbar schon damals von höchst egoistischer Kaufmannspolitik geleitet, welche voraussetzte, ein weiteres Vordringen der Türken in Mitteleuropa werde — wie einst der Angriff Philipp II. auf die Niederlande und der dreissigjährige Krieg in Deutschland — die geistige und materielle Blüthe dieser Länder, die gebildeten, geschäftskundigen und wohlhabenden Familien, den Unternehmungsgeist, die Industrie und die Capitalien nach England hinübertreiben. Und als durch die Standhaftigkeit Oesterreichs und seiner deutschen und polnischen Verbündeten dem Türkensturme vor Wien Halt geboten war, die Fluth sich wendete und Oesterreich unter dem Kaiser Leopold und Prinz Eugen in sechs Jahren alle jene Länder wiedereroberte, welche die Türken in zweihundert Jahren ihm entrissen hatten, da veranlasste England den Kaiser, den Lauf seiner Siege zu hemmen und den Vertrag von 1689 mit Wilhelm III. von Oranien gegen Frankreich abzuschliessen. „Das Gemeinwohl Europas höher stellend als seine eigenen Interessen, zog Leopold einen grossen Theil seiner Truppen aus Ungarn nach dem Rhein, wodurch Belgrad und Nisch verloren gingen.“ (Aeusserung einer englischen Zeitung bei O. Klopp.) „Der Zug Wilhelms von Oranien nach England im Jahre 1688 gelang nur, weil Frankreich, welches die Stuarts unterstützte, in Krieg mit Oesterreich-Deutschland verwickelt ward; so wurde die Freiheit Englands durch die Verwüstung der Pfalz gerettet... Und als Oesterreich im Jahre 1701,

gestützt auf den Bündnissvertrag von 1689, Englands Unterstützung verlangte, da antwortete man ihm, das Parlament habe vom Vertrage von 1689 keine Kenntniss und werde ihn darum nicht ausführen wollen. So war zum zweitenmale das neue England durch Oesterreich gerettet. Aber es wurde dafür nur mit Undank gelohnt.“ (M. Landau).

Nicht anders erging es im spanischen Erbfolgekriege (1702—1713), welcher, nach O. Klopp's Bemerkung, richtiger heissen sollte: „Krieg für die Sicherung der englischen Thronfolge nach den Beschlüssen des Parlaments“ und (fügen wir hinzu) „für Englands überseeische Interessen.“ Kurz vorher setzte Lord Granville dem Oberhaus auseinander, „für England sei es besser, seine Jugend zu schonen, seine Bevölkerung nicht zu vermindern und seine Sache mit fremden Truppen ausfechten zu lassen.“ So geschah es denn auch. „Zwölf Jahre mussten Deutsche, Spanier und Italiener ihr Blut vergiessen, um die vom Parlament beschlossene hannoveranische Erbfolge zu sichern; für englische Interessen zerfleischten sich die Franzosen und ihre Gegner, und als die Engländer ihr Schäfchen in's Trockene gebracht hatten, da setzten sie den bekannten Ministerwechsel von 1710 in Scene, um sich von ihren Verbündeten loszumachen. Nun liessen sie die letzteren im Stich und verleumdeten den Kaiser Leopold und den Prinzen Eugen als kriegs- und ländergierig, weil sie Strassburg für Deutschland wieder erwerben und überhaupt die von England dringend geforderten Abmachungen von 1703 erfüllt sehen wollten.“ (M. Landau nach O. Klopp.)

In späterer Zeit war besonders der Orient die Fundgrube, aus welcher die englische Politik nach Bedarf Sonne und Regen für die Festlandvölker schöpfte. Heute für die Türkei, morgen gegen sie — Beides nach jeweiligem englischen Interesse. „Noch 1791 rühmte sich Fox im Unterhause, dass er es abgelehnt habe, der Kaiserin Katharina II. von Russland irgend welche Schwierigkeiten (in ihren Plänen auf Konstantinopel) in den Weg zu legen; England habe Russland bestärkt in den Entwürfen, seine Vergrösserung auf den Trümmern des türkischen Reiches zu gründen.“ (Geffken.) Heute Krimkrieg für die Türken, morgen „atrocities“ in Bulgarien und Armenien!

War es anders im Jahre 1805, da Oesterreich, von der englischen Diplomatie aufgestachelt, durch seine Rüstungen die schon in Boulogne zum Einfalle nach England angehäuften Heere Napoleon's auf sich zog? War es anders im Jahre 1809, da Oesterreich den Engländern in Spanien Luft machte und dadurch die späteren Siege Wellington's vorbereitete? Immer war es der listige Kaufmann, der mit dem Cavaliere sein Spiel treibt.

Nach ein paar Jahrzehnten freilich ist das Alles vergessen; dann wird der „historische Bundesgenosse" schlimmer als ein Feind behandelt und ruft man in die Welt. „Zeigen Sie mir einen Punkt auf der Landkarte, wo Oesterreich Gutes gethan hat?" Boulogne steht, wie es scheint, nicht auf den englischen Landkarten. Und nachdem Oesterreich im 17. Jahrhundert, als noch kein russischer Concurrent auf der Bühne war, von der Eroberung der Balkanhalbinsel zu einem grossen Theil im Interesse Englands und auf dringenden Wunsch desselben abstand, donnert im 19. Jahrhundert ihm ein leitender englischer Staatsmann auf derselben Balkanhalbinsel ein beleidigendes „Hands off!" entgegen, als nur das Gerücht entstand, Oesterreich wolle sich Saloniks bemächtigen. Salonik, der Handel auf dem Mittelmeer, die Wege nach Egypten und Indien, das Mittelmeer selbst, wie überhaupt der ganze Orient, gehören nämlich, nach englischer Auffassung, den Engländern. Ist es hiernach zu verwundern, wenn die Völker des Festlandes von „punischer Treue" reden, den englischen Freiheitsphrasen misstrauen, sich dagegen das crescit interea Roma Albae ruinis vor Augen halten?

Es ist ein ungünstiges Verhältniss, wenn ein Land nicht nur durch eigene Arbeit, sondern durch die Schicksale der anderen gross geworden ist. Zu nahe liegt nämlich in solchem Falle der Argwohn, es werden auch ferner unglückliche Schicksale auf dem Festlande den Engländern nicht nur wenig Kummer bereiten, sondern auch von englischer Seite auf eine gewisse Nachhilfe rechnen können.

So lange die französische Revolution furchtbar und Napoleon I. mächtig waren, that Grossbritannien Alles, um die deutschen Mächte gegen Frankreich in den Kampf zu treiben. Kaum haben die deutschen Mächte, mit Russland und England verbunden, den Sieg davon getragen, so sehen wir

im Jahre 1815 alsbald England abschwenken und zum Gegner übergehen. Castlereagh war es, welcher mit staunenswerther Unbefangenheit diese Schwenkung vollzog. Schon bei den Pariser Friedensverhandlungen ward dies deutlich. „Wesentlich England verhinderte den Plan des Fürsten Hardenberg, die Niederlande und Belgien als ‚burgundischen Kreis‘ zum deutschen Bunde zu fügen.“ (Graf Ficquelmont). Als Frankreich im Jahre 1870 seinen Angriffsstoss auf Deutschland ausführte, sah man die sogenannte öffentliche Meinung Englands zu Anfang überwiegend auf deutscher Seite. Warum? Weil man Frankreich für stärker und gefährlicher hielt und dessen Schwächung im englischen Interesse wünschte. In dem Maasse aber, als Deutschland sich als stärker erwies, zog sich die Stimmung der leitenden Kreise Englands zu Frankreich hinüber. Man blieb neutral: „England schliesst sich keiner Partei an, aber es mästet sich auf Kosten beider.“ (Rolin-Jacqueminot). Man erwartete eine lange Dauer des Krieges und wünschte sie im Hinblick auf alle die Früchte, die dann den Engländern von selbst in den Schoss fallen und in Grossbritannien jedem halbwüchsigen Jünglinge bekannt sind. Vielleicht ward schon damals die Besetzung Egyptens geplant. Englische Politiker suchten daher die Ehrliebe der Franzosen aufzustacheln und sie zur Fortsetzung des äussersten Widerstandes anzufeuern. In der „Edinburg Review“ schrieb damals ein Dr. Gladstone: „Trotz Allem, was geschehen ist, besitzt Frankreich noch immer die sittliche Kraft, den Kampf für nationale Unabhängigkeit fortzusetzen. Sieg ist der Preis für Denjenigen, welcher den Krieg am längsten aushält, und wenn noch etwas von Frankreichs altem Geiste übrig ist, wird es nicht eher unterhandeln, als bis kein Feind mehr auf seinem Boden steht.“ Nur der rasche Abschluss des Friedens und die Haltung Russlands dürften weitergehende Schritte der englischen Staatsmänner im Keime erstickt haben. Als aber nach dem Frieden Deutschland begann, die im Kriege mit tapferen Feinden redlich erstrittene nationale Einheit zu praktischen Schöpfungen zu verwerthen und dem Beispiele der anderen grossen Völker in Handel, Industrie, Schifffahrt und Colonisation zu folgen, da tritt England ihm nach Möglichkeit entgegen, ist Gambetta, als Träger des Revanchegedankens, in England volksthümlich und wird sein früh-

zeitiger Abgang von der Weltbühne in England fast mehr beklagt als in Frankreich; der deutschen Colonisation werden Sansibar und Uganda, die Schlüsselpunkte Ostafrikas, abgerungen; Erfolge der deutschen Industrie, die im Verhältniss zur ungeheueren Entfaltung der englischen Industrie als nur geringfügig bezeichnet werden müssen, rufen in England eine allgemeine Bewegung hervor und geben Anlass zu einer ganz neuartigen Gesetzgebung, die sich unter dem bescheidenen Titel der Handelsmarken verbirgt, und Sir Charles Dilke, nachdem er einer französischen Heerschau beigewohnt, erklärt die Superiorität des französischen Kriegers wieder hergestellt und bemüht sich, die Leidenschaften neu zu entflammen — kurz, es zeigen sich verschiedene Spuren, welche andeuten, dass vielen Engländern ein neuer Krieg auf dem Festlande kein ganz unerwünschtes Ereigniss wäre.

Besonders dann, wenn eine europäische Macht in den Colonien kräftiger vorzugehen sich anschickt, wird von englischer Seite auf die alten europäischen Verfeindungen hingewiesen.*)

*) Ein seinerzeit vielgenannter französischer Deputirter, welcher für Jules Ferry wegen seiner Eroberung des wichtigen Tonking den Namen des Tonkinesen aufbrachte und wirklich diesen einsichtsvollen Staatsmann stürzte, ward, nach einer Unterredung mit Gladstone zu Cannes, zum Ehrenmitglied des Cobden-Club ernannt — Beziehungen, die ihm von seinen Landsleuten wiederholt zum Vorwurfe gemacht wurden. Als im Herbste 1894 die Franzosen in Madagascar reinen Tisch machen wollten, schrieb der „Standard“: „England ist stark genug, um ohne Besorgniss die Stärke Anderer sehen zu können, und uns scheint, wir müssen Frankreichs Verlangen, seine Flagge in den entferntesten Theilen der Erde entfalten zu wollen, als ganz natürlich und legitim ansehen. Ob diese Erwerbungen auch für Frankreich nützlich sind, ob sie Frankreich gegen seine wirklichen Feinde stärker machen, ist Frankreichs Sache zu beurtheilen.“ Dieselben Hinweise auf die „wirklichen“ Feinde, ja dieselben Wendungen kehren zu häufig, um absichtslos zu sein, in den englischen Blätter wieder. Auch gebricht es den Vertretern der englischen Interessen nicht an Mitteln, um auch in französischen Blättern ihre Wünsche zum Ausdrucke zu bringen. So oft der Rachegedanke schwächer zu werden beginnt und das französische Volk sich, dem englischen Beispiele folgend, Colonialfragen zuwendet, erscheinen in Pariser Blätter Mahnungen, die sich aus inneren, französischen Stimmungen und Interessen kaum erklären lassen, den englischen Absichten aber merkwürdig entsprechen. So wies plötzlich in derselben Zeit, wo der „Standard“ trotz aller, hundertfach bewiesenen Friedensliebe der Dreibundmächte den „wirklichen Feind“ Frankreichs heraufbeschwor, das verbreitetste Blatt Frankreichs, das „Petit Journal“, auf die deutsche Heeresmacht hin: „In zwei Jahren werde sie ihre Vollkommenheit erreicht haben. Bis dahin

Vielleicht das ernsteste Capitel bei diesem leidigen Thema ist die Stellung, welche England gegenüber jenen Aufwieglern einhält, welche, in England als Fremde niedergelassen, unter dem Vorwande der Weltverbesserung den Weltbrand vorbereiten. Sie werden geschont genau nach dem Muster, wie einst England die Barbaresken von Algier schonte — so lange sie blos die Schiffe anderer Völker angriffen! Wie die „Morning Post“ von April 1881 schrieb, haben Sir Charles Dilke und Brassey das berüchtigte Blatt „Die Freiheit“ des Anarchisten Most mit Geld unterstützt, ja, durch diese Unterstützung erst das Erscheinen dieses Schmachblattes ermöglicht, und Lord Randolph Churchill hat dieser Thatsache im Unterhause Erwähnung gethan. Welchen anderen Schluss soll man aus dieser seltsamen Freigebigkeit von Männern, von denen der eine später Unterstaats-Secretär im Auswärtigen Amte, der andere aber Lord der Admiralität war, ziehen, als den, dass ihnen die Aufhetzung der Arbeiter des Festlandes nützlich erscheint? Und muss man nicht daraus weiter schliessen, dass durch Aufreizung der Arbeiter die Arbeit selbst, die Industrie des Festlandes, in den Wurzeln angegriffen werden soll? Und liegt da die Vermuthung nicht sehr nahe, es sei Absicht und Ziel der eingeweihten englischen Politiker, die Industrie des Festlandes niederzuhalten, England aber zur grossmächtigen, möglichst alleinstehenden, die Versorgung landbautreibender Staaten mit Fabricaten allein geniessenden Monopolfabrik zu machen, was gleichbedeutend wäre mit englischer Weltherrschaft?

Sobald England seine Industrie so weit entwickelt hatte, dass ihr der innere Markt nicht mehr genügte, war die englische Politik auf Erschliessung der ausländischen Märkte gerichtet. Zweihundert Jahre hindurch bediente sie sich zu diesem Zwecke der allmälig gefürchtet und berüchtigt gewordenen Handelsverträge. Regelmässig schlugen sie

habe die deutsche Politik ein natürliches Bedürfniss, Zeit zu gewinnen . . . Wenn der doppelte Zweck, die Franzosen zu entnerven und zu verweichlichen (!) erreicht und Deutschland im Besitze des furchtbarsten Kriegswerkzeuges sein wird, werde man sehen, was die Grossmuth der preussischen Seele werth sei.“ Irren wir, wenn wir hier die Taktiker zur Verhetzung des Continents deutlich an der Arbeit zu erblicken glauben?

zum Vortheil Englands und zum Nachtheil seines festländischen Partners aus. Nicht sowohl die Thatsache, dass die englischen Unterhändler kaufmännisch und industriell geschulte Männer, die Vertreter des Festlands aber Gutsbesitzer und Juristen waren, als vielmehr der tiefere Grund, dass in England die Industrie und das bewegliche Eigenthum schon früh des besondern Schutzes der Krone sich erfreute, gab diesen Verträgen die Richtung. Eine grosse Rolle spielte bis in die neueste Zeit die Zusage der Eröffnung des englischen Weinmarktes. Dafür verlangten die Unterhändler Eröffnung des festländischen Fabrikatenmarktes als Gegenleistung, d. h. England bot ein kleines Stück Gegenwart und verlangte dafür Preisgebung der industriellen Zukunft des Partners. Der Abschluss von Handelsverträgen mit den Staaten des Festlandes, der Ursprung der Taktik, die landbautreibenden Interessen fremder Länder zur Niederhaltung und Schwächung der industriellen Interessen auszuspielen, geht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück, und sie erlitt ihre scharfe Ausprägung dann, als England, nachdem es den Holländern den Welthandel zur See entrissen, erkannte, dass zur Führung und Beherrschung des Handels mit Indien grosse Mengen von Edelmetall nothwendig seien. Wie sollte es sich diese verschaffen? Edelmetall gab es damals fast ausschliesslich in Amerika, Amerika aber war durch die Colonialsysteme Portugals, Spaniens und Frankreichs gegen englische Waaren geschlossen. Da fand Lord Methuen in dem berüchtigten Handelsvertrage von 1703 das Mittel; Lord Methuen gewährte den Grossgrundherren, welche Portugal regierten, gewisse Zollerleichterungen für ihre Weine auf dem englischen Markte, wofür er Zollerleichterungen für englische Waaren auf den portugiesischen Märkten eintauschte. Die Folge war, dass zwar die Einfuhr portugiesischer Weine nach England etwas stieg, aber die seit dem Schutzsysteme von 1684 in Portugal aufgeblühte Industrie völlig zu Grunde ging. Von diesem Schlage hat sich Portugal nie mehr erholt, und heute befindet sich — eine Warnung für die Grundbesitzer aller Länder — die schönsten Weinberge Portugals in der Hand von Engländern! Nichtsdestoweniger konnte England, der Kaufmann unter Aristokraten, auf ganz gleicher Grundlage noch mit Spanien den Assientovertrag von 1713 und mit Frankreich den Eden-

vertrag von 1786 abschliessen, welcher letztere den Wohlstand des gewerbfleissigen Frankreichs tief zerrüttete und sehr viel zum Ausbruche der Revolution von 1789 beitrug. So verschaffte sich England durch Verkauf seiner Fabricate nach Portugal und Spanien das Edelmetall von Afrika, Peru und Mexiko, wobei es allerdings noch einige Fässer guten Portweines und Xeres von Portugal und Spanien mit in den Kauf nahm, und konnte nunmehr den Handel nach Indien mit Edelmetall decken und für alle Zeit an seine Flagge fesseln. Von diesem Augenblicke an erkannte aber auch England den Werth seiner Fabricate zur Beherrschung des Welthandels, ein Werth jedoch, der nur dann Dauer versprach, wenn die gleichen Fabricate nicht auch aus anderen Ländern bezogen werden können. „Von nun an, nachdem sich die englischen Staatsmänner an einem concreten Falle (dem Methuen-Vertrage) die Verhältnisse klar gemacht, nimmt die Handelspolitik Englands eine ganz bestimmte, scharf ausgeprägte Richtung: Grossbritannien will allein der Staat sein, der allen Anderen die Fabricate liefert... In dieser Periode seiner Entwicklung ward England nicht mehr, es bildete sich mit Bewusstsein aus. Durch alle seine während des 18. Jahrhunderts geführten Land- wie Seekriege zog sich der unverrückt im Auge behaltene Plan, sich zur einzigen Handels- und Industriemacht emporzuheben, ebenso gradlinig und sicher hindurch, wie der rothe Faden durch die Taue seiner Kriegsschiffe." (W. Kiesselbach).

Dies Ziel zu erreichen, war freilich damals nicht leicht Denn so lange noch die Handarbeit im Gewerbe überwog, war die niederländische, deutsche, italienische, französische und ganz besonders die indische Arbeit stärker als die englische. Nichts half damals den Engländern „das Blut der Seekönige" und die „unwiderstehliche Tapferkeit der Wikinge". Ihre Matrosen und Rheder kämpften hinter dem Schirme der Navigationsacte, und ihre Gewerbetreibenden und Industriellen lieferten ihre Schlachten, wie Lord Derby später verächtlich von den Bürgern der Vereinigten Staaten sagte, „bis an die Augen hinter Schutzzöllen eingegraben".

Will man wissen, wie diese Zölle aussahen, so werfe man einen Blick auf folgende Zusammenstellung englischer Zollsätze aus den Jahren 1787, 1819 und 1825:

Zölle Englands für 1 Metercentner in Mark

	Pitt's Tarif (1787)	Tarif von (1819)	Huskisson's Tarif (1825)
Schafwolle	2000—2680	—	—
Schafwollwaaren	verboten	2000	600
Baumwollwaaren	1760	2000	400
Leinenwaaren	1760	2000	1000
Seidenwaaren	verboten	verboten	28—30 %
Leder	verboten	3000	1200
Thonwaaren	1800	3000	600
Roheisen	5.6	13.0	3.0

Demnach war in Grossbritannien noch in den Jahren 1819—1824, also vor siebzig Jahren, die Einfuhr von Seidenwaaren prohibirt; auf Schafwollwaaren, Baumwollwaaren und Leinenwaaren lag ein Zoll von 2000 Mark, welcher gleichfalls einem Einfuhrverbote gleichkam, während heute der höchste in der Welt überhaupt bestehende Zoll auf jene Textilwaaren (der russische Zoll nämlich) 1200 Mark beträgt!

In den „Theorien-Paradiesen", wie von russischen Politikern die Länder, die westlich von der russischen Grenze liegen, gerne genannt werden, hält man freilich einen solchen Mangel an Folgerichtigkeit, wonach Zölle von 2000—3000 Mark vom Metercentner nach kaum einem Menschenalter durch vollständigen Freihandel ersetzt werden, für höchst irrationell. Den Engländern aber war diese Inconsequenz durchaus gesund. Vermittelst jener Gewaltzölle rissen sie, beflügelt durch die Erfindung der Dampfmaschine und gedeckt durch die Kriege auf dem Festlande, die Weltindustrie an sich. Und als dies Ziel erreicht war, wurden sie Freihändler, um überall offene Märkte zu finden.

Im Zeitalter der Handarbeit waren sie Schutzzöllner, im Zeitalter der Maschinenarbeit wurden sie Freihändler. Nachdem die Erfindungen von Watt, Arkwright und Cartwright gemacht und die Gewerbe in England mit Maschinen bewaffnet waren, während der Continent sich verzweifelt unter den Napoleonischen Kriegen krümmte, ward der Schwerpunkt des gewerblichen Schaffens nach England gerückt, gewann das Capital die Uebermacht über die Arbeit, machte England riesige Profite, genoss fast ein Menschenalter hindurch die mächtige Differenz zwischen den Preisen der auf dem Fest-

lande durch Handarbeit und der in England bereits durch (wenn auch noch nicht vollkommene) Maschinenarbeit hergestellten Waaren, und trug deshalb mit Leichtigkeit die eigenen Kriegskosten sowie die Subventionen an fremde Mächte, — Ausgaben, welche den Krieg, aber mit demselben auch den Genuss der monopolistischen Vortheile Englands, verlängerten und den Aufbau einer neuen, zunächst England allein gehörigen Welt der Maschinenarbeit befestigten.

Als endlich im Jahre 1815 der Friede hergestellt war, traf er den Continent erschöpft, verarmt, verfeindet, zerrissen und daher ausser Stande, dem Insellande rasch nachzueifern. Erst in den Vierziger- und Fünfziger-Jahren unseres Jahrhunderts zeigte sich in den Festlandstaaten wieder ein industrieller Aufschwung, aber nun begannen auch bald wieder Unruhen und Kriege, und beide, wie die Erfahrung lehrt, schlagen zum Vortheile Englands aus.

Gegenwärtig ist der Vorsprung Englands immer noch so gross, ist die englische Industrie so gewaltig herangewachsen, verfügt über so colossale Reserven und entnimmt aus dem Welthandel, der Finanzkraft, den Schifffahrtsverbindungen und den Colonien so viel Förderung, dass, wenn zwischen ihr und den festländischen Industrien Freihandel eingeführt würde, die letzteren in den weitmeisten Fällen unterliegen müssen. Bei scheinbarer Gleichheit des Rechtes und voller „Reciprocität" ist dann England im Stande, die festländische Industrie umzubringen. Die sehr starke und auf gesunde natürliche Bedingungen gegründete Eisen- und Stahl-Industrie des Deutschen Reiches hat dies erfahren, denn sie war in den Jahren 1875 bis 1879 hart an den Rand des Abgrundes gedrängt, bis die neuen Zölle Bismarck's sie retteten. Vielen österreichischen Industriezweigen drohte damals infolge der Einmischung englischer Sendlinge in die österreichische Handelspolitik in den Jahren 1865 und 1867 das gleiche Schicksal. Seitdem befreite sich Oesterreich-Ungarn von den Fesseln des Handelsvertrages mit England, und dann kam der grosse Abfall Englands vom Continent und der Uebergang Englands zu den überseeischen Nährmitteln, welcher, wie wir nachgewiesen, eine völlige Aenderung der Handelspolitik der europäischen Festlands-Staaten zur Folge hatte.

Den alten Methuen-Verträgen Englands, deren Taktik in einer Ausspielung der landwirthschaftlichen Interessen gegen die industriellen Interessen des betreffenden Landes gipfelte, ist dadurch der Boden entzogen — eine Thatsache, die von den festländischen Handelspolitikern bis jetzt noch nicht genügend hervorgehoben wurde. Nicht mehr gewillt sind die Grundbesitzer des Festlandes, gegen Einheimsung kleiner Sondervortheile die Entwicklung der einheimischen Industrie zu opfern. In den europäischen Parlamenten überwiegt der Gedanke des Schutzes der heimischen landbauenden wie industriellen Arbeit. Insoweit haben die „Times“ recht, wenn sie „in den Fortschritten des Verfassungslebens den Grund zur Wiederbelebung der Schutzzollsysteme erblicken.“

Aber auch heute kennt die englische Handelspolitik nur zwei Classen von Ländern: Länder ohne Industrie und Länder mit Industrie. In Bezug auf die ersteren hat schon Grillparzer die Stimmung der englischen Staatsmänner richtig erkannt und mit den Worten gezeichnet:

> „Ihr schwärmet entzückt mit begeisterten Blicken
> Für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.“

Soweit die Politik überhaupt ein Wohlwollen kennt, besitzt England eine Vorliebe für die reinen Rohstofferzeuger. Sobald aber diese Länder sich auch der Verarbeitung dieser Rohwaaren zuwenden und ihre aufkeimende Industrie durch Zölle schützen, mindert sich Englands Neigung, und wenn jene Länder gar in den Gewerben so weit fortschreiten, um auf dem Weltmarkte mit den englischen Erzeugnissen zu wetteifern, so wandelt sich das frühere Wohlwollen in Feindschaft um.

In diesem Sinne äusserte im Herbste 1881 bei Gelegenheit von Unterhandlungen mit Frankreich Lord Randolph Churchill im englischen Unterhause: „Wir wünschen, dass unsere Regierung die ausländischen Märkte mit starkem Messer gewaltsam öffne, nicht aber diese Auster sozusagen mit einer Feder kitzle, um sie zur Oeffnung zu bewegen.“ Und wenn John Bright seinerzeit von „Niedertretung aller auswärtigen Monopolisten“ sprach, so meinte er offenbar nichts Anderes, nur hätte er richtiger gesprochen von Niedertretung Aller, die sich dem englischen Industrie-Monopole zu widersetzen wagen.

Welche Folgen aber das englische System der Anhäufung der gesammten Weltindustrie in Einem Lande für andere

Länder mit sich bringt, dafür finden wir im britischen Weltreiche selbst die Beispiele. Was ist aus Irland unter englischer Herrschaft geworden? Der irische Abgeordnete Michael Davitt zog zwischen den Zuständen unter eigener Verwaltung im Jahre 1782 und unter englischer Verwaltung (seit 1801) im Jahre 1890 folgenden Vergleich: Die Bevölkerung ging von mehr als 8 Millionen auf $4^1/_2$ zurück, die Armuth wuchs erschreckend, die Zahl der in Armenhäuser Aufgenommenen ist allein in der Zeit von 1845 bis 1890 von 114.000 auf 334.000 gestiegen, obgleich in dieser Zeit die Einwohnerzahl um 2,400.000 Köpfe sich verringerte. Die Fläche des bebauten Landes fiel von mehr als 4 Millionen auf weniger als 3 Millionen Acres. Im Jahre 1800 gab es noch in Cork, Dublin, Kilkenny und anderen Orten 200 Fabriken mit 30.000 Arbeitern, heute noch 30 mit 2000 Arbeitern. Die Handelsschifffahrt, so versichert Davitt ganz im Einklange mit den Thatsachen, sei ebenso zurückgegangen. Auch Jevons kann sich nicht der Thatsache verschliessen: „Die Industrie Irlands ist durch die Dampfmaschinen Englands vernichtet worden."

Dieselbe Klage vernimmt man aus Indien. Dieses paradiesische und zugleich gewerbfleissige Land, welches man das Mutterland aller Industrie nennen könnte, soll gewaltsam auf der Stufe blossen Landbaues zurückgehalten werden. Die sehr mässigen Schutzzölle, einst dort von der englisch-indischen Regierung gegen die übermächtige Industrie des Mutterlandes eingeführt, wurden auf Andrängen der Concurrenz in Manchester aufgehoben. Lange wehrte Lord Northbrook, der einsichtsvolle Statthalter in Indien, sich gegen diesen brutalen Angriff. Sein Widerstand war vergeblich; Lord Northbrook forderte entrüstet seine Entlassung und Gladstone schlug der indischen Industrie ihre Stütze weg. Das ist dasselbe handelspolitische System, welches die alten Phönicier veranlasste, allenthalben die Städte zu zerstören und nur Factoreien zu dulden für den Absatz der Erzeugnisse des Mutterlandes.

Wenn aber Englands leitende Staatsmänner mit Irland und Indien, also doch britischem Boden, in solcher Weise verfahren, so kann man sich ihr Wohlwollen gegenüber der Industrie des Auslandes, welches der echte Engländer so ziemlich als Feindesland betrachtet, wohl vorstellen.

Das ist die Taktik Lord Chatham's, welcher im Jahre 1780 beunruhigt durch die Fortschritte der Industrie in Massachusetts, im Parlamente erklärte, man solle nicht dulden, dass in den Colonien auch nur ein Hufnagel fabricirt werde!

* * *

In seinem Romane „Tancred“ liess d'Israeli im Jahre 1842 einen seiner Helden sagen: „Die Engländer brauchen Cypern und werden es sich nehmen.“ Nun wohl, im Jahre 1878 hat d'Israeli als Lord Beaconsfield Cypern für England genommen. Ebenso bezeichnete es Sir Charles Dilke in seinem im Jahre 1867 erschienenen Buche „Grösser Britannien“, als Grossbritanniens Aufgabe, die Franzosen aus Egypten zu entfernen; nun wohl, im Jahre 1882 hat Gladstone die Franzosen aus Egypten entfernt. Sind die Engländer Propheten? Sind sie allwissend? Oder sind sie allwissend, weil sie allmächtig sind? Nein, sie sind nur klug, während die Anderen unklug sind. Es ist der Kaufmann, der mit dem Cavaliere Geschäfte macht. Dadurch wird das Prophezeien leicht. Und so werden wohl auch noch andere englische Weissagungen in Erfüllung gehen. Denn wer England jetzt für eine „gesättigte“ Macht hält, irrt schwer. Seine nächsten Erwerbungen lassen sich leicht aufzählen. Die englischen Politiker rechnen schon so sicher auf die ewigen Zänkereien der Festlandsmächte, dass sie ihre Ziele kaum mehr länger verhehlen. Nach der Wegnahme Egyptens sagte General Wolseley: „Bei Alexandrette sehen wir uns wieder!“ Es war offenbar Alexandrette als Ausgangspunkt für Besetzung und Einverleibung Kleinasiens, Syriens und der Euphratländer gemeint. Dasselbe hatte wohl d'Israeli im Sinne, wenn er in seinem „Tancred“ sagt: „Die Engländer brauchen einen neuen Matkt für ihren Kattun; sie werden nicht ruhen, bis nicht ganz Jerusalem Calico-Turbane tragen wird.“ Unter „Jerusalem“ wird man hier den Orient überhaupt zu verstehen haben. Noch deutlicher hat diese Absichten Englands der Abgeordnete Grant Duff bei den Verhandlungen des Unterhauses über den Berliner Vertrag ausgesprochen: „Die Convention Englands mit der Türkei, ohne Beispiel in der Geschichte, wird zunächst zu einem gleichen Abkommen mit Persien führen und später auf das ganze westliche Asien ausgedehnt.“ Hier liegen die Pläne der eng-

lischen Staatskunst klar vor uns. Die Convention mit der Türkei haben wir Nichtengländer schon halb vergessen. Die in der Convention enthaltene Verbürgung des kleinasiatischen Gebietes durch England hat die Türkei nicht vor mancherlei Unbill geschützt. Batum ist gegen die ausdrückliche Zusage Russlands in einen Kriegshafen verwandelt worden, im Schwarzen Meer wächst eine neue russische Flotte empor, Sebastopol erhebt sich aus seinen Trümmern und im Spätherbste 1894 hat England selbst auf Grund sehr dunkler „Armenian atrocities“ den Russen in Kleinasien vorgearbeitet. Die Convention hat sich daher für die Türkei als ziemlich werthlos erwiesen. Allein sie ist nicht ohne Werth, ja von hohem Werthe — für England, nämlich dann, wenn einmal zur Liquidation der Türkei geschritten werden sollte. Durch die „Convention“ hat England, nach seiner Auffassung, eine Hypothek erlangt und für gewisse Fälle seine Erbansprüche angemeldet. Heute erachtet es sich noch in keiner Weise für gebunden; seine Verpflichtung aus der Convention ist in Dunkel gehüllt und nur von seiner eigenen Interpretation abhängig. Wie in vielen anderen Fällen wartet England geduldig seine Zeit ab. Aber wenn der Tag gekommen ist, da die festländischen Mächte in wilden Kämpfen um ein paar Landfetzen am Rhein erschöpft sein werden, dann tritt England auf den Plan mit seiner Convention über die türkischen Länder in der Hand und, was mehr, ist mit geschonten Kräften, mit seiner ungeheuren Handelsmacht, die überall schon Verbindungen angeknüpft und Abhängige gewonnen hat, endlich mit seiner unvergleichlichen Finanzkraft, welche, wenn es sein muss, noch zwei oder drei Kriege zu führen vermag, zu einer Zeit, wenn schon in den anderen Ländern die modernen Riesenheere sich selbst aufzehrten, die Industrie stillstand, die Schiffe von der See verschwanden, die Capitalien in die neutralen Länder und besonders nach Grossbritannien geflüchtet sind, der Handel daniederliegt und der allgemeine Schrei der Völker nach Frieden die festländischen Regierungen zur Annahme aller Bedingungen Englands zwingen wird.

Auf die Scheidung der englischen Staatsmänner in franzosenfreundliche und deutschfreundliche ist dabei wenig zu geben. Der Franzosenfreund Charles Dilke erklärte in seinem

chauvinistischen Buche „Grösser-Britannien“, Egyptens Besitznahme als eine englische Nothwendigkeit. Nachdem dies jedoch geschehen war, beklagte er, dass Egypten das gute Verhältniss zwischen England und Frankreich trübe. Es ist dies dieselbe Taktik, nach welcher der vielgefeierte MacAulay in seinen Beschreibungen des Lebens von Clive und Hastings deren niedrige Künste und Unmoral verdonnert, dann aber entschuldigt und die Früchte sich gefallen lässt — Scheingefechte, wie sie im englischen Parlamente bei Gelegenheit der heillosen Beschiessung Kopenhagens und der Zerstörung der dänischen Flotte und bei vielen anderen Gelegenheiten geliefert wurden. Alle englischen Staatsmänner sind im Grunde — und darin sprechen wir ein grosses Lob aus — immer nur Englandfreundlich und dienen in ihren verschiedenen Rollen doch nur englischen Interessen. Darüber machen wir ihnen selbstverständlich keinen Vorwurf, nur wäre es an der Zeit, dass von den Staatsmännern des Festlandes jene Rollenvertheilung klar begriffen würde.

Wenn daher Lord Salisbury auf die Nachricht vom Abschlusse des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn im Jahre 1878 in die Worte ausbrach: „der Welt ist ein Heil widerfahren,“ so ist, unbeschadet der Sympathien Seiner Lordschaft, dieser Ausruf doch zunächst zu lesen: Gott sei Dank! Nun gehört Egypten den Engländern! Nun übernehmen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien die Vertheidigung der englischen Interessen im Orient, schwächen die Colonisationsarbeit und Industrie Frankreichs, geben Anlass oder Vorwand zu neuen Rüstungen Frankreichs und Russlands, ziehen die besten Truppen Russlands von Centralasien und den indisch-persisch-kleinasiatischen Grenzen nach Weichsel und Dnjepr, hemmen, in Voraussicht grosser Ereignisse im Westen Europas, die russische Politik in Afghanistan, in Tibet, Persien, Ostasien und am Balkan — und England freut sich selbstverständlich, dass es zu allen diesen Rüstungen, Anstrengungen, Steuern, Opfern der festländischen Völker keinen Penny zu zahlen hat. Es hat in den beiden feindlichen Heerlagern, in welche sich Europa zu theilen schien, freiwillige Söldner ohne Sold gefunden. In der Zwischenzeit fährt es fort, die ohnedem nicht mehr grosse Staatsschuld abzuzahlen, stärkt die Concurrenzkraft seiner Industrie bis zur Unüberwindlichkeit, setzt den Zins-

fuss des Capitales herab, erhöht die Arbeitslöhne, vermindert dadurch die sociale Gefahr, die auf dem Festlande wächst, und greift in fernen Welttheilen fast ungestört weiter um sich.

Es wird hier wahrlich nicht die Ansicht vertreten, das deutsch-österreichische Bündniss oder der Dreibund hätten alle diese ungünstigen Folgen für den Continent heraufbeschworen. Im Gegentheile haben jene Bündnisse noch viel Schlimmeres abgewendet. Aber wir sagen: die englische Politik nimmt sich vom Dreibund, was ihr passt. Es ist ihr ganz recht, dass die Franzosen „nur nach dem Loche in den Vogesen hinstarren“ und der russische Aufmarsch sich völlig von Asien hinweg gegen Europa gewendet hat, aber deshalb hütet sie sich doch, dem Dreibunde, welcher bewirkt hat, was die englischen Waffen nie vermocht hätten, irgend eine sichere Unterstützung zu leisten oder auch nur ein offenes gutes Wort zu geben. Die Hilfe des Dreibundes wird angenommen und genossen, aber weder anerkannt, noch bezahlt. Mit höchster Kaltblütigkeit erörtern die englischen Blätter die Aussicht der einen oder anderen Partei bei dem nächsten grossen Blutvergiessen. Sie werden sich vor dem Kriege für den einen oder anderen Theil begeistern, werden durch Zurufe die Streitenden anfeuern, werden nach Ausbruch des Krieges ganz objectiv ihre Kriegsberichterstatter in beide Lager senden. Die englische Industrie wird zu höchsten Preisen aber unparteiisch, beiden Theilen Waffen, Schiffe, Torpedos, Pulver, Stahl, Eisen, Maschinen, Leder, Zelte, Anlehen, kurz Alles liefern; passt es, so wird im Laufe des Krieges die englische Flotte erscheinen und in bekannter Weise gegen Häfen, Schiffe, Handel des einen Gegners losfahren und später vielleicht dasselbe dem anderen Gegner anthun. Vielleicht wird auch ein englisches Armeecorps ausgeschifft, welches mit bekannter Tapferkeit fechten wird — das Alles richtet sich nach den Umständen — aber sicher ist, dass am Ende des Krieges, wenn die Festlandsmächte sich genügend geschwächt haben, England mit geschonten Kräften und mit einigen kleineren Verbündeten an der Seite auf die Bühne tritt, um den Frieden so zu leiten, wie das englische Interesse fordert, so zwar, dass wiederum England den Löwenantheil davonträgt.

Demnach stehen Vorderasien, Persien, dann Syrien und Mesopotamien auf der grossen Liste der englischen Erwerbungen. Ferner in Ostasien die schon zweimal von den Engländern besetzte Insel Quelpart bei Korea, und im Stillen Meere zwischen dem Panama-Canal und Australien die Insel Kapa (Neu-Hebriden), um deren Ueberlassung sie Frankreich angingen. Gleichzeitig wird in Afrika mit aller Hast das begonnene Werk vollendet werden; die Wiedereroberung des Sudan, die Wegnahme der Delagoa-Bai, und die Eisenbahn von Capland nach Egypten mögen zunächst an die Reihe kommen. Um der Aufrichtung Bisertas durch die Franzosen ein Schach zu bieten, wird vielleicht Minorca besetzt, und zur völligen Beherrschung der östlichen Kammer des Mittelländischen Meeres und Egyptens mit dem Suezcanal Kreta genommen werden, welches, wenn es nicht so schwer zu regieren wäre, wahrscheinlich statt Cypern, schon Gegenstand des Berliner Friedens gewesen wäre. Das schroffe Auftreten Lord Palmerston's gegen Griechenland war schon durch die Absichten Englands auf Kreta und Egypten dictirt. Später erklärte Lord Aberdeen, Grossbritannien werde nie zugeben, dass Kreta in griechische Hand komme. Den Griechen ging es nicht besser wie den Oesterreichern, als deren Vormarsch gegen Salonik angekündigt war. Jede Annäherung einer europäischen Landmacht gegen die Gestade des östlichen Mittelmeeres wird als Angriff auf englische Interessen betrachtet. Ein Brand auf der Balkanhalbinsel mag solchen Zwecken trefflich dienen. Gladstone schlug falschen Lärm wegen Bulgarien und Dulcigno, um die Besitznahme von Egypten vorzubereiten. Der britische „liberale“ Staatsmann spielte Locke's schlauen Hund, welcher, wenn er sah, dass die gefüllte Schüssel von der einen Seite des Hauses herbeigebracht wurde, auf der andern Seite heftig zu bellen anfing, und wenn alle andern Hunde dorthin stürzten, sich eilig über die Schüssel hermachte. Nachdem durch den falschen Lärm auf der Balkanhalbinsel die Verhältnisse der nächstbetheiligten Grossmächte gehörig gereizt und verwirrt waren, während gleichzeitig hinter den Vogesen noch Hass und Rache lauerten und die Hauptconjunctur zu Gunsten Englands wendeten, griff endlich Gladstone zu und nahm Egypten, auf welches seit Langem, insbesondere jedoch seit dem Baue des Suezcanals, die englischen Absichten ge-

richtet waren. Nun, nachdem Egypten genommen ist, sollen die umliegenden Länder nachfolgen, um die unrechtmässige Erwerbung zu sichern. Dasselbe gilt, im Westen des Mittelmeeres, von Marokko. Zur Ergänzung der Wirkungs-Sphäre von Gibraltar wird die Erwerbung von Tanger und Umgebung als nothwendig bezeichnet.

Alle diese Erwerbungen, mögen sie bereits vollzogen sein oder später vollzogen werden, waren und sind zunächst die Folgen des Angriffes der Franzosen von 1870. Der einseitige Rachegedanke der Franzosen hat den Engländern schon unermessliche Vortheile, den Franzosen aber sicher keinen Dank von englischer Seite eingebracht. Die britische Politik geht also dahin, Deutschland durch Frankreich und Frankreich durch Deutschland in Schach zu halten, in ähnlicher Weise Oesterreich-Ungarn und Russland gegen einander auszuspielen und dazwischen, mit einigen minder mächtigen Verbündeten an der Seite, gemach den englischen Interessen nachzugehen. Es hofft, die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn durch Franzosen und Russen zurückzuhalten, später aber, wenn Franzosen und Russen ihre Schuldigkeit gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gethan haben, den Franzosen in Afrika vermittelst der Italiener in Tunis und den Russen vermittelst der Türken und Chinesen beizukommen, in solcher Weise dauernde Schutzwände für Egypten und Indien aufzurichten und die von Sir Dilke angekündigte Weltherrschaft vorzubereiten.

Hat England noch ein paar Jahrzehnte hindurch Zeit gehabt, seine Macht in allen Welttheilen mit der seit 1870 und besonders seit 1878 eingetretenen Schnelligkeit zu erweitern und zu befestigen, so wird es keiner kriegerischen Eroberungen mehr bedürfen, um die kleineren europäischen Mächte, wie Portugal und die Niederlande mit ihren werthvollen Siedelungen, sowie Norwegen mit seinen sinnlosen oder bezahlten Agitatoren in Abhängigkeit zu bringen. Diese Länder würden dann von selbst als Trabanten um die britische Sonne kreisen.

Die Unterlage für diese glänzenden Erwartungen ist, wie gesagt, nicht entfernt der Besitz der entsprechenden eigenen Wehrmacht, sondern lediglich die gegenseitige Neutralisirung der anderen Mächte. Bedürfte dieser Satz nach

all' dem Vorausgeschickten noch eines besonderen Beweises, so braucht nur auf die tödtliche Gefahr hingewiesen zu werden, die für Grossbritanniens Handel und Industrie und insbesondere für den Handel mit Lebensmitteln, also für die Ernährung des Landes, durch die modernen schnellfahrenden Dampfcaper entspringt.

Nach englischen Berichten hat in den Seekriegen mit Napoleon I., obwohl die französische Kriegsflotte vernichtet und Napoleon durch stete Festlandskriege fast ausschliesslich in Anspruch genommen war, dennoch die englische Handelsflotte durch französische Caperschiffe etwa 10 Percent ihres schwimmenden Gutes eingebüsst, so dass die Versicherungsprämie einer Besteuerung der Fracht mit 5 Percent des Werthes gleichkam. Nun belief sich zu jener Zeit der Werth der Ausfuhr und Einfuhr Grossbritanniens auf 32 Millionen Pfund, im Jahre 1892 dagegen auf 715 Millionen Pfund. Eine fünfpercentige Steuer auf den Verkehr als Versicherungsprämie gelegt, würde einen Betrag von 36 Millionen Pfund zu Ungunsten Englands ausmachen, und es wäre dadurch etwa der vierte Theil des Gesammtgewinnes, welchen England durch sein Schiffsgewerbe macht, in Verlust gerathen, während die anderen seefahrenden Mächte im gleichen Masse im Wettbewerb gestärkt würden. Weit schlimmer jedoch würde noch die der Rückwirkung auf die englische Industrie mit ihre Anschaffungen aus aller Welt und ihre Sendungen in alle Welt sein.

Man weiss, wie gefahrvoll im Jahre 1863 die Zustände in der Baumwollgrafschaft Lancashire geworden sind, als während des nordamerikanischen Bürgerkrieges die Zufuhren von Baumwolle aus den Vereinigten Staaten ausblieben. Obwohl damals die Lieferungen dieses Artikels aus Ostindien, Egypten und Südamerika ungestört waren, ja, durch die erhöhten Preise gelockt, in verstärkter Menge nach England gelangten, mussten doch zahlreiche Fabriken in Manchester und Umgebung stillstehen, wurden Hunderttausende von Arbeitern brodlos und fielen der Wohlthätigkeit anheim, und das Alles infolge Ausbleibens eines Theiles des nöthigen Rohstoffes nur während kurzer Zeit und in einem einzigen Zweige. Seitdem hat Englands Industrie noch mächtig zugenommen, ist die Theilung der Arbeit zwischen England und der übrigen

Welt noch gewaltig fortgeschritten. Englands Weizenfelder liegen in den Vereinigten Staaten, in Russland und Indien. Seine Wälder sind in Finnland, Norwegen und den Tropen, seine Viehhöfe findet man in Australien, seine Schlächtereien in Chicago. Und so weiter. Nur ein Drittheil bis Viertheil des ungeheueren Bedarfes an Nährmitteln, welche das englische Volk braucht, werden im Inland erzeugt, das Uebrige von Aussen zugeführt.

Man denke nun, was geschähe, wenn einmal die Heerstrasse, auf welcher täglich, ja stündlich die englischen Schiffe aus allen Weltgegenden schwerbeladen gegen England ziehen, von Feinden, wir wollen nicht sagen gesperrt, sondern nur beunruhigt würde!

Die fünf Caper, welche im nordamerikanischen Bürgerkriege von 1861 die Südstaaten aufzutreiben vermochten, haben genügt, den Handel der Nordstaaten in seinen Grundfesten zu erschüttern. Die „Alabama“ vernichtete in den letzten drei Monaten des Jahres 1862 nicht weniger als 28 grosse Handelsschiffe. Der Caper „Tallahassee“ zählte in 11 Tagen 15 Prisen. Vergebens sandte der Marine-Minister der Nordstaaten nacheinander 12 Schiffe zur Verfolgung des „Tallahassee“ aus; er entschlüpfte allen und lief, nachdem er noch 35 Schiffe weggenommen, wohlbehalten in einen Hafen der Südstaaten ein. Die Wirkung dieser fünf kleinen Caper war, dass die Versicherungsprämien der nordstaatlichen Schiffe eine ausserordentliche Höhe erreichten, eine Höhe, welche die Concurrenz dieser Schiffe mit der Marine der anderen Länder unmöglich machte, so zwar, dass sich schliesslich die Union-Schiffe zur Entnationalisirung und zur Schiffahrt unter fremder Flagge gezwungen sahen. Nun sind aber die Handelsschiffe Englands viel zahlreicher, als die der Union, und, was die Hauptsache, sie bergen nicht blos Handelsgüter, sondern vor Allem Nährmittel, ohne deren rechtzeitige und sichere Ankunft das Leben Englands bedroht wäre! Das Bild der Verwirrung, der Aufspeicherung, des Hinaufspringens aller Preise, des Schreckens, der socialen Noth, der Aufstände, die dann entstehen würden, kann sich Jeder leicht ausmalen. Wenn im Jahre 1878, als ein Krieg zwischen Grossbritannien und Russland drohte, ersteres einlenkte, so irrt man nicht, wenn man die Ursache davon in der thatkräftigen Ausrüstung von

Kreuzern von Seiten Russlands erblickt. Hier liegt die Achillesferse des Riesen. Weniger der Torpedo, wie man glaubte, sondern der Schnelldampfer bedroht die Seeherrschaft Grossbritanniens und damit auch die weltgebietende Stellung des Landes. In dieser Thatsache läge ein starker Grund für England, seine Ländergier und seine auf der ganzen Erde hervortretenden Ansprüche zu mässigen.

* * *

Diese Verhältnisse sind den englischen Politikern natürlich nicht unbekannt. Sie verhehlen sich auch nicht die viele, von England heraufbeschworene Abneigung. „Ausser den Chinesen," so äusserte sich im December 1893 Sir Charles Dilke, „ist keine Macht so unbeliebt als die englische" (sollte heissen: „ist keine Politik so verhasst"). Sir Lepel Griffin meinte sogar: „der Hass der Franzosen gegen Deutschland ist gering im Vergleich zu dem Hass, den die Franzosen gegen England empfinden." Die englischen Staatsmänner sehen das in Waffen starrende Festland, und wenn sie dann das verhältnissmässig wenig bewehrte Grossbritannien mit seinem vielfach auf Kosten des Festlandes erworbenen Reichthum und seinen über die Erde verbreiteten Besitzungen, die einst zumeist in der Hand anderer Völker waren, vergleichen, so können sie sich besorgter Anwandlungen nicht entschlagen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass der Gedanke einer engeren Vereinigung aller britischen Besitzungen zu einem wirklichen, schärfer zusammengefassten Reiche rasch Boden gefasst hat. Es leben ausserhalb Grossbritannien mehr wie 15 Millionen Engländer, deren Zahl sich rasch vermehrt. Wenn nun diese mit dem Mutterlande und dessen weltumfassenden Besitzungen sich einigen, so würde die Macht beider Theile auf eine festere Grundlage gestellt und ein Reich von 21 Millionen Geviertkilometer mit 350 Millionen Menschen gebildet werden. Von zwei Seiten, von der politisch-militärischen wie von der wirthschaftlichen, ward dies Ziel in's Auge gefasst. Geistreiche und thätige Führer traten an die Spitze der Bewegung. Aber auch die Schwierigkeiten zeigten sich ungemein gross. In erster Reihe scheiterte der „Kriegsverein." Warum sollten die Ansiedlungen Kosten aufbringen, die bisher vom Mutterlande getragen wurden? Sollen und müssen sie, wenn bedroht, eine Heeresmacht haben, so

möge dies lieber eine örtliche (australische oder canadische u. s. w.) sein. Daran aber hatte wieder das Mutterland geringes Interesse. So kam man mehr und mehr zu dem Gedanken eines britischen „Zollverein“ als Grundlage des Weltreiches. *) Die United Empire Trade League gewann alsbald über 5000 Mitglieder, worunter 300 Mitglieder des englischen Parlaments und der anderen gesetzgebenden Versammlungen des Reiches. Ihre Ziele sind: Aufgeben des bisherigen Freihandelssystems (free trade) und Uebergang zum sogenannten „gerechten Handel“ (fair trade); Freihandel zwischen Mutterland und Tochterländern, dagegen differentiell ungünstigere Behandlung des Handels der nichtenglischen Welt mit der englischen Welt; demnach Kündigung aller die Meistbegünstigungsclausel enthaltenden Zoll- und Handelsverträge. Schon im Jahre 1881 äusserte in diesem Sinne Staveley Hill: „Wir sollten unser Getreide, unsere Brotfrüchte und Alles, was in den verschiedenen Colonialklimaten gedeiht, nur von unseren Colonien beziehen, und sie sollen ausschliesslich von England, ihrem Mutterlande, ihren ganzen Bedarf an Industriewaaren decken.“ Sir Julius Vogel, früher erster Minister von Neuseeland, legte dar: „Im Jahre 1891 habe England Waaren für 435 Millionen Pfund eingeführt; davon nur 99 Millionen aus seinen Ansiedlungen, der Rest mit 336 Millionen vom Auslande. Umgekehrt seien von der 309 Millionen Pfund betragenden Ausfuhr 93 Millionen nach den Colonien gegangen, der Rest nach dem Auslande. Würde nun England, statt der 99 Millionen seiner Einfuhr, vielmehr 336 Millionen aus den Ansiedlungen beziehen, so könnten diese fast Englands ganze Ausfuhr aufnehmen und es wäre beiden Theilen geholfen.“ Die Thatsache, dass in den letzten Jahren kleinere Beträge fremder (deutscher und französischer, auch österreichischer und belgischer) Waaren vermittelst nichtenglischer Dampferverbindungen in den englischen Ansiedlungen Eingang fanden, hat nicht wenig zur Verbreitung der Bestrebungen der United Empire Trade League beigetragen.

Während Gladstone nur den „Kriegsverein“ billigte, dagegen dem „Zollverein“ feindlich gegenüberstand, haben

*) Dr. C. J. Fuchs, die Handelspolitik Englands und seiner Colonien, Leipzig, Duncker und Humblot, 1893. S. 157 ff.

sich Lord Salisbury und Lord Roseberry dem Gedankenkreis der Liga sehr genähert. Der Marquis of Lorne, Schwager des Prinzen von Wales, hat sich dafür ausgesprochen, Roseberry war sogar bis zu seinem Eintritt in das Ministerium im Jahre 1892 Obmann des Vereines und Seele der Bewegung. In einer rasch berühmt gewordenen, zu Hastings am 18. Mai 1892 gehaltenen Rede, sagte Lord Salisbury: „Vor 40 oder 50 Jahren glaubte Jedermann (?), dass der Freihandel die Welt erobert habe und man prophezeite, dass alle Nationen dem Beispiel Englands folgen werden. . . In diesem grossen Kampfe hat Grossbritannien sich der Waffen und der Rüstung entledigt, durch die der Kampf auszufechten ist. In dieser Welt des Uebels und des Leidens kann man aber auf diese Art nicht fortkommen. Wenn man kämpft, muss man dieselben Waffen benützen, die dem Gegner zu Gebote stehen. . . Wenn Ihr also in diesem Kampfe Euch behaupten wollt, so müsst Ihr vorbereitet sein, den Völkern, die Euch verletzen, jene Strafe aufzuerlegen, die in Eurer Hand ist, indem Ihr ihnen den Zutritt zu Euern Märkten verweigert." Das war in bester Form ein Absagebrief an den Freihandel und der Uebertritt zu „fair trade".

Allein ungeachtet des starken, zu Anfang in diesen Bestrebungen liegenden Zuges, sind sie doch bis jetzt noch weit von ihrer Verwirklichung geblieben. Der Wegfall der Zölle zwischen Mutterland und Ansiedlungen würde die Budgets beider, besonders aber der Colonien, zerrütten. Repressalien aller auswärtigen Länder, nach welchen jetzt die englische Industrie ihre Erzeugnisse absetzt, würden nicht ausbleiben. Das Entscheidende ist aber, dass die immer mehr zur Herrschaft gelangende Arbeiterbevölkerung sowohl Englands wie der Colonien den sogenannten „fair trade" kaum dulden würde, da derselbe einerseits im Mutterlande die Vertheuerung ihrer Lebenshaltung (wenn nämlich die amerikanischen Nährmittel ausgeschlossen würden), und andererseits in den Ansiedlungen (wenn nämlich die englischen Fabricate zollfrei in den Ansiedlungen zugelassen würden), die Zerstörung der dort rasch aufwachsenden und durch Zölle bis zu 25 Percent des Werthes geschützten Industrie herbeiführen müsste.

Besonders trat bei dieser Frage eines englischen Zollvereines das grosse Canada hervor, ein Land von 8 Millionen

Geviertkilometer, mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, mit gesundem nordischen Klima, zwischen zwei Meeren gelegen, mit mächtigen Strömen und Seen, mit weiten, kaum erschlossenen Fruchtebenen — ein zweites Nordamerika. Der Lorenzo-Strom ist jetzt schon canalisirt; wenn nach einigen Jahren das Eisenbahnsystem ausgebaut ist, wird Canada (nach Perrault) 100 Millionen Hektaren fruchtbaren Landes anbauen und den Weizen zu 10 Francs den Hektoliter nach Europa liefern können. Allein die Bevölkerung des Landes ist nicht einig und die Absatzverhältnisse sind schwierig. Es leben im westlichen Canada noch Franzosen, Nordfranzosen germanischer Abkunft mit etwas indianischem Blut gemischt, eine starke Rasse, aus welcher die berühmten „Waldläufer" hervorgingen. Diese Bevölkerung verschmilzt nicht mit den Engländern, ja ist feindseligen Regungen nicht unzugänglich. Der unlängst von einigen jungen Milizofficieren gemachte Versuch, die Bildsäule Nelson's in die Luft zu sprengen, gibt denn doch zu denken. Die französischen Canadier befolgen meist eine eigene Politik, welche für jetzt dem Anschlusse an die Vereinigten Staaten günstig ist. Nach dem letzteren neigen auch im Ganzen die wirthschaftlichen Verhältnisse. Andererseits hat England diesem grossen Gebiete besondere Fürsorge und reiche Mittel zugewendet, und insbesondere die gewaltige Querbahn nach dem Stillen Meere thatkräftig gefördert. Allein Canada hat seine eigenen Interessen. Nach englischer Auffassung wäre die Imperial federation hauptsächlich am Widerstande Canadas gescheitert.

Indess ist der Gedanke keineswegs fallen gelassen. Das „Imperial Institute", ein prächtiges Gebäude, ward vom Prinzen von Wales in Gegenwart von indischen und australischen Truppen am 10. Mai 1893 feierlich eröffnet. Man agitirt für ein einheitliches Pennyporto für jeden Brief innerhalb des Reiches, und ein wirthschaftliches Blatt („Statist") hat — echt englisch — einen Preis von tausend Guineen für den besten Plan, wie der Zollverein zu verwirklichen wäre, ausgeschrieben. Den grössten Schritt nach Greater Britain zu hat jedoch die englische Regierung mit dem neuen Zolltarif für Indien gethan.

Am 10. März 1894 hat nämlich der Generalgouverneur von Indien, offenbar auf Geheiss von London, das Zollwesen

Indiens neu geordnet. Sehr auffällig für ein Freihandelsland ist die besondere Sorgfalt, wodurch, vermittelst der streng vorgeschriebenen Handelsmarken und Ursprungsangaben, die nicht-englische nach Indien bestimmte Waare ausgeschieden und möglicherweise für spätere differentielle Behandlung gleichsam vorbereitet wird. Diese letztere Richtung ist übrigens, wenn auch nicht im Wortlaute, doch im Geiste des Zolltarifes selbst enthalten. Die ganze Classe Baumwollgarne und Baumwollwaaren kommt im Tarife überhaupt nicht vor, das heisst: diejenige Waarenclasse, an deren Belastung mit Zöllen die indische Industrie das grösste Interesse hätte, tritt frei nach Indien ein, und sie befindet sich auch deshalb auf der Freiliste, weil Grossbritannien in diesem Artikel kein ernstliches Mitwerben der anderen Völker besorgt.

Die europäische Presse hat dem „Indischen Tarifgesetze von 1894“ nur ein geringes Interesse entgegengebracht. Nichtsdestoweniger liegt hier der Krystallisationspunkt zu einem gesammt-englischen Zollvereine.

Der Grundgedanke des Greater Britain ist hierdurch anerkannt. Allerdings sind die englischen Colonien nicht „Besitzungen“ wie Indien, sondern zum Theil sehr eigenartige und selbstständige Individualitäten. Allein Niemand kann voraussagen, wie stark der Gedanke der Gemeinschaft auflodert, wenn günstige Luftströmungen die Flamme entfachen.

Immerhin stehen sowohl „Zollverein“ wie „Kriegsverein“ noch nicht unmittelbar vor ihrer Verwirklichung. Es haben daher die leitenden Classen Grossbritanniens nicht unterlassen, für den Fall der Gefahr nach andern, nicht-englischen Verbindungen und Allianzen auszublicken.

Bei der ungeheueren Wichtigkeit, welche Grossbritannien nach Stellung, Reichthum und Macht in der Weltpolitik zukommt, muss man auf dem Festlande mit grösster Sorgfalt allen in England zutage tretenden Strömungen folgen.

Da fällt es nun auf, dass gerade der Dreibund, von dem man manchen Ortes annimmt, dass er mit Grossbritannien auf dem Fusse, wenn nicht eines Bündnisses, doch einer Annäherung und Verständigung stehe, seitens der öffentlichen Stimmen Englands fast am wenigsten als

Freund genannt wird. Und nicht zum wenigsten gilt dies von dem Stifter des Dreibundes, dem Deutschen Reiche.

Eine Zeitlang nach 1871 war dies anders. Der Verfasser der „Schlacht bei Dorking“ (Chesney?) schloss seine Abhandlung mit den Worten: „Erst als es zu spät war, wurde uns klar: wir hätten ebenso stark als Landmacht sein müssen, wie wir es als Seemacht waren, oder hätten andernfalls uns mit der stärksten Landmacht .... — es ist Deutschland gemeint — zu Schutz und Trutz verbinden und mit ihr gemeinsam unsere Interessen in der Welt vertreten sollen.“ Allein als die colonialen Zänkereien mit Deutschland kamen, die Industrie im Deutschen Reiche sich mächtig hob und überdies die ganz einseitige und doch nicht losschlagende Politik Frankreichs die Hemmung Deutschlands dauernd übernahm, glaubte man sich in England wieder dem alten Egoismus gegen alle Welt, darunter besonders Deutschland, überlassen zu dürfen.

Nur ganz vereinzelte Stimmen in England reden noch vom Dreibunde. So der unter dem Namen „Nauticus“ in der englischen politischen Schriftkunde oft genannte (ausländische) Seemann. Nicht minder hat Admiral Maxse in der „National Review“ vom November 1893 in der Meinung, es könne die französisch-russische Annäherung leicht eine Wendung gegen Grossbritannien nehmen, einen Fünfbund befürwortet. Er empfiehlt den Zutritt Englands und der Türkei zum Dreibund, in welchem Falle auch Rumänien, Bulgarien und Schweden dieser Vereinigung nicht fern bleiben würden. Dann müsse Frankreich die selbstgeschaffene Lage hinnehmen und die Orientpläne Russlands wären vereitelt. Wenn aber der Admiral hinzufügt: „ein solcher Bund würde den Frieden in Europa sichern“, so ist er zwar mit diesem Ausspruche vollkommen im Rechte, allein er hat gerade auch das genannt, was England vielleicht nicht will.

Die zwei in England lebenden Seelen kommen dabei in Betracht. Der grossen Anzahl der einfachen, mannhaften und wohldenkenden Engländer wäre ein solcher Bund im Ganzen sympathisch. Allein die hinterhaltige, das Aufkommen einer fremden Concurrenz in Handel und Industrie über Alles fürchtende, von dem Hass auf dem Festlande innig erbaute und denselben gerne befördernde zweite Seele Englands, die

Krämerseele, welcher sich leider, nachdem sie durch die Erfolge von mehr als zwei Jahrhunderten stark geworden, so viele Politiker dienstbar gemacht haben, duldet keine solche so natürliche und längst gebotene Vereinigung.

Aber, von werthlosen Artigkeiten abgesehen, wird auch Frankreichs als Verbündeten fast keine Erwähnung gethan. Die Zeiten der „herzlichen Verständigung“ sind längst dahin. Wenn Deutschland mehr als Industrieland von den Engländern gefürchtet ist, so dagegen Frankreich als Seemacht und Colonialmacht. Aber weder mit Deutschland, noch mit Frankreich glaubt England rechnen zu müssen, da sie sich ja, ohne dass man ihnen gute Worte zu geben hat, gegenseitig niederhalten und zum Vortheile Englands ihre Macht aufheben. Sie thun ja ihren Dienst für England freiwillig! Warum sie demnach als Bundesgenossen aufnehmen, die man doch in der einen oder anderen Weise „bezahlen“ müsste?

Etwas grössere Beachtung wendet sich den Russen zu. Im November 1893 empfahl die „Pall Mall Gazette“ ein Compromiss mit dem Czaren: „Wir könnten die türkischen Batterien in die Luft sprengen und die Dardanellen, den Bosporus und das Schwarze Meer der ganzen Welt öffnen.“ Abdul Hamid werde nach Brussa fliehen, bis der dann unvermeidliche Aufstand der Araber das osmanische Chalifat zerstören würde. Man sieht hier die „Vielseitigkeit“ der englischen Politiker. Auch Sir Charles Dilke, sonst angeblich ein Freund Frankreichs, steht dem Gedanken einer Theilung der Weltherrschaft zwischen England und Russland nicht ferne. Allein so katastrophal denkt man in England noch lange nicht. Man gibt dem jugendlichen Regenten Russlands gute Worte und glaubt, wenn man nur Russland für sich hat, auch Frankreichs sicher zu sein. Hat man aber von Frankreich nichts zu fürchten, so schlägt man dem Dreibund ein Schnippchen.

Dazwischen blitzt dann freilich der Gedanke auf, es könnten die Mächte des Festlandes einmal des englischen Spieles müde werden, könnten ihre kleinlichen Streitigkeiten einmal an den Nagel hängen und, vereinigt, den ihren Bürgern und Arbeitern gebührenden Antheil an Welthandel, Weltindustrie, Weltmacht und Reichthum für sich in Anspruch nehmen. Bei solchen Stimmungen ist dann freilich den Eng-

ländern der russisch-französische Bund äusserst zuwider, und die Besorgniss bricht durch, es könne den Oesterreichern „das Wachestehen für England am Lim“ (wie einst Lord Beaconsfield sich ausdrückte), sowie dem Dreibund im Allgemeinen das Wachestehen gegen Russland einmal lästig werden. Für den englischen Gedankenkreis bezeichnend ist ein Aufsatz von E. B. Lanin in der „Fortnightly“ (Jänner 1894) mit der Aufschrift „Der Dreibund in Gefahr; eine Warnung für England“: Die europäische Vorherrschaft sei endgiltig vom Dreibund auf Frankreich und Russland übergegangen. Die Gefahr für den Dreibund liege in seinem schwächsten und doch so wichtigen Gliede, Italien, welches jeden Augenblick abfallen und in ein anderes Bündniss eintreten kann. Italien habe „kein Geld, keinen Credit, kein Vertrauen“. Oesterreich schwanke dem allgemeinen Stimmrecht entgegen, das, wenn es zur Ausführung kommt, das Ende der dualistischen Monarchie und des Dreibundes bedeutet. Deutschlands Finanzen lägen auf ungesunder Grundlage, und innere Schwierigkeiten, vermehrt durch einen französisch gesinnten Papst, nehmen all' seine Thatkraft in Anspruch. Der einzige Ausweg für den Dreibund sei: die britischen Interessen den gierigen Wünschen Frankreichs und Russlands zu opfern, das aber bedeute einen europäischen Bund gegen Grossbritannien. Ein ähnliches „düsteres Gesichte“ schwebt Herrn F. Greenwood vor, wenn er in der „Contemporary Review“ (September 1894) schreibt: „Deutschland treibt unvermeidlich einer Annäherung an Frankreich oder Russland entgegen oder möglicherweise an beide. Das Ziel wird sein: ein entschlossener Angriff auf England durch Russland und Frankreich in Gegenden, die weit von Charing Cross entfernt sind (es sind wohl Ostasien, Indien und Egypten gemeint) unter gefälliger Zustimmung der deutschen Mächte.“ Ein solches Ereigniss ist wohl noch weit entfernt, aber, Hand auf's Herz, wenn es eintreten sollte, wer trägt daran die Schuld, als die hinterhältige, doppelzüngige, nie aufrichtige englische Diplomatie, welche immer schon im Verbündeten den künftigen Feind erblickt, und in alle Ewigkeit Alle zu foppen hofft?

Bei diesen Stimmungen in Europa, die sich schon seit Langem vorbereiten, da sie auf der Natur der Dinge beruhen, richtet sich seit einigen Jahren und — wenigstens von

englischer Seite — mit stets wachsendem Eifer die Hoffnung zahlreicher Engländer auf ein Bündniss mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Staatsmänner wie Lord Roseberry, Parlamentarier wie Bright, hervorragende politische Schriftsteller wie W. T. Stead haben in England diesem Gedanken ihre Neigung zugewendet. „In den letzten hundert Jahren haben sich Grossbritannien und die Vereinigten Staaten von einander entfernt, aber von dem Alabama-Schiedsspruch an beginnt das Wiederfinden. Sie entdecken, dass Vieles, was sie für tödtliche Beleidigung hielten, nur lächerliche Missverständnisse waren.“ (Stead). Hr. A. Carnegie, der grosse amerikanische Eisengewerke, ein geborener Schotte, sprach von einer „Begleichung des Verbrechens, das Georg III. begangen.“ Er meint, obwohl getrennt durch Politik, seien beide Länder einig in Sprache, Schriftthum, Recht, Sitte und religiösen Gedanken, und er wagt die Voraussagung: „So gewiss die Sonne einst auf ein einheitliches England-Amerika schien, so gewiss wird sie einst auf ein wiedervereinigtes ihre Strahlen herabsenden.“ Er wird wahrhaft pathetisch, wenn er der regierenden Familie Englands sogar den Verzicht auf den Thron zumuthet, indem er sagt: „Noch niemals, so lange es eine Geschichte gibt, lag in der Macht einer einzigen Person ein so grosser Entschluss, eine so klare Möglichkeit, die Welt umzugestalten und sich einzuschreiben in die Tafeln der Wenigen, die nicht geboren werden, um zu sterben! Alle Heiligen im Kalender würden willig der heiligen Victoria Platz machen, wollte sie diesen beglückenden Entschluss fassen. Victoria und Washington wären dann die Schutzpatrone der englisch-sprechenden Völker.“ Es steht dahin, ob die Engländer geneigt sind, dem heissblütigen Sprecher auf diese weltgeschichtliche Höhe zu folgen.

Weit nüchterner fasst ein anderer Bürger der Vereinigten Staaten, Mr. Procter, die Sache auf. Er äussert im „Forum“ (November 1893) folgende beachtenswerthe Worte: „Zwischen England und den Vereinigten Staaten besteht eine zunehmende Gemeinschaft von Interessen in Verkehr und gesellschaftlichen Beziehungen. Ist nun die Erwartung unvernünftig, dass diese Interessen zu einer Vereinigung aller englisch-redenden Völker führen, welche der Welt Friede und Wohlstand bringen wird? Während das europäische Fest-

land ein Feldlager ist und Millionen Männer in der Blüthe ihres Alters der schaffenden Arbeit entzogen werden, um gegen eingebildete Uebel zu schützen oder um kleine und fragwürdige Vortheile zu erhaschen; und während die wirkenden Kräfte der Völker durch Bevormundung aller Art niedergehalten werden, mögen die angelsächsischen Stämme, wenn sie sich einmal vereinigen, in eine Zeit von beispiellosem Wohlbefinden eintreten — sie, welche die schönsten und ergiebigsten Länder besitzen, die Meere beherrschen, von der Kohle der Welt 90 Percent erzeugen, von Eisen und Stahl fast 70 Percent, von Baumwolle 94, von Zinn 80, von Gold 67, von Silber 48, von Wolle 50, von Weizen 36 hervorbringen und über die kürzesten Heerstrassen des Welthandels verfügen!"

Herr Stead in der „Review of Reviews" würde sogar Canada als Morgengabe für eine solche Union opfern. Und in der That bildet Canada — wie es jetzt ist — ebenso gut einen Stein des Anstosses, welcher die beiden englisch-redenden Völker entzweit, als es — eben aus Sorge vor Entzweiung — ein stetes Motiv zu ihrer Vereinigung abgibt. Käme eine solche Union zu Stande, so würden die beständigen Streitigkeiten wegen der nordamerikanischen Einwanderung nach Canada, wegen der wichtigen Fischereien bei Neufundland und der Behringstrasse u. s. w. aus der Welt geschafft.

Man kann daher völlig begreifen, wenn Lord Randolph Churchill diese neue Politik Englands einmal zusammenfasste in die Worte: „In zukünftigen Ereignissen, bei denen möglicherweise einige europäische Mächte vernichtet werden, sollte England in den Vereinigten Staaten seinen besten und zuverlässigsten Bundesgenossen finden."

Dass England gut dabei fahren würde, ist zweifellos. Es gewänne in der Union einen gewaltigen Rückhalt. In erster Reihe wäre für seine Ernährung gesorgt und die letztere auch im Kriegsfalle Englands mit einem europäischen Staate weit besser gesichert. Sodann hofft England für seine Industrie ein mächtiges Absatzgebiet in der Union festzuhalten; endlich würden in allen internationalen Fragen Grossbritannien und Nordamerika, dass neue „Grösst-Britannien", wenn geeinigt, wohl für lange das entscheidende Wort reden.

Welche Vortheile dagegen ein englisch-redender Bund den Vereinigten Staaten bringen sollte, ist nicht so leicht einzusehen. Ja, Canada würden sie als Morgengabe annehmen. Dagegen alle ihre anderen Ziele hoffen sie auch ohne England, ja zum Theil gegen England, zu erreichen. Und ihre Zufuhr von Nährstoffen nach Grossbritannien gedenken sie dennoch ungeschädigt zu erhalten, freilich nur auf amerikanischen Schiffen.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass Engländer und Amerikaner immerhin viel zu vergessen hätten. Abgesehen von den alten, auf Unterdrückung der amerikanischen Industrie gerichteten Versuchen Englands, die endlich zum Aufstand und zur Befreiung trieben, müsste insbesondere die Erinnerung an die Unterstützung der Südstaaten im Sclavenkriege von 1862—1865 aus den Herzen der Amerikaner verschwinden. Damals sagte Lord J. Russel: „Der Norden der Vereinigten Staaten kämpft bloss für Herrschaft, der Süden für Unabhängigkeit; nichts Schlimmeres könnte für den menschlichen Fortschritt . . . geschehen, als wenn der Norden die Oberhand gewänne.“ Gladstone rühmte gleichzeitig von Jefferson Davis: „er habe ein Heer und eine Flotte geschaffen und stehe jetzt im Begriffe, eine Nation zu gründen.“ Schwerer noch als diese Erinnerungen, werden die thatsächlichen Verhältnisse von Industrie und Handel in die Wagschale fallen. Hat Grossbritannien der Einfuhr amerikanischer Nährstoffe seine eigene Landwirthschaft zum grossen Theile geopfert, so werden die Vereinigten Staaten nicht entfernt das Gleiche thun mit ihrer Industrie. Kein Gedanke, dass sie ihr Hochschutzzollsystem zu Gunsten Englands aufgeben werden. Und ist nicht Greater Britain in letzter Linie gegen die Vereinigten Staaten gerichtet, deren Zufuhren nach Grossbritannien dann zu Gunsten von Canada, Australien und Indien mit Differentialzöllen belastet würden? So scheint es, dass „Grösser-Britannien“ der Feind „Grösst-Britanniens“ ist, und beide Ziele sich vielleicht dialectisch, aber nicht thatsächlich vereinigen lassen.

Sollte dennoch der Weg zur Einigung von England und den Vereinigten Staaten sich finden, so muss anerkannt werden, dass ein stärkerer Schritt zur Vereinigung der Völker der Welt noch nicht geschehen ist. Wie einst die

deutschen Kaiser im Bunde mit Rom, wohl oder übel, ein Jahrtausend lang Band und Moderator zwischen den europäischen Völkern waren, so würden dann auf grösserem Raume und mit enorm gesteigerten Mitteln die englisch-sprechenden Völker das Weltimperium antreten! Und wenn auch der Quäker J. Bright vor einem Jahrzehnt, als die demokratische Partei bei den Wahlen gesiegt hatte, aufjubelte: „Die Vereinigten Staaten haben in diesen Tagen die Monopolisten und Schutzzöllner zu Boden geworfen, und es wird daraus grosser Segen für Amerika entstehen, nicht minder grosser Segen auch für uns; wenn England und Amerika den Grundsatz der freien Industrie vollständig angenommen haben, so werden sie vereinigt die Monopolisten der ganzen Welt niedertreten“, so wollen wir uns durch dieses krämerhafte Satyrspiel, auf welches bekanntlich der amerikanische McKinley-Tarif die Antwort gegeben hat, den Ausblick auf einen grossen Gedanken nicht verkümmern lassen. Gewiss haben die englischsprechenden Völker, dank ihrer glücklicheren Geschichte, vor den anderen Völkern jetzt manche werthvolle politische Eigenschaft voraus, und indem sie, trotz des vielen Anlasses zu Streit zwischen ihnen, bisher den Frieden gewahrt und (im Alabama-Falle) den Gedanken eines internationalen Schiedsgerichtes praktisch durchführten und später auch grundsätzlich anerkannt, haben sie der übrigen Welt ein grosses Beispiel gegeben. Jeder Wohldenkende wird ihren Bestrebungen nach Verständigung mit Beifall und Spannung gegenüberstehen.

Gleichwohl glauben wir nicht an eine dauernde oder an eine weiter fortschreitende Einigung der beiden grossen angelsächsischen Staaten, die nicht blos Landsleute, sondern auch Rivalen und Wettbewerber grössten Styles sind. Vielmehr denken wir, es werde sich England früher oder später überzeugen, dass es, ungeachtet aller gegentheiligen Behauptungen, doch nicht aufgehört hat, eine europäische Macht zu sein, dass es nicht ungestraft den Boden, aus welchem es erwuchs, verlassen darf, vielmehr wohl oder übel seinen Antheil an den Pflichten und Lasten Europas auf sich nehmen muss.

Einstweilen besteht in England nicht diese Ueberzeugung. Bauend auf die Zwistigkeiten in Europa und besonders auf den Rachegedanken Frankreichs gegen Deutschland, erblicken die leitenden Staatsmänner Englands noch keine Nothwendigkeit,

der europäischen Gemeinschaft oder irgend einem Festlandsstaate bundesgemässe Zugeständnisse zu machen.

Aber dass die Lage so ist und nicht anders, das wird allmälig auch von den Völkern des Festlandes erkannt, und aus dieser Erkenntniss wird früher oder später ein Umschwung in den internationalen Verhältnissen des Festlandes mit Nothwendigkeit hervorgehen.

* * *

Bei Darstellung der Handelspolitik der europäischen Hauptländer sowie der nordamerikanischen Union, die im Früheren versucht ward, ist auch die Handelspolitik der mitteleuropäischen Mächte bereits in ihren Umrissen zum Ausdrucke gelangt. Und wenn es noch eines Beweises bedürfte für den wiederholt ausgesprochenen Satz, dass die Politik der Neuzeit, insbesondere wegen ihrer socialen Strömungen, immer mehr zur Handelspolitik wird, so ist dieser Beweis auch dadurch gegeben, dass dieselben Staaten, welche den Dreibund bilden, auch die Hauptträger der Handelsverträge von 1892 gewesen sind.

Das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien nehmen in Bezug auf die Weltconjunctur eine Mittelstellung ein. Das Schwergewicht der grossen Arbeitstheilung zwischen Industrie und Landwirthschaft liegt bei ihnen im inneren Austausche, nicht aber ausserhalb ihrer Grenzen oder über See. Sie sind weder Weltproducenten in Nährmitteln wie Indien oder Australien oder Argentinien, noch auch sind sie Weltproducenten in Fabricaten, wie Grossbritannien, welches seine Landwirthschaft grossentheils geopfert hat.

Die Handelspolitik Grossbritanniens kann sehr einfach sein. Ein Schutzbedürfniss für die englische Industrie besteht nicht, da sie am wohlfeilsten erzeugt; ein Schutzbedürfniss für die Landwirthschaft bestünde wohl, wird aber nicht beachtet im Hinblick auf das ungeheure Uebergewicht, welches die Industrie als höchstes Staatsinteresse schon erlangt hat. Daher öffnet Grossbritannien (abgesehen von fiscalischen Zöllen und dem Schutze für lebendes Vieh) seine Thore weit für die Nährmittel der ganzen Welt und sucht dafür nach Kräften die Thore der letzteren für seine Fabricate aufzu-

brechen. Daneben gewährt ihm die Clausel der Meistbegünstigung noch einen reichlichen Antheil an allen den Zugeständnissen, die sich die andern Staaten untereinander gewähren.

So gut geht es den „gemischten“ Staaten nicht, sie haben ihre Landwirthschaft wie Industrie, soweit sie, dank der unermesslich verbesserten Verkehrsmittel der Gegenwart, von jenen Weltproducenten, die aus ihrer Einseitigkeit eine gewaltige Stärke gewinnen, bedroht wird, gleichmässig zu schützen, und indem sie dies thun und auf ein mittleres Erträgniss der Production ihres Landes halten, schützen und bewahren sie auch die Arbeiterschaften und die grossen gesellschaftlichen Ordnungen, welche auf dem gesicherten Bestande von Landwirthschaft und Industrie beruhen.

In diesem Sinne wird man auch die Handelsverträge von 1892 auffassen müssen. Es waren, wie gesagt wurde, Friedensverträge im umfassendsten Sinne, Friedensverträge zwischen Landwirthschaft und Industrie im Innern der einzelnen Länder, Friedensverträge zwischen den Ländern des Dreibundes, und Friedensverträge nach Aussen, indem sie, in einem Augenblicke vollkommener internationaler Ungewissheit und Verlegenheit, einen weiten sturmfreien Hafen öffneten, zu welchem keinem anderen Staate der Zutritt verwehrt war. Das Verdienst, die Leidenschaften abgedämpft, die erregten Gemüther beruhigt zu haben, wird man den Handelsverträgen von 1892 nicht absprechen können. Im Uebrigen hat man ihre Wirkung zuweilen überschätzt, da sie doch im Grossen und Ganzen den schon vorhandenen Status quo der Zölle in den Dreibundstaaten nur bestätigt haben. Im Deutschen Reiche wurden heftige Vorwürfe gegen die vereinbarte Herabsetzung der Zölle auf Getreide von 5 Mark auf 3½ Mark (letztere nur im Verkehre mit Oesterreich-Ungarn, Frankreich u. s. w.) erhoben. Nun bedeutet ein Zoll von 5 Mark auf Weizen, bei einem Weizenpreise von rund 11 Mark, 45 Percent des Werthes der Waare, und auch ein Zoll von 3½ Mark macht immer noch 32 Percent aus — also Zölle, die bei Roggen, der wichtigsten Nährfrucht Deutschlands, noch höher erscheinen und in gleichem Ausmaasse sonst im Zolltarife des Deutschen Reiches kaum vorkommen dürften. Ob es statthaft, die nothwendigsten Nähr-

mittel des Volkes mit derartig hohen Grenzsteuern zu belegen, ist übrigens mehr eine innere Frage als eine Frage der Handelspolitik. Thatsache ist, dass Oesterreich-Ungarn von dem Differentialzoll des Deutschen Reiches auf Getreide keinen Vortheil hatte: in der kurzen Zeit des Bestandes dieser Begünstigung von $1^1/_2$ Mark hatte Oesterreich-Ungarn eine schlechte Ernte, und dann erfolgten die Abmachungen mit Russland und den Vereinigten Staaten, wonach jener Begünstigungszoll verschwand. So bleibt für Oesterreich-Ungarn als werthvolle Errungenschaft fast nur die Beseitigung der Sperre (nicht des Zolles) gegen lebendes Vieh. Was die Vortheile betrifft, die das Deutsche Reich aus den Handelsverträgen gezogen hat, so bestehen sie im Wesentlichen in einer stärkeren Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren nach Oesterreich. Seit 1. Februar 1892 hat dieselbe alljährlich um 320.000 Metercentner zugenommen, wobei jedoch auch der vermehrte Bedarf in Oesterreich-Ungarn mitgewirkt haben kann. Den Vogel bei den Handelsverträgen scheint Italien abgeschossen zu haben, indem es, ausser dem gesicherten Bestand seiner ziemlich hohen Industriezölle sowie Festhaltung des wichtigen Fischfanges an Dalmatiens Küste und der freien Bethätigung seiner Arbeiter in Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, insbesondere für Wein werthvolle Zugeständnisse erwarb — Errungenschaften, die dem durch manche Unbill bedrängten Lande durchaus zu gönnen sind. Neben diesen besonders sichtbaren Ergebnissen steht aber noch die grosse Menge des stillen, regelmässigen Verkehres, der sich auf dem für zwölf Jahre gesicherten Boden der Verträge ohne Zweifel stärker entwickelt hat und weiter entwickeln wird.

Wenden wir den Blick von dem inneren Verkehre der Dreibundmächte hinweg auf den äusseren Verkehr, so muss zugestanden werden: grosse Wirkungen sind nicht von den Handelsverträgen von 1892 ausgegangen. Das war schon durch den oben erwähnten Doppelcharakter der Production der Dreibundlande erschwert. Weder ihre Landwirthschaft noch ihre Industrie konnten und wollten sie opfern; wer aber keine grossen Zugeständnisse macht, hat solche auch nicht zu erwarten. Ein starkes Interesse, um mit dem Dreibunde zu rechnen, wäre für die auswärtigen Staaten erst dann entstanden,

wenn die Länder des Dreibundes, bei Festhaltung der bestehenden Zölle für den inneren Verkehr unter diesen Mächten, die Aussengrenze von Bremen, Hamburg, Danzig, Lemberg und Semlin bis Brindisi und Palermo mit höheren Aussenzöllen umgeben hätten. Die Folge einer solchen Massregel wäre gewesen, dass jede der vereinigten Mächte den Ueberschuss ihres Bedarfes, soweit er nicht durch die eigene Erzeugung gedeckt wurde, von den beiden befreundeten Mächten bezogen hätte, und dadurch wäre ein starkes Zusammenwachsen und eine heilsame Arbeitstheilung unter den drei Staaten entstanden.

Dieser Gedanke, in welchem eine grosse Kraft liegt, wurde einstweilen zurückgestellt.

Theils Artikel XI des Frankfurter Friedens, theils das Exportbedürfniss der stark herangewachsenen Industrie des Deutschen Reiches, theils endlich der Wunsch nach allseitiger friedlicher Verständigung auch mit den nicht zum Dreibunde gehörigen Völkern, standen einem solchen Vorgehen entgegen. So blieb einstweilen nichts Anderes übrig, als Zoll- und Handelsverträge nach üblichem Muster abzuschliessen.*) Diese wirkten immer noch zu Gunsten des wirthschaftlichen und politischen Friedens, aber sie verloren die Schneide und Schärfe; sie liessen, wie die Sonne, ihr Licht leuchten über Gerechte und Ungerechte, worin die Letzteren selten Anlass zur Bekehrung finden. Insofern hat Herr Professor Cauwès Recht, wenn er sagt: „Alles in Allem hatte das Zusammenstehen der Dreibundstaaten bei den Handelsverträgen kaum einen anderen Erfolg als hinsichtlich der Dauer.“

Die Handelsverträge von 1892 wurden im Deutschen Reiche, in Oesterreich-Ungarn und Italien von den führenden Staatsmännern mit Kraft und Schwung vertheidigt und mit grossen Mehrheiten zur Annahme gebracht. Leider besteht jedoch einstweilen noch in den modernen Staaten (ausser England) die Gepflogenheit, die Handelspolitik, wenn einmal die wichtigeren Verträge abgeschlossen sind, in den Staatsarchiven zur Ruhe zu bestatten. Diese Uebung, in allen Fällen ein Uebel, erscheint geradezu befremdend gegenüber den grossen Handelsverträgen von 1892, die nicht ohne die Folie

*) Das Nähere in der eingehenden und trefflichen Schrift: Die Handelspolitik Oesterreich-Ungarns 1875—1882 von Dr. J. von Bazant. Leipzig, Duncker und Humblot, 1894.

einer hochpolitischen Action der verbündeten Reiche in's Leben getreten waren. Nichts geschah, um jene Annäherung der drei Staaten unter sich, die auf dem Wege einer Zolleinigung durch Differentialtarife sich als undurchführbar erwiesen hatte, durch Verständigungen auf dem Gebiete der Eisenbahnen, Canäle, des Bankwesens, der ganzen Gesetzgebung zu bewirken. Nichts wusste man zu machen aus dem humanen Gedanken der Schiedsgerichte, während die Franzosen, wenn sie, in der günstigen Lage des Dreibundes befindlich, nur den status quo zu vertheidigen hätten, sicher das Schiedsgericht zu einem Mittel der Anziehung und einem Reize für Zutritt der kleineren mitteleuropäischen Länder zum Friedensbunde gestaltet haben würden. Noch entbehrt die Schweiz, das Herzland des Welttheiles, der entsprechenden Unterstützung bei ihren rühmlichen Bestrebungen für Pflanzung von internationalen Einrichtungen im Sinne eines im Werden begriffenen Europa. Noch immer ist, auch unter den sonst staatserhaltenden Parteien Oesterreich-Ungarns, des Deutschen Reiches und Italiens, die Betonung einer gewissen Gleichgiltigkeit — um nicht mehr zu sagen — gegenüber den Verbündeten beliebter, als Aeusserungen der Sympathie und des Wohlwollens, die sich gar wohl mit dem opferwilligsten Patriotismus gegenüber dem eigenen Lande vertragen. Noch ist die Zahl jener unmodernen Particularisten gross, die in den Gefühlen des siebenjährigen Krieges leben, die mit Kaiser Barbarossa die Alpen hinabsteigen oder das Reich der alten Römer herstellen wollen, gering dagegen die Zahl der „Europäer", welche einsehen, wie unersetzliche Güter wir bereits durch unsere Kirchweih-Kämpfe verloren haben; welche wissen, dass ganz ohne Krieg und nur durch Weiterentwicklung der von den Gegnern gepflanzten und gepflegten Verhältnisse, die heutigen Grossmächte auf dem europäischen Festlande gegenüber den „Grössermächten" zu Mittelstaaten herabgedrückt werden, und welche endlich nicht wollen, dass sie und ihre Mitbürger zu Europäern zweiten Ranges herabsinken.

Indessen ist das bisherige passive Verhalten der Dreibundmächte wohl weniger einem Mangel an Willen oder Kraft, als vielmehr dem Mangel einer Vertretung internationaler Ideen durch competente Organe beizumessen. In den stets erregten und stets vielseitig in Anspruch genom-

menen constitutionellen Staaten wird oft über dem Heute das Morgen vergessen; wer hätte da noch Zeit an das Uebermorgen zu denken? Wenn dennoch der europäische Gedanke nicht ganz zu verzweifeln braucht, so liegt der Grund und damit der Trost wesentlich in Einem: in der Thatsache nämlich, dass der Dreibund in den Trägern der Kronen seine besten Hüter und erhabensten Schirmherren gefunden hat. Die Kaiser Franz Josef Kaiser Wilhelm und König Humbert, einsichtsvolle Förderer der ehrlichen Arbeit auf jedem Gebiete, wissen die Bedeutung des Dreibundes für die friedlich schaffende Thätigkeit in ihren Reichen vollauf zu würdigen und werden gewillt und in der Lage sein, die Idee dieser Vereinigung, die in den Handelsverträgen nur erst ihre Grundlage erhielt, zum weiteren, glücklichen Ausbau zu führen.

Eine erste Frucht — und insofern ist allerdings unsere obige Bemerkung einzuschränken — trugen die Handelsverträge und insbesondere der einzige, darin enthaltene Differentialzoll dadurch, dass sich Russland unter ausdrücklicher Berufung auf diesen Zoll zum ersten Male zum Abschlusse von Zollverträgen mit seinen mitteleuropäischen Nachbarn entschlossen hat. Diese einzige Probe zeigte, welche gewaltige Folgen ein kräftig durchgeführtes System von Differentialzöllen hätte haben müssen und in Zukunft haben kann, und es beweist auch, dass solche Differential-Zölle keineswegs Quellen der Verfeindung zu sein brauchen, sondern auch Mittel sein können, um zu einem dauernden, weil gerechteren Frieden zu kommen.

Der jetzige, durch die Handelsverträge geschaffene Zustand leidet, wie im Früheren wiederholt hervorgehoben wurde, unter einem Mangel an Gegenseitigkeit. Dank der Meistbegünstigungs-Clausel wird ein Staat, welcher die Einfuhr mit 30 Percent des Werthes der Waare belastet, genau ebenso behandelt, wie ein Staat, welcher nur sieben Percent erhebt. Wir haben gesehen, wie die Vereinigten Staaten und Russland für ihre Rohwaaren und Nährmittel überall offene Bahn zu erzwingen trachten, während sie sich gegen die Industriewaaren Mitteleuropas nach Kräften abschliessen. Und die „Grösserstaaten“, obwohl sie, durch verschiedene Klimate sich erstreckend und daher einen wesentlichen Theil des Handels innerhalb der Grenze in sich abspinnend, in ganz

ausnahmsweiser Lage sind, erheben den Anspruch, dass ihre Massenproducte, die sie auf den Weltmarkt werfen, in ganz gleicher Weise zollmässig behandelt werden, wie das Erzeugniss, womit im Falle der Noth in Europa ein Nachbar dem andern aushilft.

Gegen solche Unbilligkeiten hilft nur jenes „Zusammenschliessen", wovon der frühere Reichskanzler Graf Caprivi in einer am 22. März 1894 zu Danzig gehaltenen Rede gesprochen hat — ein Zusammenschliessen der in gleicher Lage befindlichen mitteleuropäischen Länder, die nach Ursprung, Klima, Lage, Geschichte und wirthschaftlicher Entwicklung als nahe Verwandte betrachtet werden müssen. Diese Länder sollten sich, rechtzeitig und ohne erst die Annäherung des Endtermines der im Jahre 1904 ablaufenden Handelsverträge von 1892 abzuwarten, in Verbindung setzen und über ihre Interessen klären, um später rechtzeitig mit einem festen, wohlerwogenen Plane als gemeinsames Ganze in die Verhandlung über neue Handelsverträge eintreten zu können. Wie mannigfaltig auch immerhin im Einzelnen die Interessen dieser Staaten sein mögen, so werden sie doch, wenn einig vorgehend, weit grössere Zugeständnisse erlangen, als in der bisherigen Zersplitterung. Das Beispiel der in ihren wirthschaftlichen Productionen so ganz verschiedenen beiden Staaten Oesterreich und Ungarn liefert den Beweis, dass bei billiger Gesinnung die Vertretung getrennter Interessen gegenüber Dritten durchaus möglich ist.

Die Dreibundmächte besitzen nicht nur eine hochentwickelte Industrie und Landwirthschaft, welche fremde Märkte aufsucht, sondern sie haben auch die Verfügung über einen grossen, sicheren, zahlungsfähigen und vielbegehrten Verbrauchsmarkt. Die Rohstoffe, die Nährmittel, die Hilfsstoffe und Colonialwaaren, die sie brauchen, können sie in annähernd gleicher Güte aus diesem oder jenem Lande beziehen. Sie können Weizen und Roggen aus Russland nehmen oder aber aus den Vereinigten Staaten; Erdöl aus den Vereinigten Staaten oder aus Russland, Kaffee von Holland oder England oder Brasilien, Thee von Indien oder China, je nachdem ihnen diese Länder Zugeständnisse machen oder verweigern. Die richtige Verwerthung dieses Marktes wird daher bei künftigen Zollverträgen eine grosse Rolle spielen.

Ungemein erleichtert würde ein gemeinsames Vorgehen, wenn schon eine kräftige Organisation der Berufsstände vorher erfolgt wäre. Die Zeit ist da, wo die Einzelunternehmungen sich zu grösseren Körpern vereinigen. Die Cartelle sind gleichsam der Schatten, welchen diesen Organisationen vorauswerfen. Die Noth, die Ueberproduction, die social-demokratische Agitation drängen in diese Richtung. Seit dem Entstehen der socialen Versicherungen sind an das Bestehen und Gedeihen der Industrie sehr grosse, allgemeine Interessen geknüpft. Wenn die socialdemokratischen Führer von „anarchistischer Productionsweise" reden, so liegt darin ein Körnchen Wahrheit. Man denke doch nur, wie sorgfältig man einst in einer Stadt die Concession zu einer neuen Bäckerei abgewogen hat; jetzt dagegen entstehen die Fabriken blind, allenfalls lassen sich die Unternehmer von dem Gerüchte guter Rentabilität der ältern Werke leiten. Diese Rentabilität aber kommt und geht mit dem Wechsel der Conjunctur. Früher erwog man den Bedarf einer Stadt; dann zog man die Provinz, dann das Land in Betracht; vielleicht ist die Zeit nicht zu ferne, wo die grossen Industrieverbände auf die Länder und die Welt blicken. Wenn England Fabrik auf Fabrik, Werk auf Werk, Maschine auf Maschine thürmt — denkt es dann noch an einen bestimmten Bedarf in England? Die Hoffnung auf eine etwas höhere Verzinsung des Capitales ist der entscheidende Grund, und so ist es schliesslich der Capitalreichthum und die Zinsconjunctur, welche zur fortwährenden Ausdehnung der englischen Industrie führt; im schlimmsten Falle hofft dann der englische Unternehmer, gestützt auf seine günstigen Productions-Bedingungen, durch Verdrängung der auswärtigen Concurrenz sich Raum und Boden zu schaffen. Ohne Frage liegt in alldem viel „Anarchie". Das wird allenthalben von der Industrie empfunden, und der internationale Congress der Papierfabrikanten in Antwerpen von 1894, wo diese Verhältnisse zur Sprache kamen, mag daher als ein Wahrzeichen der Zukunft betrachtet werden. Es war der erste „europäische Congress", wird aber nicht der letzte sein. Im Gegentheile ist es ein dringendes Bedürfniss, dass die einzelnen Industriezweige sich in ihrer Heimat organisiren, dann aber auf internationalen Zusammenkünften sich begegnen und zu internationalen Organisationen voranschreiten.

Auf dem Congresse zu Antwerpen erklärten die Delegirten der englischen Papierindustrie, sie würden sich an den Verhandlungen und Beschlüssen nicht betheiligen können, bevor nicht die Staaten des Festlandes auf ihre Zölle verzichtet hätten; erst dann bestehe Parität. Wie viel fehlende Parität hätten aber die festländischen Industriellen, im Vergleiche mit England, in's Feld führen können — im Vergleiche mit England, welches seine Erzeugung auf allen Gebieten in's Maasslose gesteigert hat und welches fast in jedem Industriezweige allein soviel oder mehr erzeugt, als alle Länder des Festlandes zusammengenommen!

Jedenfalls zeigte aber diese Verhandlung, welche Bedeutung die berufsgenossenschaftliche Organisation der Industrie in den einzelnen Ländern besitzt. Erst wenn diese besteht, gewinnt der Industriezweig wieder einen Ueberblick, erwirbt er Selbstkenntniss, wird er seiner mächtig, gewahrt seine Mängel, seine Bedürfnisse und die Mittel der Abhilfe. Erst dann wird es auch möglich sein, das Verhältniss zwischen Unternehmer und Arbeiter auf eine richtigere Grundlage zu bringen. Und nicht minder wird die dann über die Productionsbedingungen aller Länder zu Tag kommende Klarheit künftigen handelspolitischen Abmachungen auf das Wirksamste vorarbeiten; vor Allem aber wird vermittelst der Cartelle, wie Professor Brentano schon aussprach, für die nicht zu den „Grösser-Staaten" gehörenden Länder die Füglichkeit entstehen, sich zusammenzuschliessen und ohne Erschwerung, ja mit Erleichterung des inneren Verkehrs die Aussenzolllinie der verbündeten Staaten, sei es endgiltig oder nur zum Zwecke der Unterhandlungen, entsprechend wirksamer zu gestalten.

Bei der Bedeutung, welche im 19. Jahrhundert die socialen Fragen gewonnen haben, steigt die Wichtigkeit der Industrie mit jedem Tage, und wenn auch unsere früheren Erörterungen von dem hohen Werthe der Landwirthschaft für die festländischen Völker durchdrungen waren, so darf doch, angesichts des bestehenden Uebergewichtes der Gutsbesitzer in den meisten festländischen Rathsversammlungen, die Thatsache nicht verkannt werden, dass, da die Zahl der Landgüter nicht vermehrt werden kann, während sich auf kleinstem Raume Dampfmaschine neben Dampfmaschine aufstellen lässt, die Entwicklung der Zukunft vorzugsweise nach Seite der

Industrie geht, welche den Ueberschuss der stark wachsenden Bevölkerung aufnimmt und als Steuerzahler und Träger der socialen Versicherungen immer wichtiger wird.

Europa hebt sich als Industrieland immer deutlicher von den anderen Welttheilen ab. Die Ausfuhr von Rohstoffen und Nährmitteln aus den europäischen Ländern (mit Ausnahme Russlands) ist immer mehr abnehmend und sie wird ersetzt durch die Ausfuhr von Fabricaten, in deren Preise auch die Preise der Rohstoffe und Nährmittel enthalten sind. Die Landwirthschaft wird sich allmälig in eine hochentwickelte Gärtnerei und in eine landwirthschafliche Industrie theilen. Nach alldem kann nicht verkannt werden die steigende Bedeutung der industriell schaffenden Thätigkeit. Sie bildet die Zuflucht und das Wahrzeichen der europäischen Arbeit. Auf ihrer kräftigen Entwicklung beruht die Kraft, Grösse und Zukunft der Staaten, und die Bedürfnisse der Industrie mit den Interessen der Landwirthschaft und des Staates selbst im Einklang zu erhalten, das ist die nicht leichte Aufgabe, deren Erfüllung den festländischen Staatsmännern zunächst obliegt.

Was die Schwierigkeit der Lage vermehrt, ist der Umstand, dass die gesammte schaffende Thätigkeit der europäischen Staaten, besonders der festländischen, von zwei Seiten bedroht wird, nämlich: einerseits vom Socialismus und andererseits vom Militarismus. Man erkennt diese Gefahr am deutlichsten, wenn man die erfahrenen Politiker Grossbritanniens, die scharfäugig die Concurrenzfähigkeit des Continentes überwachen, zu Rathe zieht.

Die vom Socialismus drohende Gefahr ist selbstverständlich: Concurrenz-Unfähigkeit im Falle des Sieges (da die Arbeiterführer dann versuchen müssten, das versprochene Paradies zu verwirklichen), schwere Schädigung und theilweise Desorganisation der Industrie im Falle der durchaus wahrscheinlichen Niederlage — das sind die letzten Folgen der socialistischen Bewegung des Festlandes, die freilich den Herren Dilke und Brassey, den Förderern der Most'schen „Freiheit“ aus dem Jahre 1881, wenig Kummer machen würde. Seitdem hat sich allerdings gezeigt, dass auch England gegen den Socialismus nicht „immun“ sei, aber immerhin hat sich

bisher diese Krankheit auf dem Festlande schneller und stürmischer entwickelt.

Die Wirkungen des Militarismus auf die Wirthschaftsverhältnisse des Festlandes betreffend, äusserte Investor's Review vom December 1893 folgende Ansicht: „Gegen Ende und nach Abschluss des Bürgerkrieges flossen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus England, Deutschland und Holland Capitalien im Belaufe von mindestens 20.000 Millionen Mark, wodurch die Union rasch sich erholte und zu grosser Blüthe gelangte. Nach der Baring-Krise kam in diesen Zufluss von Capitalien eine Stockung; ein Theil derselben ward zurückgezogen; die fehlerhafte Zoll- und Münzpolitik that das Uebrige, um die jetzige langdauernde Krise in Nordamerika hervorzurufen.“ Die Revue fährt dann fort: „Aber all' diese Irrthümer und alle socialen Krebsgeschwüre sind Nichtigkeiten gegenüber der Blutsteuer, welcher die leitenden Völker in Europa in Friedenszeit unterworfen sind. In Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich und in geringerem Maasse in jedem europäischen Staate werden die Zerstörungen des bewaffneten Friedens alljährlich verderblicher. Jene Länder müssen geschlagen werden im industriellen Wettkampfe.“ In Wirklichkeit handelt es sich aber keineswegs allein oder auch nur überwiegend um die Blutsteuer; viel gefährlicher sind die indirecten Folgen des bewaffneten Friedens. Die letzteren hatte offenbar Lord Derby im Auge, wenn er sagte: „Militarismus ist unvereinbar mit Industrie im grossen Styl.“ Ein Staat kann nicht zwei Seelen haben. Wo der Militarismus herrscht, bilden sich mit Nothwendigkeit Regierungsanschauungen, Grundsätze, Classen-Interessen und Classen-Gegensätze heraus, welche für die schaffenden Berufsstände schädlich sind. Die letzteren werden in den Hintergrund gedrängt, und die übermächtige Staatsgewalt nimmt eine der Production gegenüber gleichgiltige, oft ablehnende Haltung ein. Eine Wirkung, doppelt schädlich in dem Augenblicke, wo die Kosten der Rüstungen so gewaltig steigen, welche doch schliesslich die Production zu tragen hat. Man schwächt die Schultern, denen man die Last auflegt. Man schwächt aber dadurch zugleich die Fähigkeit der Producenten, in höherem Grade ihren Arbeitern gerecht zu werden. Erst die Zukunft wird erweisen müssen, ob die

Industrie des Festlandes, auf welche bei sinkendem Ertrage der Landwirthschaft die Hauptlast der Steuern fällt, dauernd im Stande sein wird, gleichzeitig die Kosten des Militarismus und der socialen Versicherung aufzubringen und dabei noch in Concurrenz mit dem ungeheueren, von diesen Lasten theilweise freien England durch Export die Handelsbilanz und Zahlungsbilanz aufrechtzuerhalten.

Diese Frage ist die ernsteste, mit welcher der Staatsmann des Continents heute zu rechnen hat.

Sie führt zugleich wieder zu der Fieberkrankheit des Socialismus zurück. Denn es ist zu erwägen, ob nicht gerade die abnorme Steigerung des Rüstungswesens dem Socialismus in die Hände arbeitet. In den Augen der socialistischen Führer, die auffallend selten vom Militarismus reden, erscheint der bewaffnete Friede — ähnlich wie der übermässig entwickelte Beamtenstaat — schon als eine Art Vorspiel der socialistischen Zukunft. Sie erblicken darin eine socialistische Organisation freilich eine solche, die von den bestehenden Herrschafts-Interessen und zu deren Vortheil einseitig und daher verwerflich geschaffen ist. Das Princip wäre ihnen schon Recht, nur die Personalvertretung desselben gedenken sie später zu ändern; den überall sich einmischenden „Staat“ nehmen sie an, nur behalten sie sich vor, das Steuer desselben durch ein anderes zu ersetzen — wie man das Alles schon in Belgien zu Ende des Jahres 1894 aus dem Keime sich entfalten gesehen hat und, als höchst lehrreiches Beispiel, noch weiter sehen wird.

Die allgemeine Schulpflicht ist gut, die daraus entspringende Verbreitung einer gewissen Geistesbildung (obwohl in Mitteleuropa viel zu theoretisch) ist gut, die allgemeine Wehrpflicht für den Nothfall ist gut und die sociale Versicherung der Arbeiter ist gut, aber in all' Dies die ungeheueren Kosten der Rüstungen und die daraus entspringende stetig wachsende Steuerlast und Cassengemeinschaft hineingepflanzt, macht das Gute schlecht, auf die Dauer unerträglich und führt schnurstracks in den Socialismus hinein, welcher vor den Millionenheeren nicht Halt machen wird. Alle Staaten haben davon eine Ahnung, aber keiner will sie aussprechen. Nur General v. Galliffet hatte den Muth zu sagen, ein ge-

worbenes Heer von dreimalhunderttausend Mann sei das Bedürfniss der Zeit.

Dass zwischen Beamtenstaat und Socialismus gewisse gemeinsame Anschauungen bestehen, lehrt die tägliche Erfahrung. Jene Länder und Völker, wo noch überwiegend Selbstverwaltung besteht, bieten für socialistische Versuche gar nicht die Vorbereitung und die Anhaltspunkte. Wenn es vorkommt, dass in einer englischen Grossstadt, welche eine viertel Million Einwohner zählt, der einzige Staatsbeamte der Postmeister ist, so fehlt offenbar ganz der Gedankenkreis, die Gepflogenheit, es fehlen die Aemter und die Persönlichkeiten, auf welche sich eine socialistische Organisation gründen liesse. Länder mit Selbstverwaltung werden sich daher für absehbare Zeit vom gewaltthätigen Socialismus, der nur ein Zwillingsbruder des Arnarchismus ist, frei halten oder ihn doch in die Bahn allmäliger gesetzlicher Reformen zu drängen wissen. Diese Thatsache mag den angelsächsischen Ländern gar sehr zugute kommen. Mit Recht sagte daher einst das Programm einer in Paris von Jules Simon, Bérenger, de Marcère, Herzog d'Audiffret-Pasquier u. A. gegründeten Alliance antisocialiste: „Es stehe für Frankreich ein nationales Interesse am Spiele, da die angelsächsische Race ihre Uebermacht in der ganzen Welt fühlen lasse, diese Uebermacht aber wesentlich auf der Freiheit von socialistischen Anschauungen beruhe."

Allein, was helfen die wahrsten Wahrheiten, wenn sie nicht befolgt werden? Sie verklingen im brutalen Getümmel des Tages. Auch vergessen die Franzosen, dass ihr Verhalten seit 1871 die Brutstätten des Socialismuss geschaffen hat. Ein Volk, das den einmal abgeschlossenen internationalen Rechtszustand nicht anerkennt, untergräbt dadurch auch den inneren Rechtszustand und das Rechtsbewusstsein. Der bewaffnete Friede mit allen seinen unheilvollen Folgen wird andauern, solange es in Europa einen Staat gibt, welcher die europäische Rechtsordnung leugnet, welcher zwar für sich das Recht in Anspruch nimmt, zu dem Gottesgericht des Krieges den Nachbar herauszufordern, dann aber, wenn der Spruch gegen den Herausforderer ausgefallen ist, weder Spruch noch Gericht anerkennt. Die Franzosen werden sich bald überzeugen, dass, wenn sie den Socialismus nicht wollen, sie auch dem Chauvinismus entsagen müssen.

Die Franzosen sind ein starkes und grosses Volk, sie haben seit einem Menschenalter eine bewundernswerthe Arbeit geleistet und erfreuen sich in vieler Hinsicht einer gewissen Führerrolle in Europa. Nicht gelitten hat ihr Ansehen in der Welt, und mit einziger Ausnahme von England hat kein anderes Volk auch nur entfernt seit 1871 so werthvolle Gebietserwerbungen gemacht, wie Frankreich. Wir Andern, die weder zu Deutschland noch zu Frankreich gehören und das Grosse und Gute beider Länder willig anerkennen, die wir ferner im Laufe der Jahrhunderte weit mehr Angriffe und Gebietsverluste zu erdulden hatten, als die Angreifer und Kriegsführenden von 1870, erblicken mit tiefem Kummer in der Feindschaft der beiden grossen Völker die Quelle der socialen Gefahr, und fast der meisten öffentlichen Leiden des Festlandes. Wir sehen, wie die Absicht, die man einst Gambetta zuschrieb, „das reichere Frankreich werde Deutschland zu Tode rüsten“, von den Franzosen, ob klar gewollt oder nicht, thatsächlich versucht wird. Nur vergisst man in Frankreich bei dem „zu Tode rüsten“ den zweiten rüstenden Partner — nämlich Frankreich selbst, wo Militarismus und Socialismus nicht minder blühen, als im Deutschen Reiche, und wo in jüngster Zeit noch ein bedenkliches Nachlassen der Spannkraft der Industrie bemerkbar wird.

So lange dieser unheilvolle Zustand, in dessen Wirbel ganz unbetheiligte Staaten hineingezogen werden, andauert, so lange werden auch die bestgemeinten arbeiterfreundlichen und wirthschaftlichen Bemühungen ohne tief greifende Erfolge bleiben. So lange werden die einheimischen Capitalien, statt sich zum Vortheile der Arbeiter durch verstärkte Nachfrage nach Arbeit Concurrenz zu machen, von den Rüstungen aufgesogen werden, während die englischen Capitalien, immer dichter geschaart, gegen den Continent jene fürchterliche „Kriegführung durch Capitalien“ pflegen, unter deren Druck Unternehmer und Arbeiter der Festlandstaaten leiden. So lange wird in natürlicher Folge der Socialismus um sich greifen als verdiente Strafe unserer Verkehrtheiten.

So lange wird selbstverständlich die Suprematie Englands, die in der Wegnahme Egyptens am schärfsten zum Ausdruck kam, unerschüttert fortdauern. So lange werden die englischen Staatsmänner fortfahren, Afrika in Paris zu erobern,

und so lange werden sie Asien als zukünftiges Erbtheil betrachten.

Es wäre thöricht, deshalb die Engländer anzuklagen: „es liegt nicht in der Natur zur Uebermacht gelangter Mächte, sich selbst die Grenzen zu setzen", sagt Ranke. Reicher Vortheil ist ihnen aus dem fünfundzwanzigjährigen Hasse der beiden grossen Festlandvölker erblüht, und heute noch, wie zu Shakespeare-Bacon's Zeiten mag Grossbritannien

„Die Stunde segnen,
Wo Frankreichs sich und Deutschlands Schuss begegnen."

Doch, das scheint nun unabänderlich und man wird sich in Mitteleuropa mit dem Gedanken vertraut machen müssen, dass England schon viel zu gross ist, um feste Bündnisse zu schliessen. Die von Friedrich List, Heinrich und Max von Gagern, Schäffle, Eötvös, v. Kübeck, Popowski und vielen anderen deutschen, österreichischen und ungarischen politischen Männern gehegte Hoffnung, dass Grossbritannien zur Herstellung eines gesicherten Friedens in Europa die Hand bieten werde, muss man aufgeben und fallen lassen.

Unter diesen Umständen tritt die Nothwendigkeit engerer Beziehungen zwischen den Mächten des Dreibundes stark in den Vordergrund.

Diese Mächte haben weit mehr Gemeinsames, als die einseitige Schwärmerei des Nationalismus begreift und zugeben mag. Wir heben in dieser Hinsicht drei Punkte hervor:

1. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien waren fast ihrer ganzen Ausdehnung nach längere oder kürzere Zeit hindurch Theile des grossen alten Römischen Reiches deutscher Nation. So verschiedenartig in Abstammung und Sprache, so lose geknüpft nun auch dies Reich war, so wenig dasselbe in Bezug auf Organisation und Politik mit einem der modernen Staaten verglichen werden kann, und so sehr im Gegentheile die freieste Selbstregierung aller seiner Theile das eigentliche Wesen jenes schwerfälligen aber ausdauernden Körpers gewesen ist, so hatte sich doch in tausendjährigem Zusammenleben in Kirche und Staat, in Krieg und Frieden, in Handel und Verkehr in diesen Ländern manche Gemeinsamkeit herausgebildet. Das Verhältniss dieser Länder zur Religion und Kirche, ihr Familienrecht und ihr bürgerliches Recht überhaupt, die Vertheilung des Grundeigenthums, der Adel, die

Gemeindeordnungen, das Städtewesen, das Gewerbewesen, die Schwur- und Schöffengerichte, die freien Universitäten — das Alles ruht auf uralten gemeinsamen Grundmauern. Diese letzteren, wenn auch infolge Fortschrittes der Zeit vielfach reformirt, haben sich auf dem Boden Mitteleuropas fester erhalten, als anderswo, und sie werden, wenn einmal die Gewässer verlaufen sind, wenn auch leider wahrscheinlich erst nach gescheiterten Umsturzversuchen und auswärtigen Kämpfen, sich noch immer als das tiefste Fundament der europäischen Art und Gesittung erweisen. Sie könnten aber auch, wenn richtig erkannt und gepflegt, starke Klammern für das dauernde Zusammenstehen der Völker Mitteleuropas bilden.

2. Der zweite Grund für dieses Aneinanderschliessen Mitteleuropas liegt in einem gemeinsamen Unglück. Denn an der grossen Wanderbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts, welche der Entdeckung Amerikas und Indiens gefolgt ist, an dem Uebergreifen der Europäer nach fremden Welttheilen und der Entstehung von Colonialreichen konnten weder Deutschland-Oesterreich-Ungarn noch Italien theilnehmen, weil sie, Dank der zu grossen Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Glieder, Dank der engen Verbindung mit der Kirche, Dank der aus diesen Verhältnissen entsprungenen Verworrenheit, Kämpfe und des Mangels an politischer Organisation und Einheit, unfähig waren, in jenen frühen und entscheidenden Wettlauf der europäischen Völker jenseits der Meere einzutreten. Als endlich im 19. Jahrhundert Deutschland und Italien ihre Einigung vollzogen, da fanden sie die Welt bereits aufgetheilt und insbesondere alle jene Länder des gemässigten Erdkreises, wo europäische Eigenarbeit gedeihen kann, in festem Besitze.

3. Es wird aber dieser Mangel an Siedlungen, welchem die Besitznahmen Deutschlands und Italiens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nur nothdürftig abgeholfen haben, umso bedauerlicher, als gerade die mitteleuropäischen Länder eine überquellende Bevölkerungskraft besitzen. Wir finden daher eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den mitteleuropäischen Ländern in der Thatsache, dass kaum irgendwo die Ehe höher gehalten und daher die Bevölkerung in einer gesünderen Zunahme ist als in diesen

Ländern. Nach neueren Daten stehen sie darin den Engländern und Skandinaviern diesseits und jenseits des Meeres gleich, während bei den Nordamerikanern sogar eine dort sehr bemerkte Abnahme des bisherigen Wachsthums eingetreten ist. Die starke Vermehrung des Volkes im Deutschen Reiche, Oesterreich-Ungarn und Italien hat eine Auswanderung zur Folge, die im Durchschnitte der letzten Jahre jährlich eine halbe Million Köpfe betrug. Nun muss aber wohl beachtet werden, dass sich die Auswanderung aus den Dreibundländern in ihrer Bestimmung und in ihren Schicksalen gewaltig von der Auswanderung der anderen Grossmächte unterscheidet.

Wenn der Engländer auswandert, so geht er nach Australien, Canada, dem Cap, kurz in die Ansiedlungen seines Landes, des künftigen Grösser-Britannien, und wenn er, wie es meistens die Irländer thun, nach den Vereinigten Staaten geht, so gehört er noch immer einem Lande an, in welchem die englische Sprache herrscht und welches mit Grossbritannien im regsten Verkehre steht; wenn der Franzose auswandert, so lässt er sich in den französischen Pflanzercolonien nieder, um später nach Frankreich zurückzukehren, und wenn er nach Algier geht, so bleibt er Bürger, Soldat und Verbraucher der Industriewaaren Frankreichs; wenn der Russe nach Sibirien oder Transkaukasien wandert, so wird er nicht einmal durch das Meer von der Heimat getrennt und vertauscht nur eine russische Gemeinde mit der anderen, zum besseren Gedeihen seiner eigenen Interessen und derjenigen seiner Heimat; wenn jedoch der Bürger der Dreibundstaaten auswandert, so geht er weit überwiegend für das Mutterland verloren und vermehrt die Kraft fremder, concurrirender Völker. Eine oder zwei Geschlechtsfolgen lang mag er noch die Sprache des Heimatlandes und die Vorliebe für dessen Erzeugnisse behalten; dann hört auch dieses auf. „Deutschland hat seit 1820 in den nordamerikanischen Abgrund sechs Millionen Menschen geschüttet“. (Reclus.) Wie man sieht, darf die Auswanderung aus den Dreibundstaaten gar nicht mit der englischen, französischen und russischen verglichen werden, die eigentlich nur die Uebersiedlung an einen besseren Ort ist. Das erste, werthvollste und edelste Capital eines jeden Reiches,

das Menschencapital, erleidet in den Dreibundstaaten einen beständigen Verlust und zwar einen Verlust ohne Gegenleistung und Trost. In solchen Fällen schickten einst die nordischen Völker, wenn ihr Land übervölkert war, einen „heiligen Lenz“ hinaus, um neue Länder durch Eroberung zu erwerben; Krieg schien ihnen besser als Uebervölkerung mit ihrem Gefolge von Noth, Unsitte, socialem Elend und socialen Unruhen. Das war alte deutsche Auffassung. Es wäre nun nicht schwer, auch heute wieder aus der freudigen Jugend der mitteleuropäischen Länder einen „heiligen Lenz“ zusammenzurufen. Wenn dies nicht geschieht, wenn die Dreibundvölker dennoch den Frieden hochhalten, ja den Frieden zur Grundlage ihres Bündnisses gemacht haben, so bringen sie der Welt ein viel grösseres Opfer als solche Völker, welche entweder, wie Frankreich, keine Volkskraft übrig haben, oder, wie England und Russland, die auswandernde Volkskraft in ihrem Interessenkreise behalten und durch Uebersiedlung zu hohem Nutzen des Reiches zu verwenden wissen.

4. Hieraus folgt aber der besondere Werth von Ansiedlungen gerade für die mitteleuropäisch-italienischen Stämme. Das wichtigste Element, welches manchem anderen Volke fehlt, die Ansiedler, darüber verfügen sie in reichem Maasse. Vermehrt sich im Inlande die Bevölkerung stärker als das in Landwirthschaft und Industrie thätige Capital, so entstehen sociale Krankheiten; findet jedoch der Ueberschuss der Bevölkerung einen Abfluss über See, so bleibt nicht nur das Volk in der Heimat gesund, sondern es wachsen neue Märkte heran, die dem Mutterlande und dessen Industrie nicht durch fremde Handelspolitik können verschlossen werden.

Wer die Welt und die Zeit nicht mit enger Elle bemisst, der wird es daher als einen unverzeihlichen Fehler beklagen müssen, dass der Organisation und Leitung der Auswanderung bis heute von den Dreibundländern nicht die gebührende Beachtung und Sorgfalt geschenkt wurde.

Es soll hier nicht das Recht der Landnahme erörtert werden. In heutiger Zeit zuckt man die Achseln über die idealen Theilungslinien, welche einst von den Päpsten durch die Welt gezogen wurden. Vielleicht wird einst eine Zeit kommen, wo man auch die blosse Aufhissung einer Fahnenstange nicht mehr als allein ausreichenden Besitztitel auf

weite, ungemessene Länderstrecken wird gelten lassen. Doch mag das in zukünftigen Zeiten entschieden werden. Heute gilt es, die noch in letzer Stunde erworbenen Besitzungen des Deutschen Reiches und Italiens in fremden Welttheilen zu sichern, zu pflegen und zu entwickeln; für Oesterreich-Ungarn wo möglich noch in die Colonialbewegung einzutreten. Je mehr die Industrie sich ausdehnt, umso mehr bedarf sie neuer Märkte. Der Kampf um die Märkte hat bereits begonnen. Selbständige Länder über See schliessen sich ab und in den Siedlungen europäischer Länder geschieht dasselbe zu Gunsten des Mutterlandes. Die französischen und spanischen Siedlungen lassen wenig fremde Waare mehr zu. Die Welt wird enge. Wenn daher die Dreibundländer in Europa verbündet sind, so sollten sie über See, durch gleiche Armuth an Land und gleiches Bedürfniss geeinigt, doppelt eng zusammenstehen, sollten den Bevölkerungsüberschuss der Heimat organisiren und verpflanzen, dies Alles in der wohlerwogenen Absicht, um dort eigene Märkte, die ihnen Niemand nehmen kann, zu schaffen, die noch freien Märkte zu beschützen und offen zu halten, mit den schon geschlossenen auf Grund wechselseitiger Zugeständnisse in gemeinsamen Verhandlungen einen erträglichen Verkehrszustand herzustellen, zu diesen Verhandlungen aber alle Staaten in gleicher Lage heranzuziehen.

5. Ein letzter Grund, welcher die Dreibundstaaten auf einander weist, darf in ihrer centralen geographischen Lage gefunden werden. Vom Nordsee-Ostsee-Canal bis nach Sicilien bilden sie gleichsam die Axe und Angel Europas. Hier sollten alle Handelslinien sich begegnen, von hier sollten die Handelsströmungen ausgehen, hier die Industriewerkstätten am dichtesten geschaart sein, Arbeit und Capital die mächtigsten Organe geschaffen haben — wie es einst wirklich war, Brust und Herz des Welttheils!

Die Wirklichkeit entspricht nicht mehr diesem Ideale. Was die Natur gewollt, hat die Geschichte zerstört. Der Leib des Welttheils ist verkrümmt und seine Hauptorgane liegen nicht in der Mitte, sondern auf einem Flügel seitwärts im Nordwesten. Die Geographie wurde von der englischen Handelspolitik gänzlich unterjocht und aus dem Felde geschlagen. Die stärkste industrielle Erzeugung, die höchste Thätigkeit,

die grösste Anhäufung von Capital finden sich in England. Zugleich entstand auf dieser Insel das Zwischenhaus, wo sich, zum unermesslichen Vortheile von Englands Handel, Industrie und Schifffahrtsunternehmungen, die Waaren der Welt anhäufen zur Ablieferung aus zweiter Hand an die anderen Völker.

Der Handel liebt nicht Umwege und doppelte Umladungen. Die Natur der Dinge hätte gefordert, dass, wenn ein jedes Land nach Möglichkeit seinen Bedarf durch die eigenen Häfen deckt, der darüber hinausgehende Zwischenhandel weitaus mehr, als in England, an den Pforten Mitteleuropas seine Stätten aufschlüge. Diese Pforten werden durch die vier Häfen Hamburg, Lübeck, Genua und Triest-Fiume bezeichnet. Für die von Amerika und der Atlantis kommenden Waaren bieten sich Antwerpen, Rotterdam, Bremen, Hamburg als Landeplätze und Lager; für die Ostseewaaren Lübeck für das westliche Mittelmeer und die südliche Atlantis Genua-Livorno, und für das östliche Mittelmeer und Schwarze Meer sowie den Suezcanal, die Häfen Fiume, Triest und Venedig. Entspricht aber die Praxis dieser Theorie? Durchaus nicht. In Wirklichkeit haben von diesen vier Abschnitten die Nordseehäfen nicht umhin gekonnt, aus dem ungeheuren Verkehre Amerikas reiche Adern herüberzuleiten. Hamburg, lange in völliger Abhängigkeit von England, ist stark emporgekommen, hat einen Theil des ihm gebührenden Zwischenhandels nach den skandinavischen und nordrussischen Handelsgebieten erworben, und zeigt, was aus Mitteleuropa werden könnte, wenn die Verhältnisse an den anderen drei Ecken so günstig lägen als im Nordwesten. Auch Genua wuchs in seine Aufgaben erfolgreich hinein. Ungünstig dagegen steht es im Osten. Die Stellung Lübecks wird erst klarer wenn einmal der neue, grosse Canal eröffnet sein wird Dagegen leidet der Südost-Winkel, leiden die Häfen der Adria, obwohl von der Natur so vortheilhaft tief in den Continent eingeschnitten, unter den Verfolgungen eines Geschickes, das mit der Zerstörung des byzantinisch-levantiner Handels durch die Türken begonnen hat. Hat der Suezcanal diesen Ländern genützt? Er hat ihnen nur geschadet, weil er mehr wie je die Engländer in das Mittelmeer geführt hat. Der Suezcanal hat dem indisch-ostasiatisch-australischen

Handel die Wege durch das Mittelmeer gebahnt, aber nur verschwindend kleine Adern rinnen nach den österreichisch-ungarisch-italienischen Häfen, während der Riesenstrom, an Italien und den adriatischen Häfen vorüberziehend, durch die Strasse von Gibraltar nach England fluthet. Hier deckt vor Allem die ungeheure englische Industrie ihren Bedarf. Dann aber gelangt von England der Antheil der mitteleuropäischen Länder an den indischen, ostasiatischen und australischen Artikeln meist über Rhein und Elbe an die Verbrauchsorte, die oft sehr nahe bei der Adria liegen. Hier zeigt sich die ganze Macht des englischen Capitales! Es spielt aber auch englische Handelspolitik mit; denn alle Südosthäfen Europas von Venedig bis Salonik, Athen und Odessa stehen unter besonderem Argwohne und Drucke Englands wegen der Nähe Egyptens, des Suezcanals und der Absichten der englischen Politik auf die kleinasiatischen und syrisch-mesopotamischen Länder.

Den Handel allmählich wieder in seine natürlichen Canäle zu lenken, bildet also ein grosses gemeinsames Interesse der Dreibundländer.

Gleichzeitig gilt es, die Landverbindungen zu entwickeln, die sich der Controle und dem Einflusse Grossbritanniens mehr entziehen. Während Italien dahin streben muss, den Seehandel des Mittelmeeres um sich zu sammeln, haben die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche besonders an dem Ausbau der grossen europäisch-asiatischen Eisenbahnen ein hervorragendes Interesse.

Es sind dies die sibirische Bahn im Nordosten und die kleinasiatisch-indische Bahn im Südosten.

Die sibirische Bahn wird, wie wir früher darlegten, einen Theil des ostasiatischen Handels auf den Landweg zurückführen, und dieser nordöstliche Weg mündet früher in Russland und Mitteleuropa als in Grossbritannien. Aber auch bezüglich der südöstlichen Ueberlandrouten haben Russland und die mitteleuropäischen Mächte sowie Italien das gleiche Interesse. „Womöglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wiederherstellen und sich den beiden Indien nähern, wo die Magazine der Welt sind“, kommt schon im angeblichen oder wirklichen Testamente Peters des Grossen vor und wird durch einen Blick auf die Landkarte bestätigt.

Es ist kein Gebot der Nothwendigkeit, dass der ganze Handel Europas und theilweise auch Amerikas mit Indien, Mesopotamien, Persien und weiten Theilen des chinesischen Reiches auf englischen Schiffen durch den Suezcanal geführt werde. Auch in südöstlicher Richtung sind zu Lande uralte Handelspfade nach Asien wieder zu öffnen. Wer wird hier zuerst den Spuren des grossen Macedoniers folgen? Ohne Zweifel wird Russland, auf sein gutes Verhältniss zu England gestützt, den Anschluss seines grossen Bahnnetzes vermittelst der transkaspischen Bahn an die bis hart vor Kandahar vorgeschobene indische Bahn bewirken. Gleichzeitig steht zu hoffen, dass unter der Aegide der Dreibundmächte die kleinasiatischen und syrischen Bahnen bis zu den Euphratländern vordringen werden. Rascher als durch jedes andere Mittel wird dadurch die Production jener von der Natur so reich ausgestatteten Gegenden sich wieder aufrichten; die Küsten werden sich beleben, die Häfen füllen, die Verkehrsbeziehungen mehren und die östliche Kammer des Mittelmeeres wieder auferstehen, nicht zum wenigsten auch zum Heile der jetzt so schwer gedrückten und doch zu so Grossem veranlagten Hauptländer der alten Geschichte: Griechenland und Italien. Dass dazu die Dreibundstaaten mitwirken, wird eine ebenso edle als nützliche Culturaufgabe sein, an deren Erfüllung sie zu hindern Niemand das Recht hat.

Wie durch die sibirische Bahn ein nordöstlicher, so würde durch die kleinasiatischen Bahnen ein südöstlicher Flügel Europas seine Schwingen ausspannen. Alle Festlandstaaten des Welttheiles sind an deren Entstehen, Erhaltung und Ausdehnung betheiligt.

Der offenbare Verzicht Englands auf die Führung Europas hat ein starkes Hervortreten Russlands zur natürlichen Folge. Gewiss werden dann die Dreibundstaaten nicht englischer sein wollen als England, und sie werden, wenn sie nicht in Russlands Gefolge die panslavistische Figur erblicken, die etwa noch in ihrer Politik enthaltenen Erinnerungen an die Zeiten des Krimkrieges und des Berliner Congresses zu läutern bedacht sein. Es ist nicht richtig, dass Oesterreich-Ungarn für englische Interessen am Lim auf der Wache steht, wie im Jahre 1879 Lord Beaconsfield vor dem Parlamente versicherte. Und wenn der russische Finanzminister Witte im

Jahre 1894 einem Berichterstatter der „N. Fr. Presse" gegenüber die Wichtigkeit der freien Durchfuhr durch die Dardanellen für russische Schiffe betonte, so sind es gewiss nicht die Dreibundmächte, welche einen Widerstand der Türkei gegenüber einem solchen Verlangen unterstützen. An das offene Meer zu gelangen, ist ein natürlicher Wunsch Russlands, welcher an Bosporus und Dardanellen ebenso berechtigt ist, wie am Persischen Golfe und der Strasse von Korea. Die Beseitigung solcher unhaltbaren Bestimmungen, wie sie unter englischem Einfluss in den Pariser Vertrag kamen, kann nur dem Weltfrieden dienen und sie bietet zugleich Berührungspunkte mit Russland, welche dem grossen Werke der südöstlichen Eisenbahnen nach Asien zugute kommen werden.

* * *

So weit der Blick des Uneingeweihten reicht, geht Europa einer längeren Friedenszeit entgegen, die ihre Bürgschaft sowohl im Willen der leitenden Monarchen als in einer gewissen Nothwendigkeit des Zusammenstehens der europäischen Staaten gegenüber anarchistisch - socialistischen Gefahren findet. Die erhaltenden Mächte begreifen, dass nichts jenen unterirdischen Mächten mehr in die Hände arbeitet, als nervöse Uebertreibungen des Staatsbegriffes und Nationalbegriffes, die schon so viel Unheil und Verwirrung in die europäische Gemeinsamkeit hineingetragen haben. Ein gesicherter Rechtszustand im Innern wird bedingt durch die volle Geltung auch des internationalen Rechtes im Völkerverkehre. Anarchisten und Chauvinisten sind Gewaltbrüder. Wer sich des Zusammenhanges zwischen wirthschaftlichen und moralischen Dingen voll bewusst ist, wird den bewaffneten Frieden nur für einen verschleierten Krieg erachten können, der auf die Dauer fast schlimmer wirkt als der offene Krieg. Wer schlägt, der wagt, und die Entscheidung folgt rasch. Aber das Fuchteln mit dem Schwerte kann endlos sein und wirkt wie eine geheime Krankheit, verderblich für die streitenden Theile wie für die europäische Gesammtheit.

Ob durch eine Verständigung der Monarchen, ob durch ein Schiedsgericht, ob durch religiöse Einflüsse — gleichviel, die Wiederherstellung eines gesicherten Friedenszustandes auf dem Festlande ist das erste Mittel zur Bekämpfung der

Mächte des Umsturzes. Heute bewegt man sich in einem fehlerhaften Kreise. Zuerst das Wettrüsten; durch diese Rüstungen, deren jährliches Steigen in Europa auf 200 Millionen Mark angeschlagen wird, wird der Gang der schaffenden Arbeit überall verlangsamt, wachsen die Steuern, werden die Capitalien den productiven Zweigen entzogen, sinkt die Nachfrage nach Arbeit, erlahmt die Erhöhung der Löhne, nimmt die Unzufriedenheit zu, breitet sich der Socialismus aus, gegen welches Uebel dann wieder die bewaffnete Macht aufgerufen wird. Diese verhängnissvolle Kette von Folgeübeln sollte doch endlich einmal gesprengt werden. Und obwohl die moralischen und politischen Folgen einer Verständigung unter den Festlandsmächten über allmälige Entwaffnung weit einschneidender sein werden als die materiellen, so wäre es doch wahrlich nicht gering anzuschlagen, wenn die an Rüstungen, technischen Versuchen, Luftballons, neuen Calibern und Pulvern, an Ausspähung und Bestechung aller Art u. s. w. ersparten Beträge zu Zwecken der Arbeit, also etwa zu einer Invaliden- und Altersversorgung, verwendet würden.

Alte Gedanken darf man vorbringen, wenn die Gelegenheit neu ist. Die Dinge in Frankreich treiben zu einer Krise oder zu einer grossen Reform, welche letztere misslingen müsste, wenn der Chauvinismus noch weiter den internationalen Rechtszustand antastet. Der Vorschlag des General Marquis de Galliffet über Umwandlung des französischen Riesenheeres in eine Gendarmerie von 200.000 bis 300.000 Mann hat den richtigen Weg gewiesen. In Russland wehen mildere Lüfte, in denen vielleicht auch idealere Bestrebungen gedeihen können. Alle Staaten aber halten gegenwärtig den sorglichen Blick mehr auf die innere Lage, als auf auswärtige Pläne gerichtet. Alles treibt daher einer Verständigung zu.

Wenn diese Verständigung von vorliegender Schrift zunächst nur unter den Festlandsstaaten gesucht wurde, so liegt der Grund davon in der Ueberzeugung, es werde die Theilnahme Englands, welches gegenüber dem Continente seine eigene Politik befolgt, dem Zustandekommen des Unternehmens zunächst nicht vortheilhaft sein, dann aber, wenn

die Festlandstaaten eine Verständigung erzielt hätten, werde England sich nicht ferner ausschliessen.

Ohne Zweifel aber wäre ein Gottesfriede unter den Staaten des Festlandes der erste Schritt, um den Druck der Ueberlegenheit Englands in allen wirthschaftlichen Verhältnissen zu mildern. Die Gründe für diese Auffassung sind im Früheren genügend ausgeführt. Wir wollen nur noch eine letzte Seite der Frage aufgreifen. Seit dem Angriffe Frankreichs von 1870 hat England, wie W. Bagehot mit Recht hervorhebt, die schwersten Capitalien Europas in Verwahrung und Benützung. Für niedereren Zins finden sie dort Entschädigung in grösserer Sicherheit. Würde das Festland durch eine Verständigung sich zu der gleichen Sicherheit erheben, so würde der höhere Zinsfuss des Continents ein Zurückfliessen der geflüchteten Capitalien bewirken, denen sich bald auch englische Capitalien anschliessen würden. Ein Aufschwung der productiven Thätigkeit des Festlandes, eine Ausgleichung des Zinsfusses und der Löhne zwischen England und dem Festlande müsste folgen — ein Ziel, welches Socialisten und Nichtsocialisten gleich sehr befriedigen muss.

ANHANG.

Russland, England und die Handelspolitik Mitteleuropas.

Im Grossen und Ganzen betrachtet, erscheinen die wechselnden Ereignisse, die sich in jüngster Zeit im Orient abspielten, doch nur als Theile des Kampfes der beiden Riesenmächte Russland und England.

Obwohl die Geschichte aller Zeiten kaum einen tiefern Gegensatz kennt, als der zwischen Russland und England bestehende sein mag, so gleichen sich doch beide Mächte vollkommen darin, dass sie nur den unbedingtesten Egoismus zur Richtschnur ihrer ganzen staatlichen Thätigkeit machen. Man verstehe uns wohl! Der staatliche Organismus hat ja nur den Sinn und die Bedeutung, dass er für die grösstmögliche Wohlfahrt der von ihm umschlossenen Individuen Sorge trägt, und insofern bildet ja der Egoismus das Lebens-Element aller Gemeinwesen. Allein kaum hat in Europa ein anderer Staat den Egoismus in ein so scharfes, rücksichtsloses, in den Mitteln wenig wählerisches und consequent ausgebildetes System gebracht, als jene beiden Länder, und während Frankreich, durch die Ereignisse von 1870 gedrückt, sich Entsagungen auferlegt, während Deutschland, in Waffen so mächtig, in

---

Vorbemerkung des Verfassers. Die nachstehenden Aufsätze erschienen in der Wiener „Deutschen Zeitung" im Herbst **1876,** als die in Serbien von Tschernajeff eingeleitete Action sich zu dem grossen Russenkrieg gegen die Türkei von 1877 zu erweitern begann.

Hinter dem Sultan den britischen Leoparden erblickend, fassten diese Aufsätze die orientalische Verwicklung wesentlich als einen Kampf russischer und englischer Interessen auf, welchem Kampfe gegenüber die mitteleuropäischen Mächte ohne Parteinahme für den einen oder den anderen der beiden streitenden Theile vor Allem das eigene Interesse zu wahren berufen seien.

Ebenso wurde in vorliegender Arbeit der Abschluss eines festen politischen und handelspolitischen Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche befürwortet — eine Hoffnung, die durch die Bündnissverträge von 1878 und (theilweise) durch den Zoll- und Handelsvertrag von 1892 ihre Erfüllung fand.

Bezug auf seine inneren Zustände und insbesondere in Bezug auf seine Handelspolitik noch keineswegs die volle Harmonie seiner Elemente gefunden hat, und Oesterreich - Ungarn, weniger noch durch die Theilung des Reiches von 1867 als durch die Art der Anwendung geschwächt, welche man von den neu gestalteten Verhältnissen gemacht hat, sich in innern Kämpfen aufzureiben droht, bewegen sich Russland und England auf einer klar gezeichneten Bahn voran, die nach Erfahrungen von Jahrhunderten durch eine Reihe grosser Staatsmänner entworfen wurde, haben beide Staaten ihre sicheren Traditionen, welche die in anderen Ländern so verderblichen Versuche und Experimente absolut ausschliessen. Mit kurzen Worten gesagt: Russland und England sind wirkliche, vollständige Weltmächte, die politisch und handelspolitisch genau wissen, was sie wollen, und hiedurch eine Ueberlegenheit über die anderen Länder gewinnen, selbst wenn die letzteren in dem einen oder anderen Machtmittel stärker sein sollten.

Russland mit einem Länderbesitz, der sich im Laufe der Jahrhunderte von 18.000 auf 370.000 Quadratmeilen, und mit einer Bevölkerung, die sich im laufenden Jahrhundert von 22 auf 80 Millionen erhoben hat, erinnert gegenüber dem kleinen Europa immer wieder an die Stellung Macedoniens unter König Philippus gegenüber Griechenland. Eine mit allen Mitteln erzwungene Einheit des Stammes und des Glaubens verleiht dem Gemeinwesen einen Zusammenhang der Theile, welcher durch ein Eisenbahnnetz, das im letzten Jahrzehnt um durchschnittlich 1700 Kilometer jährlich gewachsen ist, noch ungemein vermehrt wurde. Der geringe Culturstand grosser Volksclassen wird ersetzt durch eine höchst energische Regierung, welche ihre besten Elemente einer deutschen Dynastie und deutschem Adel entlehnt. Im Rücken durch die asiatischen Wüsten gedeckt, vermag Russland wie die alten Scythen einem Angriffe von Westen als Vertheidigungsmittel ungeheure Entfernungen entgegenzuhalten, während gleichzeitig die tiefgehende Zerklüftung unter den europäischen Völkern in Verbindung mit dem Panslavismus ein Zusammenwirken der westlichen Länder gegen die colossale Ostmacht unwahrscheinlich macht. Fügen wir hinzu, dass Russland vermittelst eines Zollsystems, welches die Einfuhr von Fremdwaaren mit Steuern von 50 bis 60 Percent des

Werthes belegt, seine Abschliessung von dem übrigen Europa vervollständigt, zugleich aber auch die Interessen aller zum Export befähigten Völker, insbesondere aber seiner westlichen Nachbarstaaten tief geschädigt hat.

Grossbritannien bildet schon durch seine Abstammung, welche in vieler Beziehung den teutonischen Charakter sogar reiner bewahrt hat, als das mit fremdem Blut gemischte und durch radicale Umschmelzungs - Processe durchgegangene Deutschland, einen Gegensatz zu Russland, der kaum stärker gedacht werden kann. Während in Russland, wie bei den mongolischen Völkern, der Czar als Ausdruck und Führer der Massen Alles ist, steht England unter der Leitung der exclusivsten und mächtigsten Aristokratie, die sich dadurch von den festländischen Adelstraditionen vortheilhaft unterscheidet, dass sie seit Cromwell und Elisabeth für Handel und Handelspolitik Verständniss hat und durch umsichtigste und energischeste Pflege der Production sowohl die Zufriedenheit der arbeitenden und geschäftstreibenden Classen zu erwerben, wie auch die Staatsmacht zu sichern und unermesslich zu steigern verstand. Hiedurch gelang es den Engländern nicht nur, ein Colonialreich von mehr als 200 Millionen Menschen zu erobern und bis heute zu erhalten, sondern auch das Mutterland in Bezug auf Industrie, Handel, Schifffahrt und Capitalbesitz weit über alle anderen Völker der Erde zu erheben. Was Englands Handelspolitik betrifft, so gelangt sie mit den entgegengesetzten Mitteln, deren sich Russland bedient, doch zu dem ganz gleichen egoistischen Ziele. Eine abschliessende Handelspolitik hatte für Grossbritannien nur so lange einen Sinn, als dasselbe an industrieller Kraft hinter den Niederländern und Deutschen zurückstand. Seitdem aber England den Vorsprung gewonnen hat, geht das Ziel seiner Handelspolitik dahin, für seine Exporte alle Pforten in die verschiedensten Länder angelweit zu öffnen, ja aufzusprengen, und da England in sämmtlichen Industriezweigen nicht nur die grössten und ausgebreitetsten, sondern auch, Dank der Gunst seiner politisch-wirthschaftlichen Productionsbedingungen, die wohlfeilste Production besitzt, welche noch mit Vortheil arbeitet, wenn die Industrie anderer Länder bereits auf oder unter ihre Selbstkosten zurückgegangen ist, so hat dieses ganze Verhältniss die natürliche Folge, dass England auf alle

anderen fabricirenden Länder, wenn sie sich nicht, wie Frankreich, Russland und die Vereinigten Staaten, durch hohe Zölle decken, einen verkümmernden Einfluss ausübt.

Wäre die Industrie Englands nicht zu einer überlegenen Entwicklung gelangt und ginge deshalb nicht eine so bedeutende Ueberproduction von England aus, so würde auch die Abschliessung Russlands minder empfindlich sein für die mitteleuropäischen Länder, weil letztere, von Russland abgewiesen, immer noch in den anderen europäisch-amerikanisch-asiatischen Ländern Abnehmer für ihre Fabricate fänden. Oder wäre Russland als grosses östliches Marktgebiet für uns offen, so würden wir, die Vortheile der geographischen Lage benützend, durch einen Absatz dahin leichter gegenüber der englischen Concurrenz uns behaupten können. Allein von Russland durch sein starres Prohibitiv-System zurückgeworfen und zugleich von England durch seine einseitige Ueberproduction von fremden Absatzmärkten verdrängt und im eigenen Lande erschüttert, leidet unsere Industrie doppelt, weil sie eingekeilt ist zwischen die beiden Handelssysteme Russlands und Englands, die, in ihrem Aussehen verschieden, doch auf dasselbe Ziel hinauslaufen: die Märkte für unsere Industrieproducte nach Möglichkeit einzuschränken.

Hiezu kommt aber noch, dass die Handelspolitik Russlands und Englands zugleich nur eine Ergänzung ihres ganzen sonstigen Systems auswärtiger Politik ist. Russland gewinnt für seine aufblühende Industrie neue Märkte nur durch Eroberung. Jene Moskauer Fabrikanten, welche unlängst dem General Kauffmann bei dessen Durchreise durch ihre Stadt eine begeisterte Ovation brachten, wussten sehr wohl, was sie thaten; feierten sie doch in dem General den Eroberer des central-asiatischen Marktes. Durch die Angliederung der central-asiatischen Länder erwächst für die russische Industrie ein neues, von ihr ausschliesslich beherrschtes Absatzgebiet, auf Grund dessen die russische Fabrication ihre Spindelzahl, ihre Webstühle, ihre Drucktische, ihre Maschinenwerkstätten und Eisengiessereien zu derselben Zeit, wo alle anderen Länder darniederlagen, vergrössern konnte, wodurch für Handel, Transportgewerbe und Creditanstalten eine neue Belebung und eine Gegenwirkung wohlthätigster Art gegenüber der auch in Russland zuckenden Krise hervorgerufen

ward. Allein diese neuen Marktgebiete kann Russland, wie bereits bemerkt, nur dann für sich ausbeuten, wenn es dieselben ausschliesslich besitzt und mit seiner prohibitiven Zolllinie gegen aussen abschliesst, was immer die directe Eroberung voraussetzt.

England ist in dieser Beziehung in einer weit günstigeren Lage, indem es keine rechtlichen Monopole zu beanspruchen braucht, weil es bereits das factische Monopol besitzt. Um zu herrschen, braucht England nur eine abstracte Gleichberechtigung zu erlangen. Nichtsdestoweniger ist die vollständige Oeffnung eines Marktes für England, wie das Beispiel von Portugal, Egypten und anderen Ländern beweist, kaum etwas Anderes als eine Eroberung, und die englische Handelspolitik hat dies auch wiederholt anerkannt, indem sie, wo der Freihandel nicht mehr ausreichte, mit anderen Mitteln zu Felde zieht und die Concurrenz, wenn immer möglich, zu entfernen und zu beseitigen sucht. Das Auftreten Englands gegenüber der deutschen Dampfschifffahrt in den letzten zwei Jahren verräth genügend, in welcher Weise England bei scheinbarem Gewährenlassen der Concurrenz seine Tendenz auf ausschliessliche Herrschaft zu bethätigen weiss.

Bei diesen Verhältnissen und bei dieser Verkümmerung, die von Seiten der beiden grossen Mächte den producirenden Mittelclassen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zugefügt wird, ist es sehr natürlich, dass angesichts der gegenwärtigen Verwicklungen von einer warmen Sympathie für die eine oder die andere Macht keine Rede sein kann. Die einzige und für uns wahrhaft fördernde Politik kann nur die sein, dass wir unser Interesse dem Interesse, den Egoismus dem Egoismus entgegensetzen und mitten durch das Chaos von Ansichten, Sympathien und Wünschen, die bei der orientalischen Frage in's Spiel kommen, die Selbsterhaltung der durch Krisen aller Art am Rande des Abgrundes stehenden einheimischen Production in entsprechende Erwägung ziehen und in den Vordergrund stellen, weil sonst bei fortdauerndem Rückgang derselben unsere ganze Politik sich mit der Zeit in Luft und Nebel auflösen würde und die Völker nimmermehr in der Lage wären, auch nur die heutige Militärlast ferner zu tragen, während Russland und England in Verhältnissen wachsen,

die geeignet sein möchten, uns in die Abhängigkeit jener Mächte zu bringen.

Die Abschliessung Russlands gegenüber dem Handel seiner westlichen Grenzländer war nicht immer eine absolute und wurde keineswegs von jeher als das Ergebniss eines feststehenden handelspolitischen Systems betrachtet. Noch kurz nach Entstehung des Zollvereines war in dem letzteren die Erwartung verbreitet, es werde zwischen diesem neugeschaffenen handelspolitischen Körper und dem russischen Reiche eine Annäherung zustande kommen, die nicht nur den Waarenaustausch zwischen den beiden betheiligten Staaten, sondern ganz wesentlich auch einen damals von den Gründern des Zollvereines in's Auge gefassten Handelsverkehr Deutschlands mit Asien entwickeln sollte.

Wir besitzen über diesen Gegenstand eine Aeusserung des ausgezeichneten badischen Staatsmannes Nebenius aus dem Jahre 1835, welche im Hinblick auf die heutige Weltlage und die im Orient der Lösung entgegenreifenden Fragen von grossem Interesse ist.

„Der Handel Russlands mit Asien" — so sagt Nebenius — „concurrirt direct und indirect mit dem Verkehr, den das westliche Europa auf verschiedenen Wegen mit jenem Welttheile unterhält, der alle übrigen an Grösse und Dichtigkeit der Bevölkerung übertrifft. Der levantinische, ostindische und chinesische Handel der Engländer, Franzosen und Holländer empfindet bereits die Einwirkung des russischen Landhandels, der sich weit hinein nach Asien von der chinesischen Mauer bis zum Kaspischen und Schwarzen Meer*) erstreckt; aber diese Wirkungen werden noch zunehmen im Verhältniss zu den unendlich anwachsenden Mitteln des colossalen russischen Reiches.

„Durch die Erwerbung eines Districtes von 10.000 Quadratmeilen, der von Nomadenstämmen bewohnt ist, hat Russland seine Verbindungen mit dem inneren Asien und insbesondere mit Buchara erweitert und bedroht bereits die englische Herrschaft in Ostindien, obgleich der englisch-

*) Man beachte, dass diese Worte von Nebenius im Jahre 1835 veröffentlicht wurden. Seit dieser Zeit ist die russische Herrschaft wiederum um mehrere Grade gegen Osten verschoben, das ausschliesslich russische Handelsgebiet um viele Tausende von Quadratmeilen vergrössert worden.

ostindische Handel dadurch noch nicht viel gelitten hat. Auch ist eine schnelle Vernichtung dieses Handels nicht wahrscheinlich; würde sie eintreten, so wäre sie voraussichtlich die Folge von Unruhen in Indien selbst. Uebrigens muss man hoffen, dass der thätige Wetteifer beider Mächte in Unternehmungen des Friedens den Fortschritt im Osten befördern und auch Russland zum Heile gereichen wird.

„England, welches ganz Asien zu einer Erwerbsquelle für sich macht und die Märkte der asiatischen Türkei, Persiens und der benachbarten Länder vermittelst der Häfen von Smyrna, Trapezunt und des Persischen Meerbusens beherrscht, versucht jetzt sogar, sich einen Zugang nach China über Indien zu eröffnen, indem es vom Euphrat aufwärts strebt und zugleich durch einen Schienenweg über den Isthmus von Suez die lange Route um das Cap der guten Hoffnung abkürzt. Dementgegen wird Russland nicht anstehen, jede Möglichkeit zu benützen, die ihm seine Stellung in Asien bietet. Russland wird also versuchen, seine Herrschaft immer weiter auszudehnen. Das wirksamste Mittel jedoch besteht darin, dass Russland dem deutschen Handel einen Weg öffnet, um im Vereine mit ihm dem britischen Handel Concurrenz zu bieten, welcher letztere dem russischen Handels- und Transport-Gewerbe nichts einbringt, während die aus Deutschland nach Asien durch Russland transitirenden Waaren dem russischen Handel und Transportwesen vielfache Vortheile bieten . . . .

„Es ist klar, dass eine wechselseitige Herabsetzung der Zollsätze Deutschlands und Russlands zu diesem Zwecke stattfinden muss. Russland wird einen Ersatz dafür in der Production seiner transkaukasischen Provinzen finden; insbesondere in der steigenden Nachfrage nach Seide und Baumwolle, worin zugleich das sicherste Mittel liegt für eine raschere Entwicklung seiner Production und seiner Macht. Der Landhandel Russlands nach Asien wird mit dem englischen Seehandel nur dann concurriren können, wenn er europäische Erzeugnisse billiger auf den asiatischen Markt zu liefern vermag, und diese Erzeugnisse werden um so billiger zu liefern sein, je lebhafter der Verkehr auf der ganzen Transportlinie sich entwickelt.

Die Zeit ist jetzt gekommen, die zu einer solchen Unternehmung auffordert, und eine Reihe günstiger Ereignisse verspricht schnelle und befriedigende Erfolge. Wir rechnen hiezu: die Ausdehnung und Befestigung der russischen Herrschaft auf dem Schwarzen Meere, sowie die durch den Frieden von Adrianopel im Jahre 1829 bestätigte Erwerbung der Häfen an der Ostküste dieses Meeres; die ausgesprochene Abhängigkeit des persischen Reiches von Russland; das Recht der ausschliesslichen Schifffahrt auf dem Kaspischen Meere; die neuerdings bewirkte vollständige Unterwerfung der kaukasischen Volksstämme und schliesslich die Ausdehnung der russischen Herrschaft, die innerhalb weniger Jahre ihre Grenzen östlich vom Kaspischen Meere und nach den englischen Besitzungen in Ostindien hin um 280 Meilen erweitert hat.

„Die Wiederherstellung der alten Handelsstrasse über die Donau und das Schwarze Meer würde dem Continent den wichtigen Vortheil verschaffen, im Verkehr mit Asien von den Seemächten völlig unabhängig zu sein. Sollte jemals die Zeit wiederkehren, wo England den Ocean beherrschen und ein Seerecht aufstellen wird, das durch seinen besonderen ausschliesslichen Vortheil dictirt wäre, so wird wenigstens das Schwarze Meer ihm verschlossen bleiben und der Handel mit Asien nicht allein ohne Störung fortdauern, sondern uns auch in Hülle und Fülle mit den Producten versorgen, die England uns bietet oder durch eine Blokade von uns fernhalten könnte. Wir brauchen hiebei nur auf die Zeit von 1808 bis 1812 zu verweisen, wo alle Erzeugnisse der Colonien, wie Kaffee, Baumwolle, Farbhölzer u. s. w., einen enormen Preis erreicht hatten, um die ganze Bedeutung dieser Angelegenheit zu begreifen."

Was ist von dieser glänzenden Perspective, die Nebenius dem Zollvereine bei dessen Entstehung stellte, in Erfüllung gegangen? Die Antwort ist kurz: Nichts! Statt, wie Nebenius vorschlug, die Zölle zwischen Russland und Deutschland wechselseitig herabzusetzen, hat Russland seine Zollsätze viel eher erhöht, obwohl die Nachbarstaaten Russlands, Deutschland und Oesterreich, den russischen Importen immer bereitwilliger ihre Grenzen öffneten. Statt sein Assortiment von billigen einheimischen Waaren durch Hinzufügung der

feineren deutschen und österreichischen Artikel zu ergänzen und zu vervollständigen und dadurch gegenüber England concurrenzfähiger zu machen, hat Russland es vorgezogen, die asiatischen Märkte für sich allein in Besitz zu nehmen und einseitig auszubeuten. Von einem Transit mitteleuropäischer Waaren durch Russland nach Asien, an welchen Nebenius dachte, kann keine Rede sein, da Russland alle die Gebiete, wohin es seinen Fuss setzt, mit Zollschranken umgürtet. Es mag dies vom Standpunkte des nationalen Egoismus als natürlich erscheinen, aber ebenso natürlich ist auch die andere Folge, dass die übrigen Industriestaaten und insbesondere auch die mitteleuropäischen Nachbarländer Russlands hiedurch nicht nur das Interesse für Erweiterung der russischen Herrschaft verlieren, sondern auch in jeder Grenzerweiterung des östlichen Reiches eine Schmälerung, einen Verlust für ihre Industrie und ihren Handel erblicken müssen.

Im Laufe der gegenwärtigen orientalischen Verwicklungen ist diese Thatsache bestimmter hervorgetreten als jemals vorher. Denn sobald die Möglichkeit sich zeigte, es beabsichtige Russland die Occupation der Balkan-Halbinsel und eventuell die Besitznahme von Constantinopel, wodurch das Schwarze Meer zu einem innerhalb des russischen Prohibitiv-Systems gelegenen Binnensee geworden wäre — sobald regte sich auch der Widerstand der producirenden Classen Europas, welche jetzt schon durch die an der ganzen Ostgrenze von Tilsit und Königsberg bis Czernowitz und Odessa aufgerichtete eiserne Schranke schwer leiden und denen daher mit Recht jede neue Vergrösserung Russlands als eine in der jetzigen Zeit der Ueberproduction geradezu unerträgliche Verkümmerung ihres eigenen Absatzgebietes erscheinen muss.

* * *

Wenn, wie wir im Früheren nachwiesen, die bei Entstehung des Zollvereins an die befreundete Politik Russlands geknüpften Hoffnungen trügerisch waren, so hat nicht minder auch England sehr Vieles gethan, um das Interesse, welches unter anderen Verhältnissen die mitteleuropäischen Culturländer an den englischen Bestrebungen genommen hätten, sich zu entfremden. Wie wahr dies sei,

ergibt sich sehr klar aus einem Rückblick auf die handelspolitischen Ideen, die einst Friedrich List, nebst Nebenius das anregendste Element bei Entstehung des Zollvereins, der neugeschaffenen Gemeinschaft der deutschen Staaten gewissermassen als Programm in die Wiege legte.

In seinen prächtigen Aufsätzen: „Die politisch-ökonomisch-nationale Einheit der Deutschen" und „Ueber den Werth und die Bedingungen einer Allianz zwischen Grossbritannien und Deutschland", die beide aus dem Jahre 1846 stammen, entwirft List ein Bild der künftigen Welt-Politik, dessen Züge noch heute, also dreissig Jahre nach ihrer Veröffentlichung, an Actualität nichts verloren haben.

Von der Ueberzeugung ausgehend, dass einerseits Russland und andererseits die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowohl politisch wie industriell in der nächsten Zukunft einen colossalen Aufschwung nehmen würden, welcher nicht ohne wesentliche Benachtheiligung der englischen Handelsinteressen erfolgen könne, erblickt List die Rettung vor den aus einer solchen Eventualität für Grossbritannien entspringenden Gefahren in einem Protectorate Englands über Asien, politisch ermöglicht durch eine enge Allianz von England mit Deutschland und Oesterreich.

„England" — so lauten die Worte von Friedrich List — „ist durch das Entstehen und rasche Wachsen seiner riesenhaften Concurrenten angespornt, im gleichen Verhältnisse selbst zu wachsen. Die Mittel dazu findet es hauptsächlich in der Befestigung und Ausdehnung seiner Colonialmacht. Je mehr seine Colonien und Besitzungen in Asien, Afrika und Australien an Bevölkerung, Civilisation und Wohlhabenheit zunehmen, desto grösser wird die Zufuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen, daher grösser sein Absatz an Fabricaten, desto bedeutender also seine Bevölkerung, sein Reichthum, seine Finanzkraft, seine Schifffahrt, folglich seine Land- und Seemacht sein . . . . Einerseits der amerikanische Keil vom Westen her, andererseits der russische Keil, der vom Kaukasus her durch die todten Länder des Grosstürken und des persischen Schahs an die Grenzen des englisch-ostindischen Reiches heranzudringen droht, machen die energischeste Civilisirung Ostindiens zu einer Lebensfrage für Grossbritannien. Südasien ist bis jetzt von England nicht zum hundertsten Theile ausge-

beutet. Hundert Millionen Menschen, ein Territorium, vielmal grösser als ganz Europa und alle Producte der verschiedensten Klimate im Ueberfluss hervorzubringen geeignet, bieten gegenwärtig England einen Absatzmarkt für Fabricate im Werthe von nur wenigen Millionen Pfund Sterling, weil man sich bis jetzt nur geringe Mühe gegeben hat, die Grundeigenthums-Verhältnisse zu regeln, fremde Capitalien und Unternehmer in's Land zu ziehen, die Gesetzgebung und die Institutionen des Landes zu reformiren und die Transport-Anstalten zu verbessern. So wird eigentlich nur der Saum jener unermesslichen Länder längs der See-Ufer und auch dieser nur in nachlässiger Weise von dem englischen Handel ausgebeutet*) . . . Wer aber Hindostan von der See bis an den Himalaya reformirt und nicht allein durch die Schärfe des Schwertes, sondern auch durch die Wohlthaten der Civilisation sich unterwirft, der gebietet auch über ganz Mittel-Asien, Hinter-Indien, China, Japan und ganz Oceanien, der hat es in seiner Macht, die Cultur nach allen diesen Ländern zu tragen und die an Unterwürfigkeit und Arbeit gewöhnten Völkerschaften aus Ländern, wo sie dicht aufeinander wohnen, in Massen und in einem verhältnissmässig kurzen Zeitraum nach den wenig oder gar nicht bevölkerten oder cultivirten Inseln und Continenten der Südsee und des fünften Welttheiles zu verpflanzen, also im Osten eine neue Welt, eine zweite Riesenmacht zu gründen, die an Volkszahl die amerikanische und russische Macht wenigstens im Laufe der nächsten Jahrhunderte weit übersteigen, an Reichthum aber ihr mindestens gleichkommen könnte. . . .

„England wird seine Aufgabe lösen, indem es die vom Nil, vom Euphrat und Tigris, vom Rothen Meer und vom Persischen Meerbusen bespülten Länder gänzlich und für immer in seine Gewalt bekommt und sie auf's Festeste an sich kettet, wodurch vermittelst der Ueberwindung der Landenge von Suez der Weg nach dem südlichen Asien und Australien

---

*) In den dreissig Jahren, die seit Publication dieser Worte verflossen sind, hat sich allerdings in den Verhältnissen Ostindiens Vieles geändert. Aus der Herrschaft der Ostindischen Compagnie ist Indien in die Verwaltung der grossbritannischen Regierung übergetreten, welche insbesondere zu einem Eisenbahn-Systeme von mehr als 1300 geographischen Meilen den Anstoss gab. Immerhin sind die Zustände Indiens noch nicht consolidirt und in mancher Beziehung gefahrdrohend.

um zwei Drittel, nach China aber um die Hälfte verkürzt und Bombay von London in fünfzehn Tagen zu erreichen sein wird. Kleinasien und Egypten begreifen die fruchtbarsten Gegenden der Welt in sich, und da jetzt dort kein Landeigenthum besteht, so würde eine civilisirte Regierung ein gewaltiges Mittel in Händen haben, den Strom der europäischen Auswanderung nach jenen Ländern zu leiten. Durch Einführung des privaten Grundeigenthums und vernünftiger Institutionen und Gesetze dürfte England in wenigen Jahren ohne sonderliche Opfer diese Länder auf einen hohen Grad von Cultur und Civilisation emporzuheben vermögen. Ein englisches Reich, Kleinasien und Egypten, folglich beide Strassen nach Indien in sich begreifend, würde in jeder Beziehung das Halbweghaus zwischen England und dem Osten bilden. Hier würden Stapelplätze nicht nur für den englischen Handel, sondern auch für die englische Land- und Seemacht etablirt werden können. Hier, diesseits und jenseits der Landenge, würde sich die englische Seemacht concentriren. Von hier aus würden mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit Flotten und Armeen nach denjenigen Punkten im Osten geworfen werden können, wo man ihrer bedarf.

Kein lebender Mensch kann sagen, wann England die grosse Brücke herstellen wird, die über Gibraltar, Sicilien und Malta, Candia und Cypern nach Cairo und Suez, nach Damascus und Bassora, Bombay und Calcutta führt; aber das darf man keck sagen: das Menschenkind ist geboren, das alles dieses ausgeführt sehen wird .... Als gewiss betrachten wir, Grossbritannien werde in weniger als achtzig Jahren hundert Millionen Menschen zählen und mittelbar oder unmittelbar über 500 bis 600 Millionen Afrikaner, Asiaten und Oceanier herrschen, während sein Reichthum, seine Productivkraft und seine Macht in gleichem Verhältnisse wachsen werden ....“

Als die Mittel nun, durch welche England zur Durchführung einer solchen Politik befähigt würde, bezeichnet List folgende: 1. eine enge Allianz zwischen Grossbritannien und sämmtlichen deutschen Mächten; 2. die

Ausdehnung der Herrschaft der Länder des Deutschen Bundes über alle europäischen Besitzungen der Pforte. Die Mitwirkung aber, die in solcher Weise von Seite der mitteleuropäischen Mächte den Engländern geliehen würde, würden die ersteren nur dann zu leisten in der Lage sein, wenn sie als politisch, handelspolitisch und industriell vollkommen ausgebildete, kräftige Körper dastehen, und es habe daher England, weit entfernt, wie bisher durch Bündnisse mit der Bureaukratie oder den feudalen Schichten dieser Länder auf handelspolitische Connivenz und freihändlerische Gefälligkeiten hinzuwirken, vielmehr die gemässigten Schutzzoll-Systeme derselben nicht weiter anzufechten und in solcher Weise die Sympathien der regierenden Classen wie der eigentlichen Nahrungsstände mit seinem Interesse zu verknüpfen.

Wie hat Grossbritannien diesem Appell des weitblickenden Begründers des Zollvereins entsprochen?

* * *

Die im Früheren mitgetheilten Urtheile von Nebenius und Friedrich List beweisen in sehr entschiedener Art, dass diese Handelspolitiker — jedenfalls die bedeutendsten, welche der Zollverein jemals besessen hat — das Vorhandensein grosser und schwerwiegender Interessen Deutschlands im Orient anerkannten. Wenn man daher, wie jetzt wohl alle Welt zugibt, in dem „Bischen Herzegowina" eine Pandora-Büchse zu erblicken hat, die nicht mehr und nicht weniger als die Frage über die künftige Herrschaft im Orient in sich schliesst, so wird auch Deuschland schon um seiner handelspolitischen Interessen willen zu den orientalischen Angelegenheiten Stellung nehmen müssen. Die in Berlin so oft wiederholte Versicherung: „Deutschland habe nur ein entferntes Interesse an der orientalischen Frage", liesse sich wohl nur im Sinne jenes bemoosten Studenten deuten, welcher zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse wegen „entfernten Hochverraths" angeklagt, den entfernten Hochverräther zu einem noch entferntern zu machen beschloss, indem er sich über das Weltmeer salvirte. So könnte auch, wenn man in Deutschland fortfährt, die orientalischen Fragen als fernabliegende Angelegenheiten zu behandeln, der Orient wirklich für die deutschen Interessen sehr „entfernt" werden, indem er einfach hinter russischen Grenzpfählen verschwindet.

In Wirklichkeit ist es aber bereits ein offenes Geheimniss, der mächtige Leiter der deutschen auswärtigen Politik habe durch seine früher erwähnte Aeusserung nur markiren wollen, dass es Deutschland ist, welches sich bei einer aus den orintalischen Wirren entspringenden Verwicklung das letzte und deshalb entscheidende Wort vorbehält.

Mag man nun auch in Deutschland die Wahl des Zeitpunktes und die Art und Weise der Wahrung der deutschen Interessen im Orient wie bisher stillschweigend und mit vollem Vertrauen der Leitung des Reichskanzlers überlassen, so ist es doch andererseits gewiss, dass man unter einsichtigen Mitgliedern der deutschen producirenden Classen im Einklange mit den Ansichten von Nebenius und Friedrich List die Offenhaltung der Donaustrasse und der Wege nach Asien als ein vitales Interesse des geeinigten und mit so colossaler Wucht und so gewaltigen Aspirationen in's Leben getretenen Deutschen Reiches betrachte.

Jede grosse Nation bedarf eines Expansionsgebietes, am meisten aber die Deutschen, welche nicht nur zu den in rascher und gesunder Vermehrung begriffenen Völkern gehören, sondern deren einheimische Nahrungsquellen auch — wie die grosse und regelmässige Auswanderung beweist und die schwere industrielle Krise auch für künftige Zeiten anzudeuten scheint — für die anwachsende Bevölkerung wahrlich nicht allzu reichlich fliessen. Die deutsche Industrie ist — besonders seit dem Hinzutritt von Elsass-Lothringen — bereits zu gross geworden, als dass ihr der innere Markt genügt; sie ist bereits zu einem nicht unbeträchtlichen Theile ihrer Erzeugung auf den Export angewiesen. Wohin aber soll sich dieser Export richten? Im Osten weist Russland, im Westen Frankreich den deutschen Handel zurück. Oesterreich kann aus Rücksichten der Selbsterhaltung keine weiteren Concessionen machen, ja es muss in einzelnen bestimmten Fällen auf eine stärkere Zusammenfassung seiner wirthschaftlichen Kräfte dringen. Jenseits des Weltmeeres entwickeln sich die Vereinigten Staaten immer mehr zu einem Industrielande, welches künftighin jeden Einwanderer in sein Arbeiterheer stellen wird, mit der Bestimmung, dem Mutterlande die nachdrücklichste Concurrenz zu machen. Südamerika und die ostasiatischen Länder haben bisher dem Handel ein grösseres

Feld geboten als der Industrie, ganz abgesehen davon, dass der Deutsche in allen diesen Gebieten unter dem verkümmernden Drucke der englischen Industrie und des englischen Handels sich mühsam emporringt; und selbst dort, wo der deutsche Handel obzusiegen scheint (wie zum Beispiel in ostasiatischen Häfen), hat derselbe doch schliesslich dem englischen Kaufmanne nur den wirksameren Absatz — englischer Fabricate aus der Hand gewunden. Seitdem die Leiter der deutschen Politik nicht mehr blos preussische, sondern auch süddeutsche Interessen zu wahren haben und die frühere norddeutsche zu einer gesammtdeutschen Handelspolitik zu erweitern berufen sind, treten die Geschichte und die natürliche Configuration des Landes wieder in ihr Recht und muss man sich die Thatsache gegenwärtig halten, dass, so oft die deutschen Stämme zu einer gewissen Einigkeit gelangt waren — also unter den alten Kaisern zur Zeit Carl's des Grossen, Heinrich's III. und Friedrich's I. — sie die Verhältnisse im unteren Donau-Thal und im fernen Osten scharf im Auge hielten und dafür sorgten, dass hier nicht solche Staatsbildungen entstehen, die mit deutschen Interessen im Widerspruche waren.

Auch in der Gegenwart haben Deutschlands Handel und Industrie nicht ohne Erfolg von Neuem die Orientstrasse betreten. Mit Benützung der von Oesterreich geschaffenen Wege zu Wasser und zu Lande und gestützt auf den zuweilen grundlos verspotteten und doch im Ganzen trotz mancher Rückfälle ununterbrochen wirkenden Beruf Oesterreichs, „die Cultur nach Osten zu tragen", hat die deutsche Industrie in den südöstlichen Nachbarländern ein nicht unbeträchtliches Absatzgebiet gefunden. Den genauen Umfang dieses Handels zu bestimmen, ist bei der Unzulänglichkeit der statistischen Nachweisungen zwar nicht statthaft, doch geben die Tabellen der Waaren-Durchfuhr durch Oesterreich einige Fingerzeige, und wir stellen daher die vermuthlichen Ausfuhren an Fabricaten, die einerseits Oesterreich und andererseits Deutschland nach den orientalischen Ländern haben, in Folgendem zusammen.*)

*) Bei dieser Tabelle, die, wie bemerkt, nur annähernde Schätzungen enthält, haben wir als Exporte nach dem Orient zusammengefasst: 1. sämmtliche in den österreichischen Handels-Tabellen als Ausfuhr oder Durchfuhr über die Grenze der türkischen Länder (einschliesslich der Donaufürstenthümer) austretenden Waaren; 2. zwei Drittel der in den österreichischen Handels-Tabellen als über Triest aus-

Es betrugen nämlich diese Exporte im Jahre 1874 in Millionen Gulden österreichischer Währung:

Waarenclasse:	Aus Oesterreich	Aus Deutschland
Garne	0.5	2.7
Webe- und Wirkwaaren	27.4	37.3
Papier und Papierwaaren	6.0	1.0
Leder und Lederwaaren	3.7	3.6
Bein-, Holz-, Glaswaaren etc.	5.8	1.9
Metallwaaren	5.9	3.7
Maschinen, Instrumente und kurze Waaren	13.8	12.7
Chemische Producte	3.7	1.0
Literarische Gegenstände	0.8	0.5

Aus diesen Ziffern, so sehr dieselben auch noch der wünschenswerthen Genauigkeit ermangeln, ergibt sich doch jedenfalls, dass Deutschland heute schon in den orientalischen Ländern ein namhaftes Export-Interesse zu wahren hat, welches an Bedeutung wächst, je zahlreichere Märkte auf der westlichen Hemisphäre verschlossen werden; und hiezu kommt noch, dass der Verbrauch der östlichen Märkte in rascher Progression zunähme, wenn nur einmal geordnete Zustände in jenen von der Natur mit Segen, von den Menschen mit Unheil überschütteten Ländern herrschen würden. Demnach begäbe sich Deutschland eines grossen Theiles seiner materiellen Wohlfahrt und seiner handelspolitischen Zukunft, wenn es auf die energische Theilnahme an der Versorgung der südöstlichen Märkte, wozu Oesterreich mit voller Loyalität die Hand bietet, verzichten wollte.

Als durch die Ereignisse von 1866 das Ringen um die Herrschaft in Deutschland zu Gunsten Preussens entschieden und die dominirende Stellung des letzteren durch den Krieg mit Frankreich befestigt war, da brach sofort in massgebenden Kreisen Berlins die richtige Empfindung durch, es seien nun-

getreten verzeichneten Artikel. — In den Durchfuhren sind gewisse Mengen französischer, belgischer und schweizerischer Waaren enthalten, und insofern erscheinen nicht blos deutsche Artikel unter jenen Ziffern. Dagegen ist wiederum zu berücksichtigen, dass Deutschland auch über Venedig, Marseille, Odessa, sowie über norddeutsche, belgische, holländische und englische Häfen einen, wenn auch nicht allzu bedeutenden Ausfuhrverkehr nach dem Orient unterhält. So sind zum Beispiel die für die türkischen Bahnen bestimmten Drehscheiben aus Köln und Waggons aus Nürnberg über Antwerpen nach Salonichi und Constantinopel abgegangen.

mehr die Ursachen hundertjähriger Rivalität zwischen Oesterreich und Preussen, einer Rivalität, die der Gemeinsamkeit so unermessliche Opfer auferlegte, beseitigt und es werde das neue Reich, das trotz all' seiner Macht bei der grossen Zahl seiner Feinde einen zuverlässigen Bundesgenossen im Osten gar wohl gebrauchen könne, in Oesterreich nunmehr einen solchen Freund dann gewinnen, wenn der Donaustaat, die orientalischen Beziehungen zum Angelpunkte seiner Politik machend, mit Deutschlands Unterstützung als Entschädigung im Osten jenen Zuwachs an Macht und Einfluss empfangen werde, der ihm nach den schmerzlichen Vorgängen im Westen in so hohem Grade zukomme.

Sollte heute die deutsche Politik diesen Standpunkt aufgegeben haben? In Oesterreich sträubt man sich mit allen Kräften gegen eine solche Annahme. Unmöglich kann man glauben, es habe Deutschland das Drei-Kaiser-Bündniss nur deshalb gestiftet und es sei Oesterreich demselben nur deshalb beigetreten, um unter diesem Schilde die Geschäfte Russlands zu machen. Wie warm auch immer die Freundschaft der betheiligten Dynastien sei und wie ernst auch immer Deutschlands und auch Oesterreichs Staatsmänner ein gutes Einvernehmen mit Russland wünschen mögen, so gibt es dennoch nicht wenige Punkte — und am schärfsten treten sie wohl im Orient hervor — wo die Interessen Deutschlands weit mehr zu Oesterreich als zu Russland neigen.

Dieser Verwandtschaft, ja Gemeinschaft der Interessen fehlt aber bis jetzt die bestimmte dauernde Ausprägung. Eine Verständigung von Fall zu Fall, wie sie bisher stattfand, ist ungenügend, indem sie zu Zweifeln und Missverständnissen Anlass gibt und nicht jenen Rückhalt gewährt, welcher allein zur Beschwörung der grossen Gefahren ausreicht, die uns noch bevorstehen. Was uns noththut, ist daher ein festes Bündniss zwischen Deutschland und Oesterreich. Die bei der Mission des Grafen Tauffkirchen nach Wien in Vorschlag gebrachten Bedingungen würden wahrscheinlich auch heute noch die Grundzüge einer solchen Verständigung bilden, deren hochpolitischer Inhalt jedoch an dieser Stelle nicht näher erörtert werden soll.

Ein sehr wesentlicher Theil eines engeren Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich wäre aber jedenfalls

handelspolitischer Natur, und wenn wir auch der Meinung sind, es könne von einer eigentlichen Zolleinigung, wie sie vor Jahren geplant war, heute und künftighin nicht die Rede sein, so sind doch Elemente genug vorhanden, die eine handelspolitische Annäherung nicht nur wünschenswerth machen, sondern geradezu fordern. Denn die beiden mitteleuropäischen Hauptstaaten Deutschland und Oesterreich sind vermöge ihrer geographischen Lage der Gegenstand des schwersten und nachhaltigsten politischen und wirthschaftlichen Druckes, der von allen Seiten auf sie hereinbricht; dazu berufen, den Eckstein und Widerhalt Europas zu bilden, und von jeder Strömung, von jeder politischen Verwicklung berührt und getroffen, sind sie — besonders in dem bisherigen Zustand der Vereinzelung — zu grossen Anstrengungen, zu fortwährender Kriegsbereitschaft genöthigt, welche ausserordentliche finanzielle Mittel absorbiren, während doch die gegenwärtige handelspolitische Zerfahrenheit beider Mächte ihre wirthschaftliche Kraft zerreibt und vergeudet. Militärisch gepanzert und gerüstet, wie die Ritter des Mittelalters, gehen beide Mächte in die handelspolitische Schlacht wie die alten Berserker — in leichtester Gewandung! Hierin liegt ein Widerspruch, der Abhilfe fordert.

Seitdem durch die Abschliessung und rasche wirthschaftliche Entwicklung Nordamerikas das grösste Absatzland für europäische Fabricate an Bedeutung für uns gar sehr verloren hat, ist das Gebiet des Freihandels ein sehr beschränktes geworden. Zunehmende schutzzöllnerische Neigungen in den verschiedenen Ländern, steigende Verarmung ganzer Absatzgebiete, Einschränkung des Verbrauches in der ganzen Welt haben die Heerstrassen gewaltig eingeengt, wo bisher der freie Verkehr fluthete; und wo noch ein Raum für unsere mit Fabricaten befrachteten Schifflein wäre, da begegnen wir überall den mächtigen Flotten Englands und Frankreichs, die — ob mit oder ohne unsere Schuld, ist in diesem Falle gleichgiltig — mit einer auf weit überlegene Capitalien, amortisirte Fabriken oder langsam herangezogenes künstlerisches Geschick gestützten Production unseren Absatz verkümmern.

Die handelspolitischen Verhältnisse der Erde haben eine grosse Aenderung erfahren. Die Voraussetzung, auf welche

die Freihandelsschule früher ihre Doctrinen gründete, besteht nicht mehr. Die Gebiete des freien Handels sind allenthalben zusammengeschrumpft, und wo noch etwa ein kleines Absatzfeld offen stünde, da schreitet mit Elephantenfüssen die englische Ueberproduction einher, die auf industriellem Gebiete den Deutschen und Oesterreichern ebenso sehr überlegen ist, wie die deutsche oder österreichische Heeresmacht die englische Armee ohne Zweifel in den Staub treten würde. Ein jedes Land hat seine Specialität, und während Deutschland und Oesterreich erst nach ihrer staatlichen Gestaltung rangen und die Kräfte der Regierung und der Völker auf Sicherung der staatlichen Existenz vermittelst mächtiger Entwicklung des Heerwesens verwendeten, konnte England in aller Ruhe seine industrielle Production pflegen, ausrunden, organisiren, so zwar, dass Englands Dampfmaschinen, von denen jeder Athemzug dem Lande Millionen einbringt, sogar — wie die Geschichte der neuesten Verwicklung beweist – den Tausenden von Feuerschlünden des Continents, von denen jeder Athemzug den letzteren Millionen kostet, Trotz geboten hat.

Nach einer Auffassung, die namentlich in den Finanzministerien Deutschlands wie Oesterreichs stark vertreten ist, rühren alle Calamitäten der Gegenwart von der Börsenkrise her. Diese Auffassung ist bequem, denn sie wirft einerseits den Völkern die Hauptschuld zu und stemmt sich gegen jede Steuererleichterung, weil ja doch die Krise nur eine rasch vorübergehende Erscheinung sein könne. Diese finanzministerielle Weisheit hören wir nun schon seit Jahren vortragen, die Krise aber ist noch nicht gewichen. Es steht zu befürchten, dass sie in Mittel-Europa Bürgerrecht erlange und permanent werde, wenn wir noch immer auf dem Standpunkt des „laisser faire“ beharren.

Eine andere und, wie wir glauben, richtigere Auffassung erblickt die Ursache der Krise in dem Umstande, dass grosse Volksclassen nicht mehr lohnende Arbeit finden. Die besten Elemente unter den Völkern Mittel-Europas rufen nach Arbeit aber Niemand gibt sie ihnen. Den Export vermag sich diese Arbeit aus den früher angeführten Gründen nicht mehr zu verschaffen. Dazu kommt aber noch, dass ein grosser Theil des eigenen inneren Marktes unter die Herrschaft von Fremden gefallen ist, die ausruhten, während wir sorgten, die Capital

ansammelten, während wir fochten, und die, gestützt auf die Uneinigkeit der mitteleuropäischen Staaten, gerade dann auf unseren Märkten sich am meisten festsetzten, wenn wir alle unsere Aufmerksamkeit und Kraft auf grosse staatliche Anstrengungen zu verwenden gezwungen waren.

Wenn wir, um unsere Sätze durch ein praktisches Beispiel zu erhärten, einen Blick auf den Handelsverkehr zwischen England einerseits und Deutschland-Oesterreich andererseits werfen wollen, so fehlt es uns zwar an einheimischen statistischen Hilfsmitteln, doch geben die Handels-Ausweise Englands einen annähernden Aufschluss. Wie stellt sich demnach dieser Handelsverkehr im Jahre **1874**, wenn wir ihn mit dem Handel von 1864, also ungefähr dem entscheidenden Jahre der modernen Handelsverträge, vergleichen?

Im Jahre 1864 betrug die Einfuhr aus Deutschland-Oesterreich nach England 18·58 Millionen Pfund Sterling. Bis zum Jahre 1874 war dieser Betrag auf 24·5 Millionen Pfund Sterling gestiegen.*) Es sind demnach die Ausfuhren aus Mittel-Europa nach England, von denen die Manchesterschule uns so oft goldene Berge versprochen hat, um 31·8 Percent gestiegen.

In welchem Maasse haben sich dagegen die Einfuhren aus England nach Mittel-Europa entwickelt! Im Jahre 1864 importirten Deutschland-Oesterreich aus England an Producten der englischen Industrie 20·1 Millionen Pfund Sterling.**) Im Jahre 1874 dagegen betrugen diese Importe nicht weniger als 34·32 Millionen Pfund Sterling. Während also unsere Ausfuhren nach England in dem Jahrzehnt von 1864 bis 1874 nur um 31·8 Percent zunahmen, sind dagegen die Einfuhren aus England um 70·7 Percent gestiegen. Allein dies ist noch lange nicht Alles, denn in der Ziffer von 34·32 Millionen Pfund Sterling sind, wie bemerkt, nur die

*) Wir haben bei dieser Angabe zu den in den englischen Ausweisen als Einfuhr nach England aus Deutschland und Oesterreich erscheinenden Beträgen noch ein Drittel der angeblich aus den Niederlanden nach England geführten Waarenwerthen hinzugefügt.

**) Bei der Ausfuhr aus England, respective der Einfuhr nach Deutschland, haben wir ausser den directen englischen Sendungen nach Deutschland und Oesterreich von den nach den Niederlanden eingeführten Waarenwerthen die Hälfte und von den nach Belgien eingeführten Waarenwerthen ein Viertheil hinzugeschlagen.

eigentlich englischen Erzeugnisse verstanden, während doch auch England bekanntlich einen colossalen Zwischenhandel aus entfernten Welttheilen nach Deutschland und Oesterreich vermittelt. Für das Jahr 1872 wird dieser Zwischenhandel auf Grund der englischen Ausweise mit nicht weniger als 26·68 Millionen Pfund Sterling zu berechnen sein, so zwar, dass die Gesammt-Ausfuhr aus England nach Deutschland-Oesterreich in dem genannten Jahre volle 60 Millionen Pfund Sterling erreicht hat. Sehen wir nun auch von dem Jahre 1872 als einem abnormen Jahre ab, so können wir doch auch für regelmässige Zeiten eine Gesammt-Einfuhr aus England nach Mittel-Europa im Belaufe von ungefähr 50 bis 55 Millionen Pfund Sterling als sicher annehmen.

Wir haben nun hiebei nicht berücksichtigt, dass auch in der Summe unserer Ausfuhr nach England gewisse Mengen von russischen u. s. w. Waaren enthalten sein mögen, wodurch die oben angegebenen Ziffern von 18·58 Millionen im Jahre 1864 und von 24·5 Millionen im Jahre 1874 nicht einmal vollständig auf deutsche Rechnung fallen. Als Facit stellt sich demnach heraus, dass Deutschland und Oesterreich im Jahre 1874 von England einen Gesammtbetrag von 50 bis 55 Millionen Pfund Sterling empfingen, worunter reichlich 34 Millionen Pfund Sterling an englischen Producten und fast ausschliesslich englischen Fabricaten, während dagegen unsere Ausfuhr nach England nicht einmal ganz 24·5 Millionen Pfund Sterling erreichte.

Hieraus ergibt sich denn, wie auch jeder praktische Kaufmann und Industrielle längst weiss, dass Mittel-Europa das grosse Versorgungshaus für englische Fabricate ist, und es folgt weiter daraus, dass wir an England im Zwischenhandel den Kaufmannsgewinn von einem Umsatze von 29 bis 30 Millionen Pfund Sterling und den Arbeitsgewinn von einem Umsatze von 34 bis 35 Millionen Pfund Sterling überlassen.

Dieser Kaufmannsgewinn und Arbeitsgewinn aber, welchen England von uns erzielt, erscheint in deutscher und österreichischer Bilanz offenbar als kaufmännischer, industrieller und gewerblicher Entgang, und da fragt man noch, warum es bei uns an Arbeit fehle, und stellt tiefsinnige Betrachtungen darüber an, warum unser Wohlstand zurückgeht?

* * *

Die Freihandels-Politik, welcher Deutschland in erster Reihe und, ihm nachfolgend, auch Oesterreich zusteuerte, ist durch England selbst unmöglich gemacht worden. England selbst hat den stillschweigenden Vertrag gebrochen, welcher eine Freihandels-Politik für Deutschland einigermassen gerechtfertigt hätte, indem es die landwirthschaftlichen Producte, die es früher in bedeutenderen Mengen aus Norddeutschland nahm, nunmehr mit Hilfe der verbesserten und unendlich vermehrten Dampfschifffahrt weit überwiegend aus den Vereinigten Staaten, Russland oder den Colonien bezieht. Noch vor zwanzig oder dreissig Jahren bezog Grossbritannien ein Dritttheil bis die Hälfte seiner auswärtigen Getreidezufuhren aus Norddeutschland. In den letzten Jahren ist dieser Betrag bis auf ein Zwanzigstel gefallen; hiedurch sieht sich die Landwirthschaft Deutschlands von ihrem so lange und mit solcher Vorliebe gepflegten grossen Absatzgebiete mehr und mehr verdrängt, und obwohl die Partei der Agrarier, der in Norddeutschland unzweifelhaft ein grosser politischer Einfluss innewohnt, diese Sachlage noch verkennt und von einer Verbilligung der Arbeitslöhne, einer Einschränkung des Actienwesens und ähnlichen kleineren Mitteln noch eine Erleichterung ihrer Lage erwartet, so kündigt sich doch jetzt bereits ein Umschwung in den Ansichten an, als dessen Ergebniss die Ueberzeugung siegreich durchbrechen wird, dass eine Blüthe der deutschen Landwirthschaft nur durch die Blüthe der deutschen Industrie dauernd zu erreichen sein wird. Statt des entfernteren Marktes, von welchem die deutsche Landwirthschaft durch die Concurrenz mit Ländern von halber Cultur und billiger Grundrente verdrängt wurde, wird man suchen, den einheimischen Markt zu behaupten und zu pflegen, und wo dieser Markt noch fehlt, da wird man ihn durch ein Schutzzoll-System zu schaffen wissen, welches den Austausch zwischen Industrie und Landwirthschaft, der so natürlich ist, wie im Reiche der Natur die Wechselwirkung zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff, wesentlich in das Inland verlegt und dadurch dem Inländer, von dessen Steuer an Gut und Blut der Staat lebt, das ihm zukommende Quantum lohnender Arbeit sichert. In Oesterreich braucht diese Ansicht nicht mehr zum Siege zu gelangen, weil sie mindestens in der westlichen Reichshäfte bereits tiefe Wurzel gefasst und die

weit überwiegende Zahl der Gebildeten für sich gewonnen hat, wenn sie auch noch nicht zur wünschenswerthen klaren und bestimmten praktischen Ausprägung gelangt ist.

Sind nun aber diese Voraussetzungen richtig, so werden auch die beiden mitteleuropäischen Grossstaaten die Irrthümer, die sie gleichzeitig und ganz wesentlich auf englische Einflüsterung und unter dem Einflusse ihrer früheren Rivalität begangen haben, zu verbessern trachten, und sie werden, wie wir glauben annehmen zu dürfen, zur Erkenntniss gelangen, dass die Zeit von 1852 bis 1868, während welcher Periode Deutschland und Oesterreich bei wesentlich höheren Aussentarifen für ihren inneren Zwischenverkehr einen mässigen Differentialzoll einhoben, diejenige Zeit gewesen ist, in welcher die meisten Keime der modernen Grossindustrie theils gelegt, theils besser entwickelt wurden — eine Zeit endlich, in welcher Landwirthschaft und Industrie sich im Ganzen eines gesunden und gedeihlichen Wachsthums erfreuten.

In der That dürfte es für die beiden mitteleuropäischen Staaten, die von allen Seiten dem Stosse feindlicher politischer und commercieller Einflüsse ausgesetzt sind, kaum ein anderes und wirksameres Mittel der ungebrochenen Erhaltung in diesem Getümmel widerstreitender Interessen geben, als eine schärfere, klar durchdachte und energisch durchgeführte Vereinigung ihrer Kräfte für die Aufgaben des Krieges wie des Friedens. In handelspolitischer Beziehung würde diese Verbindung nicht mehr durch eine Zolleinigung zu erstreben sein — die unter selbstständigen Staaten bei der Complicirtheit des Steuerwesens und der sonstigen Interessen nicht durchführbar ist — wohl aber durch ein Zollbündniss, welches, nach Art des Vertrages vom 19. Februar 1853, mit Beseitigung der Clausel der „meistbegünstigten Nation“ für den Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich eine Zwischenzolllinie mit mässigen Zollsätzen herstellen würde.

Der Sinn dieses Bündnisses wäre der, dass die beiden Länder-Complexe Deutschland und Oesterreich zunächst den inneren Markt in einem bestimmten, ihnen gutdünkenden Umfange den Bürgern des eigenen Landes vorbehalten, denjenigen Theil des Marktes dagegen, den sie Anderen über-

lassen wollen, zunächst den Producenten des mit ihnen enger verbündeten Landes zuweisen.

Thatsächlich besteht ein solches Verhältniss bereits zwischen England und Frankreich, indem theils die billige Seefracht über den Canal hin, theils eine namentlich seit dem Kriege mit Deutschland deutlicher hervortretende bewusste Vorliebe die beiden grossen westlichen Nationen in ein gegenseitiges Ergänzungsverhältniss treten liess, bei welchem Frankreich seinen etwaigen Bedarf an Fabricaten (so weit es ihn nicht selbst deckt) vorzugsweise aus England nimmt, während England seinerseits den Zucker, das Mehl, die Weine und Luxuswaaren Frankreichs bevorzugt.

Man wende uns nicht ein, es könne eine solche Ergänzung nicht künstlich geschaffen werden, sondern jede Nation werde die von ihr nicht selbst erzeugten Waaren dort kaufen müssen, wo sie am billigsten zu finden sind. Diese Entgegnung, die allerdings so ganz der kurz rechnenden, auf die Einheimsung von Pfennigen bedachten und die Preisgebung von Gulden und Thalern befördernden Manchester-Theorie entspräche, halten wir für unstichhaltig, weil die Ueberlegenheit der Engländer und Franzosen keine immanente und durch ewige Naturverhältnisse bedingte, sondern mehr oder weniger künstlich, durch politische und wirthschaftliche Conjuncturen begünstigt und durch energische Anstrengungen der Völker und Regierungen überwindbar ist; weil die Deutschen und Oesterreicher entweder sofort oder binnen wenigen Jahren dieselben Waaren in gleicher Qualität erzeugen werden wie ihre Concurrenten, sobald sie nur einen gleich guten Markt haben; weil endlich die hiebei in Rechnung zu ziehenden politischen und finanziellen Interessen weit schwerwiegender und entscheidender sind als der vielgerühmte „Ankauf an billigster Quelle“, der für ein an der Spitze der industriellen Production stehendes, durch eine Geschichte von Jahrhunderten zusammengeschmiedetes und mit exclusivem Nationalgeschmack und Nationalgefühl ausgerüstetes Volk vortheilhaft sein mag, allein für die mitteleuropäischen, noch in der Constituirung begriffenen Staaten erst in zweiter oder dritter Reihe zu berücksichtigen kommt. Diese Staaten, zerfahren und zersplittert in Typus, Geschmack, in nationalen Wünschen, religiösen

Begriffen und politischen Idealen, bedürfen zuerst und vor Allem einer inneren Consolidirung, und in demselben Maasse, wie die letztere vor sich geht, werden sie auch die jetzt nothwendige schärfere Zusammenfassung der Interessen vermittelst des Zollsystems allmälig durch ein Walten freier, in den Bürgern selbst wirkender Kräfte zu ersetzen in der Lage sein.

Diese Zusammenfassung der wirthschaftlichen Interessen und Machtmittel ist für Oesterreich eine unbedingte Nothwendigkeit. Ob sie es auch für Deutschland sei, darüber wird man sich in Deutschland zu entscheiden haben. So viel aber ist sicher, dass ein isolirtes Vorgehen in beiden Reichen für b e i d e schwere Nachtheile mit sich bringt und ein Zollkrieg leider nur den übermächtigen westlichen Industriestaaten in die Hände arbeitet.

Der einzige Ausweg aus diesem Irrgarten liegt in der Rückkehr zu dem System des Handelsvertrages von 1853. Nur durch Wiederherstellung höherer Aussenzölle gegenüber den Provenienzen aus nichtbegünstigten Staaten bei gleichzeitiger Festhaltung mässiger (im Grossen und Ganzen etwa den jetzigen Vertrags-Tarifen entsprechender) Zollsätze auf der Zwischenzollinie wird es möglich, dass Oesterreich und Deutschland sich gegen den Westen nachdrücklich schützen, ohne dass ihr wichtiger gegenseitiger Zwischenverkehr zu leiden braucht. Für Deutschland hätte dies den Vortheil, dass es seinen inneren Markt, so weit er von englischen, französischen und belgischen Erzeugnissen überschwemmt ist, wieder in der Hauptsache für sich gewinnt, ohne dass sein wichtiger Exporthandel nach Oesterreich darunter besonders Noth litte. Der Vortheil für Oesterreich bestünde in der Verminderung des Druckes, der, von Westen kommend, vermittelst Deutschland — so lange letzteres Freihandelsgebiet ist und Freihandels-Interessen dient — auf Oesterreich geübt wird und sich bei Fortdauer der jetzigen Verhältnisse möglicherweise bis zum Unerträglichen steigern könnte. Zugleich würde die österreichische Landwirthschaft in Deutschland ein durch Differentialzölle gesichertes Absatzgebiet finden müssen, in welchem Falle der deutsche Markt für österreichischen und ungarischen Wein u. s. w. endlich wirklich bedeutend würde, während bei Fortdauer der Clausel der meistbegünstigten Nation in unseren Handelsverträgen jeder Gedanke an eine

ernstliche Concurrenz mit der französischen Weinproduction eine Illusion ist. Was vom Wein gesagt wurde, gilt vom Weizen, der Gerste und dem Vieh Oesterreich-Ungarns. Die Hauptsache aber wäre die Herstellung einer soliden Interessen-Gemeinschaft zwischen beiden Reichen, wodurch alle handelspolitischen und geschäftlichen Calculationen wieder einmal auf Jahrzehnte hinaus einen festen Boden erhielten. Und beide Reiche vereint könnten dann mit principieller Klarheit und Folgerichtigkeit ihre grossen wirthschaftlichen Interessen gegenüber dem Auslande vertreten, während die letzteren jetzt, ein Spiel der Winde, im Gefolge der leichtfüssigen Wendungen und Drehungen der Diplomatie einherzuschwanken gezwungen sind. Die Begünstigung des directen Handels unserer Seehäfen, die Lösung zahlreicher Eisenbahnfragen und insbesondere die Ordnung der Eisenbahn-Differential-Tarife, die Erleichterung des Imports nach Russland auf dem Landwege, die Offenhaltung der orientalischen Märkte — das Alles sind Aufgaben, die erfolgreich nur von einem durch ein deutsch-österreichisches Handelsbündniss geeinigten Mittel-Europa in Angriff genommen werden können.

Oesterreich und der Orient.*)

Das alte Wort des Sallust, dass Staaten durch dieselben Mittel, wodurch sie entstanden, auch erhalten werden, gilt heute wie vor zweitausend Jahren. In der Wiege Oesterreichs befand sich als edles und zugleich gefahrvolles Angebinde die Mission nach dem Orient. Lage und Name des Reiches weisen nach dem Osten. Die alte Ostmark war in militärischer Beziehung Europas Bollwerk, errichtet zur Sperrung der Donaustrasse, auf welcher seit den Tagen des Attila im fünften Jahrhundert bis zur letzten Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 die verwüstenden Stürme der tatarisch-türkischen Völker aus den weiten Steppen des Ostens gegen die Christenheit herangebraust kamen. Zugleich hatte Oesterreich vermöge seiner geographischen Lage die Bestimmung, das Organ zu sein, vermittelst dessen die commerciellen und handelspolitischen Beziehungen des mittleren und nördlichen Europa mit dem Orient geregelt wurden, und es würde in dieser friedlichen Seite seiner Mission eine gewisse Entschädigung für seine schweren militärischen Pflichten gefunden haben, wären nur nicht die Zwischenperioden so kurz gewesen, in welchen das Kriegsgetümmel vor dem milden Wirken des Handels und der Cultur zurücktrat.

Oesterreich trug schwer an den Lasten seiner militärischen Stellung, der meistgefährdeten, kostspieligsten und aufreibendsten in ganz Europa. Wiederholt wurden Land und Volk bis zur Vernichtung geschädigt. Sollen wir ein Bild der Ueberfälle der Hunnen, der Avaren, Magyaren und der anderen hochasiatischen Stämme entrollen? Es genügt, zu bemerken, dass, wie das „blutige Kentucky“ zweimal colonisirt wurde, so auch die Besiedlung Oesterreichs zweimal, ja, man kann wohl sagen, dreimal vor sich gehen musste; zuerst

*) Im Jahre 1875 in der Wiener „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht.

liessen sich hier, vor den Thoren der bis nach Mitteleuropa hinein vorgeschobenen russisch-pannonischen Steppe, nach dem Sturze der Römerherrschaft, die Baiern und verwandte deutsche Stämme nieder, die Schöpfer einer im Vergleiche zur römischen zwar minder intensiven, aber durchaus gesunden, jugendfrischen Cultur. Als die letztere im VII. und VIII. Jahrhundert durch die Hufe der avarischen Rosse zertreten, war es Carl der Grosse, welcher nach völliger Niederwerfung jenes wilden Reitervolkes die Marken Oesterreichs neu aufrichtete. Und als auch diese Schöpfung mitten im fröhlichen Gedeihen dem Ansturm der Magyaren im IX. und X. Jahrhunderte erlag, waren es nach der Schlacht auf dem Lechfelde die sächsischen Kaiser, sowie Kaiser Heinrich III. und die Markgrafen aus dem Hause Babenberg, welche Oesterreich neu gründeten. Allmälig erwuchs die Ostmark unter der Führung der erlauchten Habsburger zu einem Reiche. Aber schon nahte auch, im XV. Jahrhundert war es, eine neue turanische Fluth, diesmal aus dem Südosten, von der Balkanhalbinsel.

Sollen wir hier die Annalen der schrecklichen Türkenkriege aufschlagen? Wir glauben genug gethan zu haben mit dem Hinweise auf die wohlbeglaubigte Thatsache, dass allein im Jahre 1529, als die Türken zum erstenmale in die Erzherzogthümer eindrangen und Wien belagerten, nicht weniger als ein Drittel der Gesammt-Bevölkerung Oesterreichs niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft weggeschleppt wurde. Diese Ueberfälle aber wurden öfters erneuert. Denn alle die Völker zwischen den Karpathen und dem Aegäischen Meere waren von den Türken niedergeworfen, und die Blüthe ihrer Bevölkerung focht in den türkischen Reihen gegen Oesterreich. Ungarn war zur Operations-Basis gegen Deutschland umgeschaffen. Ofen, Erlau und Steinamanger waren Sitze türkischer Paschas, die von hier aus gegen die noch freien deutschen Marken, gegen die Erzherzogthümer, Steiermark, Kärnten und Krain losbrachen. Ofen war die vierte in der Rangordnung der türkischen Städte. Einhundertsechsundvierzig Jahre lang wehte der Halbmond von den Zinnen der Ofener Veste, und am 2. September 1875 waren es erst einhundertachtundachtzig Jahre, dass die Eroberung Ofens dem Herzog von Lothringen gelungen ist und

die Türken auf Nimmerwiedersehen von dort abzogen. Solche Thatsachen muss man sich gegenwärtig halten, um die Bilanz zwischen Oesterreich und der Türkei richtig zu ziehen. Während die westeuropäischen Länder, Dank der mannhaften Beschützung der Donaupforten durch Oesterreich und besonders durch Wien, von dem damals so gefährlichen Feinde der Christenheit verschont blieben und ihre moderne Entwicklung vorbereiteten, während Sully und Colbert bereits den Grund zu der glänzenden Industrie und dem Nationalwohlstande Frankreichs legten, während England bereits Capitalien ansammelte und die schönsten Länder fremder Zonen in Besitz nahm, da musste noch Oesterreich-Ungarn auf Vorposten stehen und der Zurückweisung der immer wiederholten Anstürme der Barbarei seine besten und edelsten Kräfte widmen.

Diese schwierige Mission war aber die Hauptursache, dass es den Kaisern aus dem habsburgischen Hause nicht gelang, der deutschen Kaiserwürde einen volleren Inhalt zu geben und die seit dem Untergang der Hohenstaufen durch päpstliche und welfische Politik zerrissene Einigung der deutschen Stämme wieder herzustellen. Rudolf von Habsburg hatte mit grosser Klugheit dies Ziel vorbereitet. Seine Nachfolger aber, durch wiederholte Theilungen ihrer Hausmacht geschwächt, verloren die Kaiserkrone an das luxemburg'sche Haus, und als sie dieselbe endlich im Jahre 1438 wiedergewannen, da standen schon die Osmanen gerüstet auf europäischem Boden und fielen, bald nachdem sie Ungarn überwältigt hatten, dem Reiche in die Flanken. Ausser mit dem Particularismus der Reichsfürsten und der Vergrösserungsgier der Franzosen hatten nun die Kaiser auch mit den Türken zu rechnen. Zwischen diesen Gegnern des Reiches bestand oft ein stillschweigendes oder auch ein ganz öffentliches Bündniss. Sowohl Franz I. von Frankreich, der Todfeind Carl's V., als auch Ludwig XIV., der Gegner Leopold's I. und Josef's I., standen in innigem Einverständniss mit den Türken. Zur Zeit Carl's V. belagerte eine vereinigte türkisch-französische Flotte Nizza und verwüstete die italienischen Besitzungen des österreichischen Hauses. Der gelungene Entsatz des heldenmüthigen Wien durch deutsche und polnische Krieger im Jahre 1683 war

ein Donnerschlag für Ludwig XIV., welcher zwei Jahre vorher, auf die Türkennoth bauend, sich mitten im Frieden Strassburgs, der westlichen Hauptveste des Reiches, bemächtigt hatte. Die vertraulichen Briefe Ludwig's XIV. an Kara Mustapha fand man in dessen Zelte, welches die Entsatztruppen vor Wien erbeuteten. Und als kurz darauf Oesterreicher und Deutsche, den Türken ihren Angriff auf Wien heimzahlend, offensiv gegen Letztere vorgingen und unter Ludwig von Baden und dem glorreichen Prinzen Eugen die Siege bei Salankemen und Zenta erfochten, da machte Frankreich zu Gunsten seiner bedrohten Freunde eine Diversion am Rhein, welcher es wahrscheinlich allein zu danken ist, dass nicht der Türkenherrschaft in Europa ein Ende gemacht, die Grenze Oesterreichs damals schon bis zum südöstlichen Meere vorgeschoben wurde. Es ist wichtig, diesen Zusammenhang fest in's Auge zu fassen. Wenn der gallische Hahn im Westen zu rufen begann, so antwortete im Osten das furchtbare „Allah il Allah!“ der Janitscharen. Wenn die Lilienbanner sich gegen Metz oder Strassburg in Bewegung setzten, so flatterte die Fahne des Propheten um die Mauern von Szigeth, Güns, Ofen oder Wien. Die Türken hatten damals zu Gunsten der Franzosen dieselbe Rolle übernommen, welche heute Frankreich gegenüber dem wiedererstandenen Deutschen Reiche den Russen zumuthen möchte. Mehrmals, wenn der deutsche Kaiser die Waffe gegen Westen richten wollte, zerschnitt der asiatische Krummsäbel die Sehne des erhobenen Armes. Ein perspectivischer Blick durch die deutsche Geschichte zeigt uns daher, dass, wie die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser der mit den Particularfürsten alliirten päpstlichen Politik erlagen, so die Habsburger durch die französische Politik, welche sich, nächst der separatistischen Elemente des Deutschen Reiches, vor Allem der Türken als Verbündeter bediente, von der Ausführung jener grossen Pläne abgehalten wurden, die sie für eine engere Einigung Deutschlands gefasst hatten. Die Wiener Hofburg — dies wird eine genauere Durchforschung der Archive leicht im Einzelnen beweisen können — war keineswegs so unempfindlich für die stolzen Traditionen der alten Kaisergeschlechter, wie eine tendenziöse Geschichtschreibung zum Oeftern es darstellte; Albrecht II., Max I., Carl V., Max II. und selbst

Leopold I. verfolgten die Consolidirung Deutschlands als eines ihrer Hauptziele. Aber es war ein Kampf, in welchem sie die von der französischen Diplomatie geleitete grösste Heeresmacht der damaligen Zeit — denn dies waren die Türken — zu Gegnern hatten. Vergeblich wehrten sich die habsburgischen Kaiser gegen die Schlingen eines Netzes, das eine raffinirte Staatskunst über ihr Haupt geworfen hatte. Von der systematischen Politik feindlicher Mächte umstellt und bewacht, von einem Theile der Reichsfürsten verrathen, von den treuen Elementen des Reiches nur lässig und nur von einzelnen kraftvoll unterstützt, selbst der eigenen Erblande nicht immer mächtig, dabei von Franzosen und Türken angefallen und dadurch zur Verzettelung ihrer Streitkräfte auf der langen Linie von Strassburg bis Ofen genöthigt, infolge aller dieser Anstrengungen fast immer mit finanziellen Verlegenheiten kämpfend, mussten endlich die späteren Habsburger in ihren besten Bestrebungen erlahmen, und man kann es vollkommen begreifen, dass im XVII. und XVIII. Jahrhundert eine möglichst auf dem Buchstaben der Reichsverfassung fussende Resignation gegenüber den deutschen Verhältnissen in der Hofburg zu Wien zur Staatsraison ward. Dass die Dinge eine solche Wendung nahmen, dazu hat die stets offene Wunde im Osten, dazu haben die Angriffe der Türken ihr gutes Theil beigetragen.

Es eröffnet sich hier für unsere Betrachtung ein klarer Zusammenhang zwischen der deutschen und der orientalischen Frage. Die gleichzeitige Lösung beider ist nicht geglückt. In beide Fragen verstrickt, blieb den österreichischen Staatsleitern nicht genug Freiheit und Kraft zur Erledigung der einen oder anderen. Jetzt aber, da die deutschen Verhältnisse consolidirt sind, da Deutschland, unerhört seit den Hohenstaufen, wieder ein Reich geworden ist und wie zur Zeit der glorreichen Babenberger für Oesterreich einen starken Rückhalt bilden kann, jetzt ist die Zeit gekommen, wo Oesterreich seine zwar friedliche und wesentlich auf volkswirthschaftliche Ziele gerichtete, aber darum nicht minder grosse und hoffnungsvolle Mission nach dem Osten wieder aufzunehmen berufen ist.

* * *

Wenn Handel und Verkehr im Donauthale nicht so entwickelt sind, wie in den Stromgebieten der Seine oder Themse, wenn an den Donaumündungen sich noch kein Holland oder Belgien gebildet hat, wie an den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde, so liegt der Grund davon keineswegs in einer Inferiorität der Donaugegenden an Naturgaben — denn es ist im Gegentheile ihre grössere Fruchtbarkeit notorisch, — sondern wir finden die Ursache des Zurückbleibens lediglich in den oft wiederholten Einbrüchen der asiatischen Völker, für welche die weidereichen Steppen der Moldau, Walachei und Ungarns, sowie die südlichen Abhänge des Balkan stets ein lockendes Ziel gewesen sind, um sich in diesen gesegneten Ländern niederzulassen und von dort aus, der Donaustrasse folgend, die angrenzenden Länder mit Plünderung und Krieg zu überziehen.

Wie wahr dies ist und wie sehr es nur diese Einbrüche gewesen sind, welche den tieferen Stand der Cultur im Osten verschuldeten, dafür geben die glücklichen Perioden den Beweis, in denen jene Länderstriche sich eines leider nur allzu kurzen Friedens erfreuten.

Eine solche Periode war die Zeit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert. Obwohl damals die Magyaren, kaum erst in die Reihe der christlichen Völker eingetreten, noch vollauf mit dem grossen Schritt aus dem Nomadenleben zur festen Ansiedlung beschäftigt waren und nur schwer sich in die europäische Ordnung fügten, so sehen wir doch zu jener Zeit die Cultur im Donauthale sich rasch und kräftig emporringen.

Es wirkte hiebei ein Factor mit, der später zum unermesslichen Schaden der Donauländer in Wegfall gerieth — die Welthandelsstadt Byzanz.

Vermittelst des oströmischen Reiches erstreckte sich damals die europäische Cultur noch bis zum „Goldenen Horn", und Constantinopel befand sich noch in der Hand eines, wenn auch in mancher Hinsicht entarteten, aber jedenfalls gebildeten, gewerbfleissigen und den Handelsbetrieb eifrig pflegenden Volkes. Mehr noch, Byzanz beherrschte den orientalisch-indischen Handel und leitete einen beträchtlichen Arm desselben in das Donauthal, wo Oesterreich ihn aufnahm und den westlichen Völkern übermittelte.

Was bedeutete Byzanz in damaliger Zeit? Nach dem Falle Roms war es die einzige Grosstadt und Weltstadt Europas. Byzanz hatte die Politik, die hierarchischen Mittel, die Traditionen, die Literatur, die Technik und Industrie der Griechen und Römer geerbt, und wenn es dieselben auch nicht in originaler Weise weiter entwickelte, so hat es sie doch für die späteren Zeiten aufbewahrt und verdankte ihnen eine Ueberlegenheit, welcher das Abendland nur seine frischere Kraft, seine ritterliche Tapferkeit und Todesverachtung entgegenzusetzen hatte. Byzanz war gleichsam das Paris der damaligen Zeit, ein Paris jedoch, ohne ein London, Wien oder Berlin an der Seite zu haben. Es war der Sitz des Luxus und dictirte die Moden. Seine Industrie stand auf hoher Stufe der Ausbildung. Hier blühte die Goldschmiedekunst, von welcher die Kirchen und Höfe des Abendlandes mit Geräthen und Geschmeide versehen wurden; hier war der Sitz einer vorzüglichen Waffentechnik; hier gingen viele Tausende von Webstühlen, um die vielbewunderten und viel begehrten Gold- und Seidenwebereien zu verfertigen, die beallen kirchlichen und ritterlichen Festen des Mittelalters eine so grosse Rolle spielten. Als Hauptstadt eines ausgedehnten und in vielen seiner Provinzen noch immer blühenden Reiches, als mächtiger Industrie- und Handelsplatz vereinigte damals Constantinopel die Schätze des Morgenlandes und Abendlandes in seinen gewaltigen Mauern. Der Geschichtsschreiber Arnold von Lübeck erzählt in seinem Berichte über die im Jahre 1204 vorübergehend erfolgte Besetzung Constantinopels durch die Kreuzfahrer: „In dieser Stadt wurde eine unzählige Menge von Pferden erbeutet; an Gold, Silber, seidenen und kostbaren Gewändern und Edelsteinen, kurz, an allem dem, was von den Menschen als Reichthum betrachtet wird, fand man so unermesslichen Ueberfluss, dass man bisher nicht geglaubt hatte, das ganze Reich besässe dessen so viel."

Von Byzanz aus liefen nun zahlreiche Verbindungen nach dem Donauthale und insbesondere nach Oesterreich. Im Tausche gegen die Droguen, Gewürze, das Elfenbein, die Edelsteine, die Seiden- und Goldstoffe Indiens, Kleinasiens und Constantinopels sendeten Deutschland und die nordischen Länder meistenstheils durch österreichische Vermittlung Wollentücher, Leinwand, Meth, Häute, Pelze und andere Producte

nach Byzanz. Wien und Enns waren Stapelplätze für die orientalischen Waaren, wo die Kaufleute des fernen Ostens und des europäischen Nordens zusammenkamen. Wie vielfältig diese Beziehungen waren, und wie mächtig überhaupt Byzanz und das oströmische Reich auf die Donaulande einwirkten, das ergibt sich am bestimmtesten aus zwei Thatsachen, die nur kurz erwähnt werden sollen. Die erste ist, dass die ungarische Krone aus Byzanz stammt; die zweite ist, dass von den zwölf Herzogen aus dem babenbergischen Geschlechte nicht weniger als drei mit Prinzessinnen vom Hofe zu Constantinopel vermält waren, während nur zwei Verbindungen österreichischer Herzoge mit Töchtern der deutschen Kaiser-Dynastien von der Geschichte damaliger Zeit verzeichnet sind.

Sehr gefördert wurden diese Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland durch die Kreuzzüge, welche letzteren, nebenbei bemerkt, selbst unter Voraussetzung des blindesten religiösen Eifers, ohne die durch das oströmische Reich vermittelten engen Beziehungen mit dem Morgenlande und ohne die durch den Handel geförderten Vorstellungen von den Schätzen und romantischen Herrlichkeiten des Orients gar nicht begreiflich wären. Es verdient erwähnt zu werden, dass zur Zeit der Kreuzzüge schon fast alle Handelsplätze und Einschiffungspunkte hervortreten, die heute im Verkehr mit dem Orient wieder eine Rolle zu spielen berufen sind. Das mächtige Heer, welches Gottfried von Bouillon zum Anführer hatte, ging über Wien und Constantinopel nach Palästina. Auch der Kaiser Conrad III. schlug die Donaustrasse ein; die Einschiffung erfolgte in Regensburg und Wien; die Donau war bedeckt mit Schiffen, welche dennoch kaum im Stande waren, die sämmtlichen Krieger aufzunehmen. Im Jahre 1188 kam Kaiser Friedrich der Rothbart mit zahlreichen deutschen Fürsten und einem Heere, das auf eine halbe Million Menschen geschätzt ward, die Donau herab nach Wien. Hier bereitete ihm die Stadt den herrlichsten Empfang. Dann ging die Heerfahrt weiter durch Ungarn über Constantinopel nach Syrien. Als etwas später Herzog Leopold der Tugendhafte von Oesterreich dem greisen Kaiser nachfolgte, schlug er mit seinen Schaaren den Weg über Brindisi ein, während die Rückkehr über die adriatischen Häfen erfolgte. Richard Löwenherz nahm dagegen seinen

Rückweg über Marseille; als er jedoch die Strasse von seinen Feinden gesperrt fand, kehrte er um, stieg bei Ragusa an's Land und zog über Wien, in dessen Nähe, bei Erdberg, der kühne Ritter erkannt und gefangen ward.

Wie sich aus unserer Zusammenstellung ergibt, gingen die meisten Züge nach Palästina durch Oesterreich. Hier erfolgte in der Regel die Einschiffung zur Donaufahrt, hier wurden Fahrzeuge und Fährleute gemiethet, hier verproviantirten sich die gewaltigen Schaaren, und es bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung, welche bedeutenden materiellen Vortheile aus dieser mächtigen Menschenbewegung resultirten, die bei einer (wenn auch öfters unterbrochenen) Dauer von einhundertsechsundsechzig Jahren für die italienischen und österreichischen Städte ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, wie heute die Auswanderung für die Hansestädte, für Havre und Liverpool.

Unter dem doppelten Einflusse des commerciellen und kriegerischen Verkehrs mit dem Orient nahmen die volkswirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs damals einen glänzenden Aufschwung. Auf der Donau herrschte eine Bewegung und zwischen den einzelnen Donaustädten bestand eine so enge Verbindung, dass wir uns heute nur schwer eine richtige Vorstellung davon machen. Ein eigener Donaugraf („Hansgraf“, Handelsgraf) hatte die Aufsicht über den ganzen Donauhandel. Derselbe kam regelmässig von Regensburg nach Wien und waltete bis Belgrad hinab seines Amtes. In Enns sass er zu Gericht „am Stucken“, in Wien im „Regensburger Hof“, in Ofen und Baja unter freiem Himmel, um die Handelsstreitigkeiten zu schlichten. Seine Pflicht war es ausserdem, die Rechte der vielen am Donauhandel antheilnehmenden Städte zu schützen, den ganzen Donauhandel in geregeltem Gange zu erhalten. Der Donauhandel war in vollem Flor. Zu den Märkten von Enns und Wien kamen Kaufleute aus Russland, Skandinavien, Norddeutschland, den Niederlanden, Lothringen und Burgund, um die auf zwei Wegen, nämlich donauaufwärts und über Venedig, herbeiströmenden orientalischen Waaren abzuholen. Und, wie immer die Welthandelsströmung auch den Gewerbefleiss weckt, so sehen wir schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in den Alpenländern den Bergbau sich regen. Salz und das seit uralter Zeit berühmte Eisen der

Steiermark und Kärntens waren dessen hauptsächlichster Gegenstand. Das rasche Entstehen zahlreicher Innungen und Zünfte gibt den Beweis für das Aufblühen der Gewerbe. Schon wird eine Münzordnung, werden Bestimmungen über Maass und Gewicht erlassen. Münzstätten bestanden in Wien, Enns und Wiener-Neustadt. Zollstätten waren Graz, Judenburg, Gmunden, Linz, Mauthausen, Stein bei Krems, Melk und Enzersdorf. In richtiger Erkenntniss der entscheidenden Wichtigkeit einer raschen und energischen Rechtspflege in Handel und Industrie, bestanden Landesgerichte in Orten, die selbst heutzutage nicht alle einen solchen Anspruch erheben könnten; wir nennen Hainburg, Marchegg, Laa, Eggenburg, Berg, Hütting, ferner Wiener-Neustadt, Bruck, Klosterneuburg, Krems, Wels, Ybbs, Enns, Linz und andere. Die Obergerichte, wo der Herzog selbst oder sein Vertreter dreimal des Jahres öffentlich, unter Gottes freiem Himmel, zu Gericht sass, waren Tulln, Mautern und Klosterneuburg. Kein Wunder daher, dass auch die Anfänge einer Codification bereits um das Jahr 1200 auftauchten; das österreichische Landrecht ist älter als der Sachsenspiegel oder der Schwabenspiegel und fusst, in deutscher Sprache verfasst, auf uralten vaterländischen Gewohnheiten, während in den Nachbarländern römisches und canonisches Recht Einfluss gewonnen. Wien selbst war bereits im Jahre 1198, also gerade in der Blüthezeit der Kreuzzüge, von Leopold dem Glorreichen zur freien Handelsstadt mit Stapelrecht erhoben, und ihre Satzungen spiegeln im besten Sinne den Geist der fortgeschrittensten italienischen und deutschen Stadtrechte jener Periode ab, indem sie den Bürgern einen ihrer grösseren Pflicht entsprechenden Vorzug einräumen, ohne den Fremden auszuschliessen; indem sie ferner für Handel und Wandel in energischer Weise sorgen.

Diese wenigen Züge beweisen kraft innerer volkswirthschaftlicher Logik die hohe Entwicklung Oesterreichs in damaliger Zeit. Während an der Themse noch die normännischen Barone ihre angelsächsischen Hörigen in harter Knechtschaft hielten, sehen wir bereits an der Donau den dritten Stand, den freien, selbstbewussten Bürger, sein Haupt erheben, und zwar im Einverständniss mit dem Landesfürsten und dem Reiche. Und während auf den Wiesenflächen und in den Eichenwäldern Grossbritanniens noch eine extensive Weide-

wirthschaft getrieben wird, erblicken wir in Oesterreich bereits ein ausgebildetes gewerbliches Leben, einen mächtigen Handelsverkehr, auf welchen gestützt die Herzoge bereits ein geregeltes, um nicht zu sagen modernes Staatsleben mit sorglicher Verwaltung, strenger Rechtspflege, blühenden Finanzen und einem wohlgefüllten Staatsschatze, welcher schon in Wien und anderen Orten mächtige öffentliche Bauten ermöglicht, zu gründen wussten.

Selbstverständlich war es jedoch nicht Oesterreich allein, welches die Früchte dieses Handels erntete, sondern es hatten an demselben ihren Antheil einerseits das grosse deutsche Mutterland, wo, charakteristisch genug, Jahrhunderte hindurch Regensburg die grösste und volkreichste Stadt gewesen ist, andererseits aber auch die unteren Donauländer, sowie überhaupt die zahlreichen Völkerschaften zwischen den Karpathen und dem Aegäischen Meere, die nach den Stürmen der Völkerwanderung endlich in feste Geleise gelangt und unter dem Einflusse der von drei Seiten, nämlich von Deutschland, von Venedig und von Byzanz auf sie einstrahlenden Cultur in erfreulicher Entwicklung begriffen waren, als plötzlich — das Schicksal dazwischentrat.

Wenn die Donau-Landschaften, zur Zeit der Babenberger in goldenem Lichte erscheinend, in den nachfolgenden Jahrhunderten wieder in Nacht und Nebel versinken — wo liegt die Ursache? Sie ist zu suchen in dem Abschneiden des indischen Handels durch die Einfälle der Türken und Mongolen in Kleinasien, und gipfelt in der Zerstörung des oströmischen Reiches, in der Eroberung von Constantinopel, in der dauernden Niederlassung der Türken in Europa.

Der Schiffer in südlichen Meeren sieht zuweilen am fernen Rande des Horizontes ein Wölkchen aufsteigen; mit der Hand könnte er es decken, so klein ist es. Aber es wächst und wächst und bäumt sich in wenig Stunden zum Sturme auf, welcher Mann und Schiff zu verschlingen droht. Ebenso unmerklich und still erfolgte anfangs der Anmarsch der Türken. Aus den Steppen zwischen dem Kaspischen Meer und den Ausläufern des Hindu-Kho, der eigentlichen und echten vagina gentium, aus diesen geheimnissvollen Gegenden, die während langer Jahrhunderte nur von einzelnen kühnen Forschern besucht und erst in unseren Tagen durch

den russischen Heereszug nach Khiwa vollkommen bekannt geworden sind, liessen sich die Türken, ein alter Stamm turanischer Nomaden und Krieger, im dreizehnten Jahrhundert nach Süden herab, wendeten sich westlich gegen Kleinasien, schoben sich unter Führung ausgezeichneter Herrscher keilförmig zwischen Araber und Byzantiner ein, überschritten den Bosporus, stürzten im fünfzehnten Jahrhundert das oströmische Reich und errichteten auf den Trümmern desselben ihr gewappnetes Zeltlager.

Von dieser Zeit an hört die vermittelnde Rolle auf, welche seit den Tagen der Griechen und Macedonier bis zum Untergange Constantinopels im Jahre 1453 die illyrische Halbinsel zwischen Asien und Europa gespielt hatte. An der wichtigsten Stelle auf der Balkanhalbinsel, an Bosporus und Dardanellen, da wo Europa und Vorder-Asien sich am innigsten berühren, da klaffte nun ein Abgrund. Das oströmische Reich, dessen Schwerpunkt in dem gewaltigen Byzanz mit seinen städtischen Interessen lag, war seinem inneren Charakter nach ein Handels- und Industriestaat, der seine Kriege, wie die Phönicier, wie die Karthager und theilweise auch das heutige England, widerwillig und nur mit Hilfe von Söldnern führte. Bei den Türken war dagegen der Krieg und die Eroberung Lebensprincip des Staates: ob Handel und Gewerbe blühten oder verfielen, das berührte nicht die Lebens-Interessen der herrschenden Classen, deren politische und materielle Bedürfnisse durch eine Art rohen Lehnwesens mit extensiver, durch die Frohnarbeit unterworfener Völker nothdürftig im Gang gehaltener Landwirthschaft genügend gewahrt schienen. Hatte das byzantinische Reich in Berücksichtigung der materiellen Interessen seiner gewerbfleissigen Städte und insbesondere des colossalen, mit Industrien aller Art gefüllten Byzanz, sich der Sorge für Häfen, Leuchtthürme, Brücken und Landstrassen nicht entschlagen können, so sehen wir dagegen bei den neuen Gewalthabern diesen Culturmitteln bestenfalls nur eine launenhafte und zufällige Beachtung zu Theil werden, ja es werden die Communicationswege systematisch verwahrlost. Erinnern wir uns ferner der grossen Entfernungen, der Uncultur der herrschenden Race, der Willkürherrschaft der Statthalter, der Zuckungen der unterworfenen Bevölkerungen, so wird es vollkommen deutlich, dass seit

der Errichtung der Türkenherrschaft nicht nur die einst so blühenden und dichtbevölkerten Landschaften Kleinasiens, Syriens und der Balkan-Halbinsel als Consumtionsländer für die mitteleuropäischen, und als Productionsstätten für asiatische Waaren mehr und mehr in Verfall geriethen, sondern von nun ab auch der indische Handel, dieser wahre und echte Culturträger für Europa, von seinem natürlichsten Wege völlig verdrängt wurde.

Verfolgen wir in aller Kürze das fernere Geschick des orientalisch-indischen Handels, so wendete sich derselbe nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken nach Egypten und machte Alexandrien und Damiette in raschem Anlauf zu blühenden Plätzen. Aber auch diese Pforte blieb verschlossen, als sich die Mameluken Egyptens bemächtigten, und es waren somit zu Ende des XV. Jahrhunderts alle herkömmlichen Ueberlandwege zum Orient unzugänglich geworden.

Hieraus resultirte ein riesiges Steigen der Preise aller indisch-orientalischen Waaren, welches nicht wenig dazu beitrug, den Unternehmungsgeist zu Seefahrten und Entdeckungsreisen anzuspornen. Eine colossale Prämie war auf die Auffindung eines Seeweges nach dem altberühmten Indien gesetzt, von welchem abgeschnitten zu sein, die europäischen Kaufleute und Consumenten nur schwer ertrugen. Es ist bekannt, dass auch Columbus, als er im Jahre 1492 zuerst auf Guanahani an's Land stieg, nicht anders glaubte, als dass er in Indien sei, wie er denn auch diese Gegenden mit dem Namen „Westindien" bezeichnete. So wundersam sind oft die Dinge dieser Erde verkettet, dass den Türken mittelbar das Verdienst gebührt, zur Entdeckung von Amerika beigetragen zu haben. Als die rohe Türkenfaust vernichtend auf Byzanz, den Herd der orientalisch-europäischen Cultur, niederfiel, da sprühten die gewaltsam verstreuten Funken in Gestalt von entdeckungsfreudigen Schiffen über den Ocean, um in fremden Welttheilen neue Brennpunkte der Civilisation zu entfachen.

Sechs Jahre nach der Entdeckung Amerikas fand Vasco di Gama den Seeweg nach dem alten östlichen Indien, und als dieser kühne Schiffer, ein Genueser wie Christoph Colon und mit den Ideen des orientalisch-indischen Handels genährt, nach zehnmonatlicher Fahrt seine vier portugiesischen Kiele vor Calicut im Jahre 1498 anlegte, da war Europa von der

Sorge befreit, durch die Gewaltthaten der Türken von den gewohnten indischen Producten abgeschnitten zu werden, es war aber auch der Ueberlandweg, bei welchem die Länder an der Donau und an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres die Vorherrschaft hatten, umgangen, im Rücken gefasst und es begann die Hegemonie der Staaten am Atlantischen Meere, die nun der Reihe nach den Handel nach Ostindien und mit demselben das Scepter im Welthandel an sich rissen.

Die am Ueberlandweg betheiligten Völker fühlten sehr wohl den erlittenen Schlag. Die Venetianer veranlassten den Sultan von Egypten, eine Flotte zur Zerstörung der Niederlassungen der Portugiesen nach Ostindien zu entsenden. Unternehmende Genueser versuchten sogar den alten Aushilfsweg über Persien und den Kaukasus zu eröffnen, indem sie mit dem russischen Czar in Verbindung traten. Aber der Sieg des Seeweges war entschieden; in die Hand gewaltthätiger und verkehrsfeindlicher Völker gelangt, konnte der Landweg, welcher sich ohnedies noch des beschwerlichen Karawanen-Transportes bediente, aus technischen wie politischen Gründen nicht mehr mit der Bahn auf offener See concurriren.

Portugal, das entdeckende Land des neuen Weges, erntete zunächst alle die Vortheile, die noch jederzeit mit der Vermittlung des indischen Handels verbunden waren. Wie Oesterreich unter den Babenbergern, so sehen wir Portugal unter Emanuel dem Grossen zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Wohlstand, Cultur und Macht rasch emporblühen, bis Philipp II. von Spanien sich des kleinen, aber hochentwickelten Landes durch gewaltsame Besetzung bemächtigte und durch verkehrte und unkluge Politik den Welthandel von den iberischen Gestaden vertrieb. Nun kam das Scepter in die Hand der spanischen Niederlande, wo sich Antwerpen und Brügge zu Welthandelsplätzen emporschwangen. Als aber auch hier der unglückselige Einfluss der finsteren Politik Philipp's II. sich immer schärfer geltend machte, rissen sich die nördlichen Provinzen, das eigentliche Holland, von Spanien los, warfen sich, durch ihren Freiheitskampf gestählt, mit aller Kraft auf den indischen Handel und behaupteten vermöge desselben das Uebergewicht in der Volkswirthschaft

Europas, bis sie, vom Mutterlande Deutschland getrennt und folglich auf ein zu kleines Machtgebiet gestützt, dem grösseren Caliber der englischen Nation unterlagen. Seitdem führte England, zumeist durch den indischen Handel bereichert, die Vorherrschaft in Seewesen und Handel, verstärkte dieselbe noch durch die Einfügung eines mächtigen Colonialbesitzes und einer colossalen Industrie, welche Factoren vereint ihm die wirthschaftliche Hegemonie gewährleisten, die um nichts weniger vollkräftig besteht, wenn sie auch nach Kaufmannsart klug verhüllt ist und wenn auch manche continentale Politiker, wie so oft schon, vom Verfalle Englands reden.

* * *

Wenn diese Betrachtungen, indem sie die Stellung Oesterreichs zu dem orientalischen Handel in Erwägung zogen, auf die Geschichte zurückgriffen, so geschah dies in der bestimmten Meinung, ja Ueberzeugung, dass in Oesterreich kein Beweis stärker sei, als der historische. Mehr wie jedes andere Reich ist Oesterreich nicht naturrechtlich construirt, sondern in langsamem Werdeprocess historisch aufgebaut worden und zusammengewachsen. Das Wort des Weisen: „Was war, wird werden!“ gilt in bemerkenswerthem Grade von diesem Reiche, dessen letzte Aufgabe darin besteht, die historischen Grundlagen seiner Existenz mit den berechtigten Strömungen der Zeit in ein harmonisches Verhältnis zu bringen.

Von diesem Standpunkte ausgehend, wendeten wir den Blick in jene Zeiten zurück, wo Oesterreich im orientalischen Handel eine wichtige Stellung einnahm, eine Stellung, welche das rasche Aufblühen der alten Ostmark unter den Babenbergern in erster Reihe zur Folge hatte. Wir sahen aber ferner, dass der Sturz des oströmischen Reiches, die Niederlassung der Türken auf der Balkan-Halbinsel und die Entdeckung des Seeweges nach Indien diejenigen schwerwiegenden Ereignisse waren, welche in diese glückliche Entwicklung einen Riss machten, woraus denn weiter folgt, dass nur eine Zurückführung des indisch-orientalischen Handels auf den Landweg über Constantinopel das entscheidendste Mittel sein wird, um der Balkan-Halbinsel, dem Donauthale, den österreichisch-ungarischen Ländern neues volkswirthschaftliches Leben einzuhauchen.

Eine solche Zurückführung des wichtigsten Verkehrs der Erde in sein altes Bett kann nur geschehen durch das Communicationsmittel der Neuzeit — durch Eisenbahnen. Die wichtige Angelegenheit einer Theilnahme am orientalischen Handel ist eine Frage der Communicationswege geworden.

Die Eisenbahnen, die bestimmt sind, den indisch-orientalischen Handel über den Landweg, d. i. über Oesterreich zu leiten, zerfallen in zwei Theile, einen europäischen Theil und einen asiatischen.

Die europäischen Linien, die man gewöhnlich als die türkischen Bahnen bezeichnet und die in der Hauptsache aus zwei sich kreuzenden Linien bestehen, wovon die eine von der bosnischen Grenze bis Constantinopel, die andere von der serbischen Grenze bis Salonichi streicht, sind bekanntlich schon zum grösseren Theile fertiggestellt. Es soll hier nicht darauf zurückgegriffen werden, welch' bedeutender Nachtheil auch hier wieder den österreichischen Interessen zugefügt wurde, indem die türkische Regierung den Bau der Bahnen nicht von den Anschlusspunkten des österreichischen Bahnnetzes, sondern von den Seehäfen aus beginnen liess, wodurch sowohl die Ausrüstung der Bahnen selbst, als auch die stetige Versorgung der durch die Bahnen erschlossenen Märkte zu Gunsten der seewärts eintretenden englischen und französischen Industrieproducte monopolisirt wurde. Nachdem dieser Fehler jedoch einmal begangen, handelt es sich darum, dass Oesterreich schnellstens sich der Vortheile der neuen Communicationsmittel bedienen könne wie seine Concurrenten. Aber leider fehlen sowohl auf der serbischen wie auf der bosnischen Seite bis zum heutigen Tage noch die Anschlüsse. Leider klafft noch eine Lücke von mindestens vierzig Meilen zwischen den Endpunkten des österreichischen und den Anfängen des türkischen Bahnnetzes. Hier hat also Oesterreich-Ungarn seine nächstliegende Aufgabe zu erfüllen, indem es mit seinem ganzen Gewichte auf die schleunige Herstellung der Anschlüsse dringt, ja wir halten die hier in Frage gestellten Interessen für so vitaler Natur, dass die österreichisch-ungarische Regierung ihr Militär-Budget nicht würde rechtfertigen können, wenn sie noch länger gestattet, dass die grossen Routen des Welthandels vor ihrer Thür durch die Besorgnisse einer verkehrsfeindlichen Nation oder durch Ein-

flüsse fremder Concurrenz gewaltsam verlegt werden. Auch glauben wir, dass das Deutsche Reich in dieser Frage durchaus zu Oesterreich stehe; denn gleich wie Oesterreich ein freundliches Interesse daran hat, dass die Bahnen zwischen den nordischen Seehäfen und der deutsch-österreichischen Grenze offen sind und prosperiren, ebenso ist Deutschland vermöge des Transits wie seines Eigenhandels dabei interessirt, dass nicht die österreichischen Linien von den südlichen Häfen Constantinopel und Salonichi abgeschnitten seien. Diese ganze Frage der türkischen Bahnanschlüsse ist also einfach genug, und Oesterreich muss sie lösen, will es anders nicht auf seine Grossmachtstellung verzichten und seine von wirthschaftlichen Bedrängnissen ohnedies schon hart getroffenen Staatsbürger den unklugen Massregeln eines Nachbars preisgeben, dessen Schuldbuch gegenüber Europa wahrlich schon übervoll ist.*)

Was jedoch den zweiten Theil des orientalischen Bahnnetzes betrifft, den asiatischen nämlich, so hat dabei jener Staat das Hauptwort zu reden, welcher bisher aus übelverstandenem Interesse sich passiv, wenn nicht feindlich verhalten hat — England.

Englands Ideal ist stets der Seeweg. Im Besitze der stärksten Marine, als Insel mit den entferntesten Küsten in Verbindung und zugleich, so lange nicht der Tunnel unter dem Canal gebaut sein wird, ohne nahe Aussicht auf directe Eisenbahn-Anschlüsse, sucht Grossbritannien überall die Seewege vor den Landstrassen zu bevorzugen. Erst nachdem der ostindische Handel auf den Weg um das Cap der guten Hoffnung gedrängt war, vermochte England in demselben die dominirende Rolle zu spielen. Der von Indien entfernteste Theil Europas wurde, Dank der Seestrasse, gewissermassen Indiens nächster Nachbar.

---

*) Seit dem Jahre 1875, wo diese Zeilen geschrieben wurden, sind die Anschlüsse der türkischen Bahnen, dank energischen Eingreifens der österreichisch-ungarischen Staatsmänner, unterstützt von der deutschen Diplomatie, im Gegensatze zu englischen Machenschaften, endlich erfolgt, wobei die Bestimmungen des Berliner Friedens von 1878 sich besonders förderlich erwiesen. Allein der Gebrauch, der von diesen Bahnen gemacht wird, entspricht nicht entfernt dem, was diese Bahnen für die betheiligten Länder sein könnten. (Anmerkung des Verfassers.)

Alle Völker, welche den Engländern den Verkehr auf dieser Route streitig machen könnten, werden von ihnen mit scharfen Blicken überwacht. Als Concurrenten könnten zunächst diejenigen Länder auftreten, welche an der Küstenstrecke des Atlantischen Meeres zwischen der Meerenge von Gibraltar und Jütland liegen. Allein von diesen Küstenländern sind die Hansestädte bisher noch allzusehr vom Binnenland geschieden gewesen; Holland und Belgien in ihrer Vereinzelung sind zu klein, die Franzosen anderweitig genug beschäftigt, und die Spanier und Portugiesen, die durch Geschichte, geographische Lage, sowie durch den Besitz guter Häfen und genügender Kohlenlager unter günstigen Verhältnissen die gefährlichsten Concurrenten der Engländer im Verkehr mit Indien sein könnten, befinden sich in chronischem politischen Siechthum, zu dessen Heilung, wenn man aus älteren Schachzügen wie aus den neuerlichen Waffenlieferungen an die Carlisten einen Schluss ziehen darf, Grossbritannien beizutragen nicht eben gewillt ist. Ueberdies hat letzteres durch seine Niederlassungen an der Goldküste und am Cap der guten Hoffnung für seine Hochstrasse der See die erforderlichen Stationsplätze geschaffen, während es gleichzeitig Gibraltar wie einen Riegel vor das Mittelländische Meer legte, um jeden Flankenstoss in die Seite seines dichtgedrängten Schiffsverkehres mit Indien abzuwehren. Es hatte sich demnach England den Seeweg nach dem fernen Osten so wohl zurechtgelegt und hergerichtet, dass ihm jede Aenderung der bestehenden Verhältnisse unerwünscht sein musste.

Bei dieser Sachlage wird der Widerspruch erklärlich, den England anfangs dem Projecte des Canals von Suez entgegensetzte, welch' letzterer den Küstenstaaten des Mittelmeeres im Vergleiche mit England einen Vorsprung im Handel mit Indien zu gewähren schien. Die Zeitgenossen entsinnen sich, wie, bei diesem Punkte angekommen, der englische Egoismus wahrhaft naive Formen annahm, wie insbesondere ein so bewährter Ingenieur wie Stephenson den vermeinten kaufmännischen Interessen der Heimat das Opfer des Intellectes brachte mit der Erklärung: der Canal von Suez sei unmöglich, weil ein Niveau-Unterschied zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere bestehe! Wie dem nun sein mag, eine Thatsache ist es, dass es des ganzen, durch

die Kriege in Italien und der Krim so hochgestiegenen Einflusses von Frankreich bedurfte, um den Widerspruch Englands gegen den Canal von Suez zu beseitigen. Indess der Canal ward gebaut, und als er bestand, da war es — England, welches den Löwenantheil von demselben davontrug. Mit seiner riesigen Capitalskraft schuf es ganze Flotten schnellsegelnder, den Dimensionen des Canals angepasster Dampfer, vermittelst deren es den Verkehr durch das Mittelmeer forcirte, und die Bedeutung Grossbritanniens als Centrum des Welthandels und der Industrie ist so gewaltig, dass die ostasiatischen Producte immer noch, ungeachtet der grösseren Nähe der Mittelmeerhäfen, bei directem Anfahren des entfernteren englischen Marktes Convenienz finden. Von 1173 Schiffen, welche im Jahre 1873 den Suez-Canal passirten, gehörten nicht weniger als 761, also annähernd drei Viertheile der Schiffe der englischen Flagge an. Profitirt also England in commercieller Hinsicht von der durch französische Capitalien bewirkten Canalisirung der Landenge von Suez, so ist der politische Einfluss Englands in Egypten wesentlich gewachsen durch die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, von welchen nächst Italien kein Staat in seiner kaufmännisch verschwiegenen Weise grössere Vortheile zog als England. Indem seit dieser Zeit Frankreich seine ganze Politik gegen Deutschland kehrt, verzichtete es im Mittelländischen Meere auf jene weitsichtigen egyptisch-indischen Pläne, die schon Bonaparte als Erster Consul verfolgt hatte. England erfreut sich daher in voller Ruhe des Gebrauches des Canals, und wir können sehr wohl den Satz vertreten, dass die Ereignisse von 1870 und 1871 für den Ueberlandweg nach Indien und das Project der orientalischen Eisenbahnen insofern nachtheilig waren, als die Engländer, im ungefährdeten Besitze des Suez-Canals, nunmehr weniger geneigt sein werden, die Ueberlandbahn durch Kleinasien und die Euphratlande zu begünstigen. Und ohne England, wir wiederholen es, werden auf längere Zeit hinaus weder die Capitalien, noch die Machtmittel und Culturmittel verfügbar sein, die zur Errichtung und Fruchtbarmachung der asiatischen Bahnen unbedingt nothwendig sind. Wir glauben aber auch, dass für Grossbritannien schwerwiegende Gründe vorliegen, welche für eine geänderte Stellung der in volkswirthschaftlicher Hinsicht

dominirenden Nation zur wichtigsten europäischen Frage sprechen dürften.

Bei dem Umstande, dass Grossbritannien den überwiegenden Einfluss auf die beiden Seewege besitzt, die einerseits um das Cap und andererseits durch den Canal von Suez nach Ostasien führen, würde es die englische Politik wahrscheinlich am liebsten sehen, wenn die eisige Majestät des Himalaya in geschlossener Kette vom Dawalaghiri bis Egypten reichte und dadurch jede Möglichkeit eines Ueberlandweges und somit auch einer Eisenbahn nach Indien für alle Zeiten beseitigt wäre. Allein so liegt die Sache nicht. Die chinesische Mauer, welche England im Rücken Indiens ziehen möchte, hat im Nordwesten eine grosse Lücke, und gegen diese Lücke, durch welche mit Ausnahme der zur See gekommenen Europäer alle Eroberer Indiens von Alexander dem Grossen bis auf Timur, Sultan Babr und Nadir Schah eingedrungen sind, sieht man seit Jahren einen gefährlichen Feind auf geräuschlosen Socken, aber mit langen Schritten losgehen.

Seit den Niederlagen, welche Russland in der Krim durch England und Frankreich erlitten, hat das riesige Czarenreich seine Operations-Basis gegen Asien um dreissig oder vierzig Grad weiter nach Osten verlegt. Die Spitze seiner Action richtet sich nicht mehr gegen Constantinopel, sondern gegen Bombay und Calcutta, nicht mehr gegen den „kranken Mann“ am Goldenen Horn, sondern gegen den gesunden Hintermann desselben, an dessen Widerstand die Absichten des Kaisers Nikolaus vor zwanzig Jahren scheiterten, gegen England mit seinem verwundbarsten Punkte: Indien.

In verhältnissmässig kurzer Zeit hat Russland den Widerstand der Bergvölker im Kaukasus völlig gebrochen und lässt dort vermittelst seiner Ansiedlungen eine russische Schweiz entstehen, welche in Bezug auf Asien ebenso offensiv sein wird, wie die europäische Alpenburg jetzt defensiv ist. Jenseits des Kaspischen Meeres, in dem allezeit wichtigen Turkestan, das in Asien ungefähr dieselbe centrale Lage hat wie Deutschland in Europa, breitet sich die russische Macht, dem Sir-Darja und Amu-Darja folgend, immer weiter aus, und hat schon durch Besitznahme von Taschkend, Chodschend und Samarkand und durch ihren massgebenden Einfluss in Bokhara die schönen und entwicklungsfähigen

Landschaften gewonnen, welche längs der Vorberge des Hindu-Kho über Balk und Herat seit den Tagen des macedonischen Alexander die Staffeln und Schlüsselpunkte zu dem Induslande bilden. Mit dem uralten Räuberneste Khiwa ist vor kaum zwei Jahren eines der wenigen Vorwerke gefallen, die England als Aussenposten seines indischen Reiches zu betrachten gewohnt war, und schon sind die Russen mit eiserner Energie daran, die Turkomanen völlig zu bändigen; nicht mehr allzulange wird es dauern, bis diese kriegerischen Horden zu einem südöstlichen Kosakenheere umgeschult sind, welches, erfüllt von stolzen, an Timur und Babr anknüpfenden asiatischen Erinnerungen, dabei aber inskünftig europäisch bewaffnet und von russischen Officieren geführt, sehr wohl den Kern eines rasch beweglichen und wenig bedürfenden Invasionsheeres gegen Indien abgeben könnte. Dass den Russen solche Umwandlungen barbarischer Völker besser gelingen, als den von vorgefassten Ideen geleiteten Angehörigen westlicher Nationen, darf als eine feststehende Thatsache angesehen werden. Ueberdies sind alle die Stämme Turkestans und Afghanistans seit Jahrtausenden gewohnt, auf das herrliche, schätzereiche Indien mit jener theils romantischen theils habsüchtigen Gier herabzublicken, wie einst die rauhen Völker des europäischen Nordens und Ostens auf Rom und Byzanz. Sollte daher der weisse Czar die Sturmfahne gegen Indien erheben, so würde es ihm ein Leichtes sein, ganze Bevölkerungen aufzubieten, und kein Hinderniss wird dann das englische Gold sein, weil Russland zu dem eigenen Golde, welches es den raubgierigen Verbündeten liefert, stets auch die gesammte Casse des Feindes, das heisst Indien selbst, hinzu versprechen kann.

Im Laufe eines halben Menschenalters ist die russische Schlachtlinie gegen Asien ungemein verlängert worden. Wenn wir den Blick von den Donaumündungen ostwärts über die Krim mit dem wiedererstehenden Sebastopol, das Schwarze Meer, über den Kaukasus, die kaspische See, den Attrekfluss entlang, über den Aralsee bis an die Wände des Hindu-Kho gleiten lassen, so sehen wir ein Schachbrett vor uns, dessen schwarze und weisse Felder abwechselnd mit Heeren und mit Dampferflotten, mit Landbefestigungen und maritimen Streitkräften besetzt sind, eine Aufstellung, die

ihre Stirn gegen Süden kehrt und, wenn auch noch an manchen Stellen locker geschichtet, doch von Odessa bis Bokhara keine eigentlich bedenklichen Lücken mehr hat. Dabei geht der russische Kaufmann stets im Geleite und an der Seite des russischen Generalstabs-Officiers, so dass beide sich in die Hände arbeiten und vermittelst des Handels und des Absatzes russischer Fabricate die asiatischen Länder selbst die Mittel zu ihrer späteren Annectirung liefern müssen, während rückwärts, im alten eigentlichen Russland, das Eisenbahnnetz sich immer mehr verdichtet und dadurch die Peripherie und die Grenzländer des ungeheuren Reiches immer enger, immer kräftiger an das Centrum der russischen Macht herangezogen werden.

Aus seiner langgedehnten Schlachtlinie, welcher nirgends ein schlagkräftiger Feind gegenübersteht, vermag nun Russland nach Belieben hier oder dort einen Angriffsstoss zu führen. Sollte sich z. B. die Constellation des Krimkrieges wiederholen, sollte Russland die Zeit des Sturzes der Türkenherrschaft für gekommen erachten, so würde es voraussichtlich seine transkaukasischen Länder zu seiner hauptsächlichen Operations-Basis machen, um von dort aus die osmanische Macht in ihrem Kernlande Kleinasien im Rücken anzugreifen, während es gleichzeitig durch eine östliche Diversion, etwa gegen Herat, den eigentlichen Beschützer der Osmanenherrschaft, England, zur Unthätigkeit zwingen würde. Welcher ernsthafte Widerstand könnte schon jetzt einem solchen Vorgehen der Russen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten?

Schon hat Russland seit dem Pariser Frieden einen gewaltigen Vorsprung erlangt. Von Jahr zu Jahr befestigt es seine Position in zwei Welttheilen und benützt die gute Meinung Englands, um mit englischem und deutschem Capital sein Eisenbahnnetz auszubauen, durch dessen Mangel seinerzeit der Krimkrieg für Russland verloren ging. Gibt es eine dankbarere Situation, als dass der Gegner selbst die Staffeln zum künftigen Angriff legt? Schon ist das russische Bahnnetz bereits bis Sarizin an der Wolga vollendet, von dort bis Astrachan im Bau. Hier schliessen die Dampfer der kaspischen See an, und überdies ist die Fortsetzung der Bahn über Baku nach Enzeli am südlichen Ufer des genannten Meeres

projectirt. Weiter im Osten nimmt das Project des Herrn v. Lesseps, welches die Fortsetzung der russischen Bahnen über die Steppen des Aralsees bis zu den nordwestlichen Grenzpunkten des ostindischen Bahnnetzes beabsichtigt, deutlichere Formen an. Und wenn wir die grossen Leistungen erwägen, die Russland in einem halben Menschenalter vollbrachte, so ist kein berechtigter Zweifel zulässig, dass auch die genannten Projecte wirklich zur Ausführung gelangen.*)

Allerdings sind auch die Engländer nicht unthätig geblieben. Sie haben Indien mit Eisenbahnen durchzogen, wodurch ihre verhältnissmässig nicht grosse, in Indien stehende europäische Armee die Entfernungen überwunden und durch Leichtigkeit der Concentration an dem bedrohten Punkte ihre Kraft verzehnfacht hat. Eine nach Indien vordringende Armee würde, nachdem sie die schwierigen Pässe Afghanistans überwunden, in das Fünfstromland herabsteigend, das englische Heer zu hartnäckigstem Widerstand bei Peschawer und Attock bereit finden. Gleichzeitig arbeiten die Engländer mit Einsicht und Unverdrossenheit an der Verbesserung der materiellen Verhältnisse der indischen Bevölkerung und bemühen sich nicht ohne Mitwirkung der deutschen wissenschaftlichen Forschung, in den Geist jener Bevölkerungen einzudringen, um dadurch den Schlüssel zu den Seelen der Asiaten zu gewinnen. Ueberdies ist es unverkennbar, dass die englische Politik seit dem Falle Khiwas insofern einen activeren Charakter angenommen hat, als sie den russischen Minen auf dem neutralen Zwischengebiete mit Gegenminen antwortet, indem sie in Tscharkend und Kaschgar eine starke Flankenstellung gegenüber dem russischen Vordringen vorbereitet, die Afghanen unter Schir Ali unmittelbarer in ihr Interesse zieht, ja sogar das chinesische Menschengewimmel gegen Russland in Bewegung zu setzen gewillt scheint.

Eine Abwehr gegen kommende Gefahren glaubte die englische Diplomatie auch darin zu finden, dass sie von den Donaumündungen bis Bokhara sich mit den Interessen des

---

*) Bekanntlich hat Russland selbst die transcaspische Bahn gebaut, deren nördlicher Zweig bis Samarkand reicht, während der südliche Zweig, schon über Merw hinaus fertiggestellt, den Anschluss der indischen Bahnen über Kandahar und Herat zu erwarten scheint. (Nachträgliche Bemerkung des Verfassers.)

Islam, der Osmanenherrschaft, identificirte. Zunächst für Indien berechnet, um auf die dortigen fünfunddreissig Millionen Muhamedaner, welche den energischesten Theil der indischen Bevölkerung bilden und den blutigen Aufstand von 1857 veranlassten, in beruhigendem Sinne einzuwirken, hat diese Politik den schweren Nachtheil, dass sie im Westen doppelt verdirbt, was sie etwa im Osten gutmacht; indem sie am Goldenen Horn für den Status quo eintritt, zieht England die Missstimmung der christlichen Völkerschaften der Türkei auf sich, hält die volkswirthschaftliche Entwicklung weiter Ländertheile nieder und hilft dazu, eine eiserne Schranke gerade an der zukunftreichsten Stelle aufzurichten, wo das Hereinströmen der europäischen Cultur nach Asien am wirksamsten erfolgen könnte. Ueberdies ist jene Politik rein negativ; sie opponirt und hemmt, aber sie bereitet nicht eine neue Entwicklung vor, und indem sie zu Gunsten der englischen Seestrassen um das Cap und über Suez zu wirken glaubt, hat sie in erster Reihe der Annäherung der Russen gegen Indien in die Hände gearbeitet.

Das Unzulängliche ihres bisherigen Vertheidigungs-Systems fühlend, machten die Leiter der englischen Politik in jüngster Zeit den Versuch, sich mit den Russen auf einen freundschaftlichen Fuss zu setzen, wozu insbesondere eine Verbindung der Dynastien beider Grossmächte das geeignetste Mittel zu sein schien. Ob aber diese Beschwörungsformel lange vorhalten wird? Denn, wie friedlich auch die Gesinnungen des jetzigen Kaisers aller Reussen*) und seiner Staatsmänner sein mögen, und wie sehr ein jeder von volkswirthschaftlichen Anschauungen geleitete Privatmann die Verdienste dieses Monarchen um die Emancipation des Landvolkes und seine vorurtheilsfreien Anschauungen in vielen Punkten der äusseren Politik schätzen mag — in längeren Zeiträumen geben in den Staaten nicht die Personen, sondern die Interessen den Ausschlag, und wir meinen nicht fehlzugehen mit der Annahme, es werde Russland früher oder später der Versuchung nicht widerstehen, aus seiner Bedrohung Indiens alle Consequenzen zu ziehen und sich seine einstweilige Passivität mit Tributen bezahlen zu lassen, die

*) Damals Alexander II.

selbst für den englischen Reichthum zu gross und selbst für die englische Geduld zu schwer werden dürften. Jedenfalls kann Russland die jetzige Zwischenpause sich gerne gefallen lassen, denn alle ihre Chancen laufen zu Gunsten Russlands und zum Nachtheile Englands, da bei Fortdauer der bisherigen Verhältnisse die Consolidirung und Anglisirung Indiens nicht entfernt so rasch voranzuschreiten vermag, als die Russificirung der mittelasiatischen Stämme und die hiedurch erleichterte und gefährlicher werdende Annäherung des russischen Einflusses an Indien.

Wir glauben daher, dass alle die Gegenzüge, die bisher England auf dem Schachbrette der Weltpolitik gegen seinen gewaltigen Rivalen gemacht hat, theils zu langsam wirken, theils nicht den Kern der Dinge treffen. Der Schwerpunkt ist in den inneren Verhältnissen von Indien selbst zu suchen. Die Gefahr liegt, wenigstens im jetzigen Zeitpunkte, noch nicht in einer wirklichen Invasion, sondern in dem dräuenden Schatten, den die blosse Möglichkeit einer Invasion vor sich herwirft. Dieser am nordwestlichen Horizont Indiens riesenhaft auftauchende Schemen ist es, welcher schon jetzt die Blicke von Millionen auf sich zieht, und er ist ganz geeignet, die Geister in Indien nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Vergesse man doch nicht, dass es die Engländer dort mit alten Culturvölkern zu thun haben, mit grossen, bedeutungsvollen Traditionen, mit complicirten Interessen und seltsamen Vorstellungen, welche zu leiten, ja auch nur zu verstehen sehr schwer, an welchen anzustossen jedoch sehr leicht ist. Der furchtbare Aufstand von 1857, durch dessen Explosion die Engländer in so erschreckender Weise überrascht wurden, hat ein Gefühl von Unsicherheit verbreitet, welches an sich schon eine ernste Gefahr darstellt. Nena Sahib ist nicht gestorben, er lebt; mehr noch; er wird überhaupt nicht sterben. Auf dieses Gefühl baut Russland, wenn wir nicht irren, seine jetzige Politik, die einfach darin besteht: die Engländer durch eine stete Bedrohung Indiens in Abhängigkeit zu bringen, sie anzunageln und zur Connivenz gegen die russischen Interessen in allen Theilen der Welt zu nöthigen.

Die wirksamste Förderung wird diesen Absichten durch das Vordringen der russischen Eisenbahnen in Mittelasien

zutheil werden. Dass Eisenbahnen nicht nur die Träger von Waarenballen, sondern auch von Ideen und eventuell von Heeren sind, das weiss England selbst am besten.

Fassen wir nun diese Momente zusammen, so ist es schwer begreiflich, dass England noch nicht das natürlichste und wirkungsvollste Mittel zur Sicherung seiner Herrschaft in Indien ergriffen hat: die Ausführung der Eisenbahnlinien durch Kleinasien und die Euphratlande nach Indien.

Die Grundzüge des Projectes der Eisenbahn nach Indien sind bekannt. Es handelt sich um jene Hauptlinie, welche, nachdem sie vermittelst eines Trajectes oder einer Brücke den Bosporus übersetzt hat, durch Kleinasien über Angora, Sivas, Diarbekir, Mosul nach Bagdad und Basra streichen würde, um bei Buschir den persischen Golf zu erreichen, dann aber, sei es längs der Seeküste in Bombay, sei es über Herat oder Kandahar in Peschawer an das indische Bahnnetz anzuknüpfen. Zweiglinien würden ungefähr in der Höhe des Oberlaufes des Euphrat und Tigris einerseits die syrischen Häfen (über Aleppo), andererseits das persische Gebiet und die über den Kaukasus herabkommende russische Bahn mit dieser Hauptlinie in Verbindung bringen.*)

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, übertrifft das Project der asiatischen Bahnen an Grossartigkeit in gar keiner Weise die von den Nordamerikanern bereits in zwei Strängen über ihren Continent gezogenen Bahnen nach dem Stillen Ocean. Die technischen Schwierigkeiten sind nicht grösser als dort, und da den Engländern bedeutendere Mittel zu Gebote stehen als den Amerikanern, während gleichzeitig die commerciellen Aussichten der asiatischen Linie weit glänzender sind als diejenigen der Pacific-Bahnen, so können es nur politische Motive sein, welche die Ausführung der Bahn nach Indien bis jetzt hintertrieben haben. Und da unter den europäischen Staaten, mit Ausnahme Englands, kein anderer an der Verwirklichung

*) Dass einzelne Theile des kleinasiatischen Netzes durch den Unternehmungsgeist von Privaten, meist Angehörigen des Deutschen Reiches, inzwischen gebaut worden sind, ist bekannt. Doch sind dies bis jetzt nur Bruchstücke, nicht aber ist es die einheitliche, mächtige Weltlinie, die, wie die Canadische Bahn oder die im Bau begriffene Sibirische Bahn, auf den Gang des Welthandels einwirken könnte. (Nachträgliche Bemerkung des Verfassers.)

jener Linien grösseres Interesse hat als Oesterreich-Ungarn, so wird man uns das Recht nicht bestreiten, jene Motive der englischen Handelspolitik, die uns so schweren Schaden zufügen, zu prüfen und erneut gegen sie anzukämpfen.

Wenn die Wichtigkeit des Orients für Oesterreich betont wird, so denkt man gewöhnlich an den Ausspruch des Präsidenten des deutschen Parlaments von 1848, des Freiherrn v. Gagern, der die Aufgabe Oesterreichs dahin definirte: es möge deutsche Cultur nach Osten tragen. Oder man erinnert sich des Rathes des Fürsten Bismarck, welcher dahin ging: Oesterreich solle seinen Schwerpunkt nach Ungarn verlegen. Den letzteren Rath könnten wir nur dann für richtig erachten, wenn er dem Sinne nach mit dem ersteren identisch aufgefasst wird. Nicht vergessen aber wollen wir, dass auch eine Reihe hervorragender und berufsmässiger Vertreter österreichischer Interessen das Auge mehr und mehr auf den fernen Osten gelenkt hat. Der gelehrte und wohlorientirte General-Consul v. Hahn betrachtete bekanntlich die Mitarbeiterschaft an den türkischen Bahnverbindungen als eine Lebensaufgabe, und der scharfblickende Herausgeber der „Militärischen Zeitschrift", Streffleur, unterliess bei keiner sich darbietenden Gelegenheit, auf die Bedeutung der Orientbahnen für Oesterreich hinzuweisen. In der meisterhaften Denkschrift: „Die Euphratbahn" gelangte Baron Kuhn, der frühere Kriegsminister, schon vor fast zwanzig Jahren vom militärisch-politischen Gesichtspunkte zu ähnlichen Schlüssen, wie sie hier vom handelspolitischen gezogen wurden, und dass auch andere leitende Kreise der österreichischen Armee die Beziehungen zum Orient scharf im Auge behalten, dafür gab die bekannte Ansprache des Herzogs von Württemberg vor den Officieren in Prag ein beredtes und vollkommen zutreffendes Zeugniss. Alle diese Männer einigten sich aber auch in der Ueberzeugung, dass nur in Verbindung mit England, ja unter Vortritt Englands, Oesterreich im Stande sein werde, eine über die Balkan-Halbinsel hinausgehende Aufgabe nach dem Orient in Angriff zu nehmen.

Grossbritannien zögert noch. Nach einer Periode vielseitiger Einmischung hat es sich von den Händeln der continentalen Politik gänzlich zurückgezogen. Englands Gegner sagen, der mächtige Inselstaat beschränke sich darauf, die

continentalen Kriege durch Waffenlieferungen zu verlängern; bei inneren Wirren die Gemälde berühmter Meister billig anzukaufen und auf englischen Landsitzen für immer verschwinden zu machen; endlich die continentalen Staaten zu Zollherabsetzungen zu veranlassen, welche dann durch den selbstwirkenden Apparat der Clausel der meistbegünstigten Nation weiter und weiter um sich greifen. Wie es nun hiemit auch stehen mag, Thatsache ist, dass Grossbritannien, nachdem es früher durch Palmerston's nervöse Interventionslust bei den Höfen und Regierungen sich verhasst gemacht, Dank seiner Politik in der Gunst der Völker Manches verloren hat.

Der wahre und echte Freihandel erfordert als Ergänzung auch eine freie und gerechte Politik; gipfelt er in Waffenlieferungen und geht er neben einer Politik her, welche anderen Völkern die wichtigsten Verkehrslinien unterbindet, so werden die theoretischen Sätze Cobden's zu einer tönenden Schelle, von deren Klange sich die Völker früher oder später unwillig abwenden. Auf diesem Wege fortschreitend, wird es England dahin bringen, dass ein beträchtlicher Theil der europäischen Bevölkerungen den Russen Beifall ruft, wenn in Asien Egoismus auf Egoismus stösst und den Engländern dort Verlegenheiten erwachsen, gegen welche der Aufstand von 1857 nur Kinderspiel war.

Wie wäre dagegen mit einem Schlage die Situation umgewandelt, wenn Grossbritannien, der Pflichten der ökonomischen Vormacht eingedenk, einer Idee sich bemächtigen würde, von deren Realisirung das gesammte Europa unermesslichen Vortheil hätte, wenn auch, unserer festen Ueberzeugung nach, der Löwenantheil theils als positiver Gewinn, theils als verhüteter Verlust den Engländern selbst zufallen wird! Eine solche Idee, das lehrt ein Blick auf die Geschichte, wäre die Ausführung der orientalischen Eisenbahnen.

Die Resultate eines solchen Unternehmens wären in commercieller wie in politischer Hinsicht weittragend. Ein Theil des gewaltigen Verkehres mit Ostasien würde nunmehr den Landweg einschlagen. Die Post, die Personen, die englischen Heere, die werthvolleren und insbesondere die der Conjunctur unterworfenen Güter würden sich der Eisenbahn bedienen. Der Seeverkehr brauchte darunter so wenig zu leiden, wie der englische Küstenhandel durch das von Meer

zu Meer dicht geflochtene Netz der englischen Eisenbahnen zu Grunde gerichtet wurde. Durch die Schnelligkeit, Regelmässigkeit und Sicherheit der Verbindung würde die Production Indiens und des übrigen Ostasien in einer Weise angespornt, dass Landweg und Seeweg in gleicher Weise prosperiren könnten.

Eine zweite Folge dieser Eisenbahnverbindung wird die Auferstehung der meisten Länder sein, die zwischen dem Bosporus und Indien von der neuen Bahn durchzogen werden. Man braucht nur die historischen Namen Assyrien, Babylonien, Lydien, Palästina und Phönizien zu nennen, um die Entwicklungsfähigkeit zu bezeichnen, die hier unter Ruinen schlummert. Ist es nicht seltsam, dass wir bei den Antipoden unsere Consumenten suchen und dennoch dulden, dass vor der Thür unseres Hauses die fruchtbarsten Länder der Welt brachliegen, die, wenn wieder durch die Bahnen zu neuem Leben erweckt, in wenig Menschenaltern allein so viel Fabricate kaufen könnten, als jetzt Europa im Ganzen dem Welthandel übergibt?

Eine dritte Reihe von Folgen, die sich aus einer Verwirklichung des Projectes der orientalischen Bahnen ergeben müssen, gehört wieder unmittelbarer dem politischen Gebiete an und bedeutet: enge Verkettung der Interessen Englands und der Staaten Mitteleuropas. Wenn Grossbritannien, dieses Land voll muthiger Männer und mächtiger Mittel, die Rücksichten privaten Egoismus zum Schweigen bringt, wenn es ein „Excelsior“ spricht und sich zum Träger einer europäischen Cultur-Idee machen wird, wie es die Eröffnung des Landweges nach Asien ohne Zweifel sein würde, dann folgen ihm mit Vertrauen nicht nur die kleineren und wesentlich wirthschaftlich denkenden Staaten Holland, Belgien und die Schweiz, sondern es werden auch nächst Italien die grossen Reiche Deutschland und Oesterreich mit der Machtsphäre Englands wiederum in eine harmonische Verbindung gelangen. Die Eisenbahn, die von den Häfen Vliessingen, Antwerpen, Ostende oder Calais über Cöln, Regensburg, Wien, Pest, Belgrad, Constantinopel, Mossul, Basra nach Bombay und Calcutta führt, wird die Hochstrasse des Friedens sein. Die an diese Strasse geknüpften Interessen sind so gross, und die am ungestörten Verkehre auf derselben interessirten

Staaten verfügen über so entscheidende Machtmittel, dass etwaige Beunruhigungen, mögen sie von Westen oder Osten kommen, an dieser Mauer zerschellen müssen. Ohne offensiven Charakter gegen irgend eine andere europäische Macht, vielmehr dem Mitgebrauche für eine jede derselben zur Verfügung stehend, würde dieser Weg wieder werden, was der Verkehr mit Indien für Europa stets war: ein Culturträger ersten Ranges, welcher durch die Zusammenfassung colossaler Interessen in ein gemeinsames Pfeilbündel die Idee einer europäischen Gemeinschaft fördert, den Sinn der Völker beruhigt und auf volkswirthschaftliche Ziele lenkt, eine Erleichterung der erdrückenden Kriegslasten ermöglicht und die Lage aller Stände, insbesondere der arbeitenden Classen, dauernd verbessern wird.

Diese Ziele mögen, wir wissen es, Vielen phantastisch erscheinen, aber wenigstens sind sie weder unedel noch auch unmöglich; letzteres lehrt die Geschichte. Unsere Zeit gleicht in vieler Hinsicht jenen grossen Tagen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wo Buchdruck und Pulver erfunden, neue Welttheile entdeckt, neue Weltanschauungen vorbereitet wurden. Heute wie damals dieselbe unerhörte Bewegung der Geister, dieselben Kämpfe in Kirche, Staat und bürgerlicher Gesellschaft! Möchte es den Völkern, möchte es den Staatsmännern gelingen, die entfesselten gewaltigen Wogen in ein friedliches Bett zu grossen, guten Zielen zu leiten, den Führern zur Ehre, den Völkern zum Heile! Die Wiederaufrichtung des Orients ist ein solches Ziel und die Bahn nach Indien dessen erste Vorbedingung.*)

---

*) Dass dieser Appell an Englands Staatsmänner, wie so viele andere, vergeblich war, lehrt ein Blick auf die Karte sowie die neueste Zeitgeschichte.
(Nachträgliche Bemerkung des Verfassers.)

Alt- und Neu-Phönicier.*)

Wenn schon früher zuweilen die Engländer als „moderne Phönicier“ bezeichnet wurden, so dachte man hiebei an den grossen englischen Handel, die englische Colonisation, den kaufmännischen Geist des Landes und die Richtung seiner Politik auf Nutzen und Gewinn — Charakterzüge, die man mit Recht in ganz ähnlicher Weise fast nur bei jenem merkwürdigen Volke wiederfand, das einst ein kleines Gebiet an der Küste Syriens zum Sitz und Mittelpunkt des Welthandels erhoben hatte. In der neuesten Zeit tritt nun aber diese Verwandtschaft immer deutlicher hervor, ja sie geht so weit, dass vielfach genau dieselben Punkte, wo Phönicier sich ansiedelten, auch in der englischen Colonial- und Handelspolitik eine immer grössere Rolle spielen. Sehr natürlich. Gleiche Ursachen führen zu gleichen Wirkungen. Die Gestaltung der Länder, ihre Küstenentwicklung, ihre Zugänge für den Handel, ihre beherrschenden Punkte und theilweise auch ihre Producte sind heute nicht allzu verschieden davon, wie sie vor drei- oder viertausend Jahren waren. Seit 1704 besitzt Grossbritannien Gibraltar, welches jetzt, an Stelle des wichtigen Gades der Phönicier, die westliche Pforte des Mittelmeeres verschliessen kann; im Jahre 1801 eroberte England Malta, gleichfalls einen Hauptpunkt der phönicischen Seeherrschaft. Vor einem Menschenalter besetzte England die Inseln des Rothen Meeres, und im Jahre 1878 nahm es sich Cypern, um von dort aus, unmittelbar auf das alte phönicische Stammland blickend, der phönicischen Handels- und Herrschaftsfäden, die nach Egypten, Syrien, Kleinasien und nach den Ländern am Euphrat und Tigris reichen, sich zu bemächtigen. Um die Parallele vollständig zu machen, wurde der Erwerb von Cypern vollzogen von der Hand eines englischen Staats-

*) „Münchner Allgemeine Zeitung“, 1880.

mannes, der selbst dem Blute nach mit den alten Phöniciern verwandt ist.

Mit der Besitznahme Cyperns und den Schachzügen Beaconsfield's und Gladstone's in Constantinopel und Syrien hat England direct die phönicische Erbschaft angetreten und, wie bedeutend auch immer die Unterschiede in den Verhältnissen des XIX. Jahrhunderts vor Christus und des XIX. Jahrhunderts nach Christus sein mögen, so bestehen dennoch, wie bereits angedeutet, gewisse gleichartige Grundbedingungen, welche bewirken werden, dass die Action der Engländer immer mehr in die Pfade des grossen semitischen Handelsvolkes einlenkt.*)

Diese Handelswege und Niederlassungen, wie sie zur Blüthezeit Phöniciens etwa in den Jahren 1300 bis 300 vor Christus bestanden, an der Hand der alten Schriftsteller, sowie neuerer Forscher (worunter Movers an erster Stelle) nachzuweisen, und auf ihre commercielle und handelspolitische Bedeutung zu prüfen, möchte daher auch für die Gegenwart einiges Interesse beanspruchen.

Gehen wir doch bei Betrachtung der Geschichte des Alterthums in der Regel etwas einseitig von den Darstellungen und Auffassungen der Griechen und Römer aus. Zunächst schöpfen wir ja aus griechischen und römischen Quellen. Ausser einigen dürftigen, wenn auch immerhin werthvollen Bruchstücken und einigen Inschriften ist uns von phönicischer Literatur so gut wie nichts erhalten, und die in den Schriften des den Phöniciern verwandten Volkes der Hebräer überlieferten Mittheilungen sind durch die wenig realistische, stets auf hohem poetisch-religiösem Kothurn einherschreitende Darstellung des Alten Testamentes gerade für Wiedergabe so streng sachlicher Verhältnisse, wie Handel, Industrie und Handelspolitik, nicht so klärend, wie wünschenswerth wäre. Die Berichte der Griechen und Römer sind aber schon aus dem Grunde vorsichtig aufzunehmen, weil beide Völker alte Gegner und Nebenbuhler der Semiten waren. Die Griechen haben Jahrhunderte lang einen bald offenen, bald geheimen Handelskrieg mit den Phöniciern geführt, und die Manen

*) Seit Niederschreiben dieser Zeilen ist die Eroberung Egyptens und grosser Theile Afrikas hinzugekommen. (Nachträgliche Bemerkung des Verfassers.)

Homer's mögen es mir verzeihen, wenn ich die Vermuthung wage: es werde sich der trojanische Krieg um die schöne Helena unter der Lupe einer genaueren Forschung möglicherweise als ein Kampf um den Eingangszoll bei dem Hellespont und als ein Streit um die Handelsherrschaft im Schwarzen Meere entpuppen. Und wie die Griechen mit den Phöniciern und deren nördlichen und nordöstlichen Colonien rangen, so hatten die Römer mit der grossen westlichen Ansiedelung der Phönicier, mit Carthago, zu thun. Beide Völker jedoch, Griechen wie Römer, waren Schüler der Phönicier, und zwar nicht nur in Schifffahrt, Handel, Landwirthschaft, Bergbau und Gewerben, sondern auch in Mathematik, Astronomie, Heilkunde und Technik, ja wahrscheinlich auch in Philosophie und der technischen Seite der Kunst.

Das unermessliche Verdienst der Griechen ist es, die asiatische Cultur (die egyptische mitinbegriffen) aufgenommen, gegen innerasiatischen Despotismus geschützt, mit freiem nordischen Geiste weitergebildet und für alle späteren Zeiten aufbewahrt zu haben.

Die Action der Römer war mehr eine politische, ihnen kommt auf grösserem Gebiete, durch Eroberung und Verschmelzung, eine mehr thatsächliche als wissenschaftliche Vermittlerrolle zu. Dabei wird aber andererseits eine unparteiische Forschung noch zu ermitteln haben, inwieweit nicht ältere werthvolle Culturkeime durch die stets gewaltsame Action der Römer untergingen. Dem europäischen Norden und zumal dem Centralvolke der Deutschen hat Rom fünfhundertjährige Kriege gebracht, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass durch diese Kriege uralte Beziehungen der Völker des Nordens mit den Mittelmeervölkern, besonders den Phöniciern und deren Verbündeten, den Etruskern, zerschnitten, der ruhige Fortschritt jener nordischen Länder gewaltsam unterbrochen wurde.

Als später Griechenland und Rom, die antiken Zwischenmächte zwischen Nord und Süd, dem Rückstosse aus den Wäldern Germaniens unterlagen, lebten darum die alten Verbindungen des europäischen Nordens mit den asiatisch-afrikanischen Ländern nicht wieder auf. Beide Theile gingen vielmehr weit länger als ein Jahrtausend hindurch jeder seinen eigenen Weg. Und erst jetzt suchen sie sich wieder, und

zwar sind die Rollen fast vertauscht; die nordischen Kriegsvölker sind überlegene Kaufleute und Industrielle geworden, welche, die Engländer voran, Asien und Afrika durch Handel und Verkehr in ihren Wirkungskreis zu ziehen bestrebt sind. Wir werden sehen, dass der Compass bei diesem Zuge — phönicisches Fabricat ist.

I.

Der Reisende, der zur Zeit der Blüthe Phöniciens, etwa um das Jahr 1000 vor Christus zu Schiffe von Egypten, Kleinasien oder Griechenland sich der syrischen Küste näherte, machte alsbald die Wahrnehmung, dass er sich auf der belebtesten Seestrasse des Alterthums bewegte. Wie heutzutage im Canale zwischen Frankreich und England, tauchten am Horizonte über dem blauen Seespiegel zahllose Schiffe auf, kamen näher, entfernten sich oder kreuzten ihre Bahnen, Schiffe aller Art, einzeln oder in Schwärmen, rundbäuchige Kauffahrer, die man schwimmenden Magazinen vergleichen konnte, oder schlanke, mächtige Kriegsschiffe, die unter dem Schlage von Hunderten von Rudern mit einer sogar von unseren Dampfern nicht allzuweit übertroffenen Schnelligkeit dahinschossen. Alles verrieth die Annäherung an einen Mittelpunkt des Weltverkehres. Jetzt verkündet ein Jubelruf der Matrosen, dass ihr scharfes Auge einen Sonnenblitz von der Goldkrone Melkart's erhascht hatte, dessen colossale Bildsäule aus einem oben offenen Tempel von Tyrus emporragte. Bald gewahrte man die Zinnen der mächtigen Stadt, die wegen ihrer weisschimmernden Gebäude nicht mit Unrecht den Namen „Silbertasse“ erhalten hatte. Gewaltige Ringmauern, unmittelbar aus dem Meere aufsteigend und nur für zwei Häfen die nöthigen Zugänge lassend, umschlossen die Insel. Um eine Ecke biegend, lief nun das Fahrzeug in den starkbefestigten Hafen ein, wand sich durch ein Gewimmel von Schiffen und Booten hindurch und legte endlich an der ihm angewiesenen Stelle des Quai an. Das stolze Tyrus war erreicht. Wenn nun der Reisende das Schiff verliess, so führten ihn mächtige Treppen in breiter gewaltiger Flucht nach dem mit Säulenhallen, Tempeln und Palästen umsäumten Hauptplatze. Hier hatte ringsum die phönicische Kunst ihr Schönstes und Bestes geleistet. Wie ein Schatzkästlein zierlich gebildet,

erhob sich blendend das Stadthaus und nicht ferne davon der berühmte Tempel des Baal-Melkart. Brunnen sprangen und Götterbilder sahen von der Höhe köstlicher Säulen herab. Tiefblau stand der Himmel über dem blanken, kunstvollen Steinwerke; doch wo die Gluth der Sonne zu heftig brannte, da waren weite Purpurdecken über ganze Gassen gespannt. Allenthalben wogte ein unendlich reiches, farbenprächtiges Leben und bot dem Reisenden ein Bild dar, zu welchem hinsichtlich der Anlage der Stadt nur Venedig, hinsichtlich der Völkertypen und des Geschäftslebens Constantinopel, Alexandria und Calcutta zusammengenommen die Grundlinien liefern könnten.

Die Stadt Tyrus lag ursprünglich auf der Küste des Festlandes. Allein die wiederholten Einbrüche kriegerischer Völker veranlassten die Bewohnerschaft mitten in den Fluthen des Meeres sich ein zuverlässiges Heim zu gründen. Etwa 600 Schritte von der Küste entfernt und von derselben durch eine Meerenge getrennt, deren grösste Tiefe 20 Fuss betrug, lagen zwei ursprünglich nur kleine Inseln, deren Felsengrate von den phönicischen Wasserbaumeistern verbunden wurden, indem sie den dazwischenliegenden Seearm mit colossalen Mauern absperrten und die so entstandenen Kammern mit pilotirtem Gesteine und Erdwerk ausfüllten — Arbeiten, für deren Solidität spricht, dass sie ein ganzes Jahrtausend hindurch allen Angriffen trotzten. So wurde genügender Bauplatz für eine Stadt gewonnen. Die verbundenen Inseln hatten noch im ersten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung einen Umfang von 22 Stadien oder 4070 Meter. Später, nämlich seit Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus, kommen auf tyrischen Münzen wieder die zwei Felsen zum Vorscheine. Erdbeben, kriegerische Angriffe und der stetige von Südwesten kommende, oft sehr heftige Anprall der Meereswogen hatten das Menschenwerk zerstört und das ursprüngliche Knochengerüst der Naturfelsen wieder blosgelegt.

Das Meer, das die Tyrier zwischen sich und die vom Festlande kommenden Feinde gelegt hatten, wäre eine schwache Schutzwehr gewesen ohne die entsprechenden Befestigungen der Inselstadt. Hart aus der See heraus und darum den Gegnern keinen Landungsplatz und noch weniger einen Raum

zur Entwicklung bietend, stiegen die Ringmauern auf; sie bestanden aus grossen in Gips gebetteten Werkstücken und hatten an der östlichen Seite gegen die Küste hin eine Höhe von 150 Fuss. Leitern reichten selbstverständlich bis zu solcher Höhe nicht hinan, und Alexander von Macedonien musste, nachdem er vermittelst eines gewaltigen Dammes die Meerenge überbrückt hatte, noch mächtige, auf diesen Damm und auf Schiffe und schwere Flösse gestellte Holzthürme erbauen, um den Tyriern üherhaupt beizukommen.

Die Insel Tyrus besass die besten Häfen an der ganzen syrischen Küste; sie waren durch jede Kunst vervollkommnet und gesichert. Der nach Süden sich öffnende Hafen hiess der „egyptische", während der nördliche Hafen die aus Kleinasien, Griechenland, der Adria und dem Schwarzen Meere kommenden Schiffe aufzunehmen hatte. Dass es bei diesen Häfen nicht an Arsenalen fehlte, das schliessen wir aus den besser erhaltenen Schilderungen der Alten über Carthago und Syrakus, und wie gross die hier und auf der gegenüberliegenden Festlandsküste befindlichen Werkstätten und die hier aufgestapelten Vorräthe gewesen sein müssen, das können wir daraus entnehmen, dass in Tyrus wiederholt Flotten von 300, ja 500 Dreiruderern mit einer Bemannung von 40.000 bis 60.000 Seeleuten ausgerüstet wurden. Alle erforderlichen Rohstoffe lieferte die nächste Umgebung. Ausser vortrefflichem Eisen gab der Libanon Cedern und Lärchen. Noch im Jahre 315 vor Christus war der Libanon so holzreich, dass Antigonus bei der Belagerung von Tyrus in kurzer Zeit in den Häfen von Tripolis, Byblos und Sidon eine Flotte von 500 Schiffen erbauen konnte; 8000 Arbeiter fällten die Cedern und 1000 Saumthiere schleppten sie zur Küste herab (Diodor). Kupfer kam von Cypern, Flachs und Hanf für Tauwerk und Segel von der syrischen Küste. Die massenhaft erforderlichen Rudersclaven wurden durch Krieg und Kauf, die Matrosen durch Werbung beschafft.

Da Insel-Tyrus keine Quellen hatte, so waren zum Aufsammeln des Regenwassers ungeheure Cisternen errichtet. Erst im VIII. Jahrhundert vor Christus erbaute man mit enormen Kosten eine Wasserleitung, welche der Insel die am Fusse des Libanon vollkräftig aus der Erde quellenden Adern zuführte.

Ein Theil der mächtigen Industriewerkstätten, das dürfen wir annehmen, lag innerhalb der Ringmauern der Stadt. Waffen, Maschinen, Glas, Broncewaaren mögen hier in Menge erzeugt worden sein, wenn auch das Unzureichende des Raumes zahlreiche Fabriken nach der nahen Küste drängte. Dass wenigstens in römischer Zeit, als freilich die Blüthe Phöniciens längst vorüber war, die grossen Purpur-Färbereien auf der Insel selbst betrieben wurden, das wissen wir aus Strabo, welcher sagt: es hätten diese Färbereien einige Stadttheile unangenehm gemacht, aber auch reich „durch solche mannhafte Arbeit.“ Wie wir demselben Schriftsteller entnehmen, waren die Wohnhäuser von Tyrus, ungeachtet der häufigen Erdbeben, höher als in Rom; da nun in Rom vier, fünf, ja sechs Stockwerke erwähnt werden, so muss man in der Inselstadt wahre amerikanische Thurmhäuser vermuthen und zugleich auf die Kostspieligkeit des Raumes schliessen. Wahrscheinlich hatte nirgends in der alten Welt — selbst Rom kaum ausgenommen — die Baufläche einen höheren Werth als in Tyrus zur Zeit seiner Blüthe.*)

Die Häuser der tyrischen Adelsfamilien stellten den höchsten Typus des antiken Luxus dar. Wenn sie auch nicht an die Colossalbauten assyrischer, babylonischer und persischer Könige hinanreichten, dürfen wir bei ihnen doch eine Fülle des Wohlstandes, eine Verbindung von Reichthum und Geschmack voraussetzen, wie sie seither unter Privatleuten nur etwa bei römischen Grossen, venetianischen Patriciern oder englischen Lords vorgekommen sein mag. Ausdrücklich werden herrliche kleine Lustgärten als Theile tyrischer Privathäuser erwähnt — ein Luxus, den sich beispielsweise in der inneren Stadt Wien nur ein einziger böhmischer Magnat und ein reiches niederösterreichisches Stift gestatten können.

Die grösste Pracht aber entfalteten die Phönicier bei ihren durch uralte Weihe ehrwürdig gemachten Tempeln. Der

*) An der Ringstrasse in Wien wurden i. J. 1875 für 1 Quadratmeter als höchster Preis 780 Mark gezahlt; in der City in London ward vor einigen Jahren ein Stück Land, 3600 Fuss im Gevierte haltend, zu 3610 Mark per Quadratmeter verkauft. (In New-York i. J. 1895 vom Zuckertrust für 1 engl. Quadratfuss 170 Dollars oder für 1 Quadratmeter 7700 Mark). Besässen wir aus dem alten Tyrus nur eine einzige Angabe solcher Art, so wäre für die volkswirthschaftliche Combination eine wichtige Grundlage geschaffen, die wir heute schwer vermissen.

Tempel des Sonnengottes Baal oder Melkart (des griechischen Herakles) ward im ganzen Alterthum gefeiert und galt für das älteste Gotteshaus der Welt; Herodot, welcher im Jahre 450 v. Chr. Tyrus besuchte, liess sich von den Priestern berichten, ihr Tempel bestehe schon seit fast 2000 Jahren, und moderne Forscher halten diese Angabe nicht für unglaubwürdig. „Als Mekka noch tief im Hintergrunde lag, lange bevor der Tempel Salomon's sich erhob, ehe Carthago und Rom erbaut wurden, war der Tempel des Herakles-Melkart oder Stadtgottes von Tyrus das grösste und besuchteste Heiligthum im ganzen Umfange des Mittelmeeres.“ (Sepp). Neben dem Tempel des Sonnengottes waren noch das Haus des Agenor, des Stammvaters aller Kanaaniter, und das Brautgemach des Kadmos besonders hochgehaltene Heiligthümer. In Kadmos verehrten die Phönicier den Erfinder des Bergbaues und der Industrie, ihren grössten Wohlthäter und gleichsam den geistigen Stammvater. Kadmos war eine Personification des Phönicier-Volkes selbst, und wenn ihre Priester zu erzählen wussten: Kadmos habe die Sphinx, seine erste Gemahlin, zu Gunsten der Hermione oder Charis vernachlässigt, so erkennt man darin unschwer eine Darstellung des Kerns der Geschichte Phöniciens, welches zuerst in enger Verbindung mit dem strengen Egypten stand, dann aber sich mehr dem ungleich freieren, reizvollen griechischen Wesen zuwandte.

Ueberhaupt dienten die phönicischen Tempel als historische Archive. Auch hier dürfen wir wieder die Parallele von Venedig anrufen. Die alten Phönicier hielten es genau so wie die Venetianer, welche durch Handel oder Krieg gewonnene Seltenheiten in der Kirche des heiligen Marcus oder auf dem Platze desselben aufstellten. Wissen wir doch, dass der Carthager Hanno die Haut eines im westlichen Afrika erlegten, vorher nie gesehenen Thieres im Tempel des Kronos als Weihgeschenk aufhing. Die alten Carthager erblickten also schon in ihrem Gotteshause den gewaltigen Gorilla, den erst im 19. Jahrhundert kühne Reisende und Jäger wieder aufgefunden haben.

Einen echt kaufmännischen Zug hat uns Strabo aufbewahrt, indem er berichtet, dass in Gades, im Tempel Baals, acht Ellen hohe Säulen standen, auf welchen die Baukosten

des Tempels verzeichnet waren. Bis auf Heller und Pfennig hatte man also dem Gotte die zu seiner Ehre aufgewendeten Gelder aufgerechnet und gebucht. Aber die Bilanz blieb doch noch immer eine gute, und der mächtige Gott brachte die für ihn gemachten Auslagen reichlich wieder ein, denn die Schätze der Welt flossen in den phönicischen Tempeln zusammen. In letzteren häuften sich grosse Mengen von Edelmetall, genau wie in modernen Bankgewölben. Da uns Diodor ausdrücklich berichtet, dass die Phönicier den Edelmetallhandel beherrschten, die Religion aber mit der Politik und Handelspolitik der Phönicier innig verbunden war, so mögen thatsächlich jene Tempelschätze die Rolle unserer Bankreserven in Edelmetall gespielt haben.

Goldene Säulen werden ausdrücklich erwähnt, und wir dürfen bei dem unglaublichen Reichthum der Phönicier wohl an massive Goldsäulen denken. Im Baaltempel zu Tyrus soll sogar eine bei Nacht herrlich leuchtende Säule von Smaragd gestanden haben. Marmor, Gold, Elfenbein und Ebenholz waren die am meisten zur Anwendung gebrachten Grundstoffe. Aus Cedernholz bestand das kunstvolle Dach, von welchem, wie in späteren arabischen Prachtgemächern, Tropfen von Glaswerk oder kostbaren Steinen niederhingen. Der berühmte Tempel Salomon's in Jerusalem ist bekanntlich eine Nachahmung phönicischer Bauten gewesen, wie er denn auch unter Leitung phönicischer Meister errichtet ward. Im Buch der Könige (I. 5) wird erzählt, wie Salomo eine Gesandtschaft zum König von Tyrus schickte, um sich den Beistand seiner Werkleute auszubitten: „Denn du weisst, dass bei uns Niemand ist, der Holz zu hauen wisse wie die Sidonier; so befiehl nun, dass man mir Cedern aus dem Libanon haue.“ Und später heisst es: „Und der König Salomo sandte hin und liess holen Hiram von Tyrus, einer Witwe Sohn aus dem Stamme Naphtali, und sein Vater war ein Mann von Tyrus gewesen; der war ein Meister in Erz, voll Weisheit, Verstand und Kunst zu arbeiten allerlei Erzwerk. Da der zum König Salomo kam, machte er ihm alle seine Werke.“ Wenn nun Tyrier für einen fremden König so ansehnliche Werke schufen, wie viele Kunstwerke mögen sie in den vielen Jahrhunderten ihres blühenden Welthandels erst in der eigenen Stadt, der theuren Heimat und ehrwürdigen, für heilig

erachteten Religionsstätte aufgehäuft haben! Genauere Schilderungen von den Kunstwerken von Tyrus sind zwar nicht auf uns gekommen, aber aus den Schriften des Alten Testaments entnehmen wir die Achtung und Bewunderung, in welcher die reiche Stadt bei den benachbarten Völkern gestanden hat. Jesaias nennt Tyrus eine „Krone“, ihre Kaufleute nennt er „Fürsten“ und ihre Krämer „die Herrlichsten im Lande“. Hesekiel lässt Gott den Herrn sagen: „O Tyrus, du sprichst: Ich bin die Allerschönste. Deine Grenzen sind mitten im Meer und deine Bauleute haben dich auf das Allerschönste zugerichtet ... Du bist ein Lustgarten Gottes und mit allerlei Edelsteinen geschmückt ... Du bist wie ein Cherub, der sich weit ausbreitet ... Dein Herz erhebt sich und spricht: Ich bin Gott und sitze im Throne Gottes mitten auf dem Meere! ... Und weil sich dein Herz erhebt, dass du schön bist, und hast dich deine Klugheit lassen betrügen in deiner Pracht, darum will ich dich zu Boden stürzen und ein Schauspiel aus dir machen vor den Königen.“ Auch Ezechiel sagte von der Inselstadt: „Deine herrlichen Säulen sinken zu Boden.“ Für sämmtliche Propheten war Tyrus ein allerdings schlagender Beweis für die irdische Vergänglichkeit. Und doch sind sogar die Ueberreste von Tyrus so gross und fest, dass sie nach Jahrtausenden noch nicht völlig vergangen sind. Der deutsche Reisende Breydenbach, der im XV. Jahrhundert die Stätte von Tyrus besuchte, erzählt als Augenzeuge: „Da lagen so grosse Marmelsteinsäulen, dass es ein Grauen und ein Wunder zu sehen war.“ Und Hans Prutz, einer der neuesten Reisenden in jenen Gegenden, nachdem er hervorgehoben, dass von Tyrus ganze Schiffsladungen von Bausteinen, Säulen und Marmorplatten weggeschleppt worden, bemerkt ferner: „Als laut redende Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit liegen prachtvolle Säulen in der schäumenden Brandung; nicht einzelne Säulenstümpfe, sondern wohlerhaltene Säulenschäfte, ja an einer Stelle ganze Reihen von niedergestreckten Säulen.“

Das war die edle und herrliche Inselstadt Tyrus! Ihre Ergänzung aber erhielt sie durch die gegenüberliegende und nur durch einen schmalen Meeresarm von ihr getrennte Landstadt. Dieselbe lag in der ungemein fruchtbaren und mit herrlichen Quellen ausgestatteten Ebene, die sich in der

Breite von zwei Meilen von West nach Ost und in der Länge von drei Meilen in der Richtung von Norden nach Süden am Fusse des Libanon ausdehnt. Die Uferstadt hatte nach Plinius $3^3/_4$ Meilen im Umfang, und enthielt längs des Gestades alle jene Schiffsbauplätze und Werften, die in den Arsenalen von Insel-Tyrus keinen Raum mehr gefunden hatten. Hier lagen ferner die grossen Magazine und Docks, Fabriken aller Art, Giessereien, Maschinenbau - Anstalten, Glasschmelzereien und jene zahllosen Hilfsanstalten, welche der colossale Handel von Tyrus benöthigte. Ging man dann landeinwärts weiter, so befand man sich inmitten einer landwirthschaftlichen Production von höchster Intensität. Bewässert durch die Quellen des Libanon, befruchtet durch die Abfälle der Grosstadt und getrieben durch die Kraft südlichen Sonnenbrandes hatte sich hier die edelste Gartencultur entwickelt, welche die Geschichte kennt. Die berühmten „Paradiese“ von Carthago und die Vegas spanischer Küstenstädte sind ein Nachklang aus jener phönicischen Zeit. Und weiterhin die Vorhöhen des Libanon hinauf lagen dann die Sommerschlösser der phönicischen Patricier, umduftet von Blüthenpracht und wundervollem Pflanzenwuchs und mit Springbrunnen, kühlen Grotten und Bädern reich ausgestattet. Die See und das Gebirge entsendeten erfrischende Lüfte, und auf einem Wege von wenigen Stunden konnte der Wanderer aus dem tropischen Klima der Küste zur Alpenregion emporsteigen, woher denn eine Mannigfaltigkeit der Vegetation und landwirthschaftlichen Production, wie kaum an irgend einem anderen Orte. Und nun lasse man sich das ganze Bild vor das geistige Auge treten: dort mitten in der blauen See die leuchtenden Zinnen von Tyrus — ein Venedig; an der Meeresküste ein weitgedehntes und hochindustrielles Liverpool-Manchester, auf den Vorstufen des Gebirges ein Amphitheater von Gärten, Schlössern, Tempeln und Villen wie in Neapel oder Constantinopel und darüber emporragend die Schneegipfel des Libanon!

II.

In seiner Blüthezeit soll Tyrus 700.000 Einwohner gehabt haben. Nördlich davon lag das kaum minder bedeutende Sidon, das mit Tyrus in der Führerschaft wetteiferte, und um diese

beiden Doppelsterne ordneten sich die anderen Städte des kleinen, aber wunderbaren Landes, das von seinem schmalen Küstenstrich aus eine Welt von Arbeit und Production bewegte. Denn fast im ganzen Umfange der alten Welt beschäftigten die phönicischen Rheder, Kaufherren und Grosscapitalisten nah und fern, in Handel, Bergbau, Landwirthschaft und Industrie vielleicht mehr Millionen Menschen, als ihr Land selbst Hunderttausende zählte.

Phönicien war gleichsam nur die Krone eines Baumes, dessen Zweige und Wurzeln sich über die alte Welt hinzogen. Den Stamm dieses Geflechtes bildeten die Colonien: „Die Niederlassungen der Phönicier", sagt Curtius, „sind fast über den ganzen Erdkreis ergossen." Zuerst besetzten sie die Inseln des Mittelländischen Meeres, also Cypern, Kreta, Rhodus, die griechischen Inseln, später Malta, Sicilien, Sardinien, Corsica. Von hier aus griffen sie dann nach wichtigen Küstenpunkten des benachbarten Festlandes, erweckten den Handel und zogen die Bevölkerungen in ihr Interesse. Allmälig wurden die Niederlassungen immer dichter, und es entstanden dann, wenn Zeit zu dieser Entwicklung gelassen wurde, compacte Zweigstaaten, die als eine neue Operationsbasis weiter und weiter um sich griffen. So geschah es schon in alter Zeit an der thrakischen Küste, mit dem goldreichen Thasos und dem heiligen Samothrake als Stützpunkten; ferner an der kleinasiatischen Küste des Pontus, von wo die Kaukasusländer und das heutige Russland mit Waaren versorgt wurden, endlich und vorzugsweise in Afrika und Spanien, wo Phönicier die Wegweiser ihrer carthagischen Brüder gewesen sind, wie sie sicher in Massilia (Marseille) die Vorgänger der Griechen waren.

Der Keim, aus welchem alle diese Machtbeziehungen erwuchsen, war der Handel, und zwar zunächst der Zwischenhandel. Alte Sagen sprechen davon: die Phönicier hätten ihren ursprünglichen Wohnsitz auf den Bahrein- oder Perlen-Inseln im Persischen Meerbusen gehabt, und gewisse Insel- oder Ortsnamen wie Tylus (Tyrus?), Arad, Sib u. a. scheinen die Ueberlieferung ebenso zu unterstützen wie die Darstellung der Phönicier auf egyptischen Denkmalen, wo die Phönicier stets mit brauner Hautfarbe — etwa in der Farbe der indischen Urbewohner — abgebildet erscheinen. Mögen nun

aber die Phönicier von den Bahrein-Inseln nach Syrien gewandert sein oder umgekehrt aus Phönicien — etwa zur Zeit der grossen Monarchien oder Alexanders — Auswanderungen nach dem Persischen Meere stattgefunden haben, jedenfalls war der Zwischenhandel das bestimmende Motiv für die eine wie die andere Colonisation. Ganz vortrefflich liegen die Bahrein-Inseln zur Pflege des Zwischenhandels zwischen Indien und den wichtigen Ländern am Euphrat und Tigris, und eben so geeignet ist die Lage Phöniciens für den Handel zwischen dem inneren Asien mit Afrika, Egypten und dem ganzen europäischen Westen. Früh schon wird Phönicien der Kaufmann und Schiffer Egyptens gewesen sein, dessen schmale Küste und abgeschlossenes priesterliches Wesen dem Verkehr wenig günstig waren. Wie hier den Egyptern, so werden sich die Phönicier den grossen kriegerischen und doch luxuriösen Monarchien Assyrien, Babylonien, Medien und Persien dienlich erwiesen haben. Den Welthandel aber rissen sie von dem Moment an sich, wo sie das Silber des westlichen Europa (Spanien) in die Hand bekamen, diesen uralten Tauschgegenstand, welchen Indien und Ostasien allezeit begehrten, und dafür Gold, Edelsteine, Seide und Gewürze dem Westen überliessen. Mit dem britischen Zinn war endlich für die Phönicier ein zweiter hochwichtiger Artikel gefunden, welcher, als unentbehrlicher Zusatz zu dem Kupfer Cyperns und der Pontusländer, eine Grundlage der in damaliger Zeit die Stelle der modernen Eisenindustrie vertretenden Bronzeindustrie bildete.

Aus dem Handel war nämlich schon früh eine mächtige Industrie in den phönicischen Städten erwachsen. Nach den Andeutungen der alten Schriftsteller müssen wir schliessen, dass kaum irgend ein Zweig der Grossindustrie in Phönicien fehlte. Das Verspinnen und Verweben von Baumwolle, Schafwolle, Flachs und Seide ward schon fabriksmässig, wenn auch als Handarbeit, im Alterthume betrieben, doch scheinen sich die Phönicier später mehr die höher lohnende Veredlung und Confection vorbehalten zu haben. Während sie viel rohe Leinwand aus Egypten, Baumwoll- und Schafwollgewebe aus den Euphratländern, Seidenstoffe durch Vermittelung der Meder aus Ostasien bezogen, behielten sie für sich die Färberei und Appretur; sind doch die Purpurfärbereien von Tyrus und Sidon im ganzen Alterthume berühmt! Auf Malta

hat sich bis in die späte Zeit hinein die Weberei hochfeiner, fast durchsichtiger Baumwollstoffe unter den phönicischen Ansiedlern erhalten. Der französische Forscher Beulé grub in der Gegend des alten Carthago aus Gräbern Musseline aus, wie wir sie heute nicht feiner zu erzeugen wissen. Auch die kostbaren Seidenstoffe wurden durch die Phönicier in den Handel gebracht. Der Rohstoff gelangte in ihre Hand auf den uralten Handelswegen, die aus China durch Vermittlung turanischer Völker nach dem Schwarzen Meere und Vorderasien führten. Aber es sind Spuren vorhanden, dass auch Berytus, Tyrus, Sidon im Libanon eine grossartige Seidenzucht organisirt haben, deren Erzeugnisse in jenen Städten verwebt wurden und ihr „finish“ empfingen. In der Ilias (VI, V. 290) lesen wir:

„Wo die Gewande, die kunstreichschimmernden Werke der Frauen
Sidon's lagen, die selbst der göttliche Held Alexandros
Her von Sidon gebracht, da er fuhr auf räumiger Meerfluth,
Damals, als er sich Helena holte, die Edelgeborne.“

Soll doch sogar unser deutsches Wort „Seide“ von „Sidon“ stammen, wie denn auch noch von den Byzantinern seidene Gewänder, weil aus Tyrus kommend, mit dem Namen „Tyrea“ bezeichnet werden. Ob nicht auch das im westlichen und nördlichen Deutschland, wie auch in Oesterreich allgemein übliche Wort „Kittel“ für ein weites Obergewand aus Leinwand von dem phönicischen „kitonet“ (griechisch „chiton“) abzuleiten ist, mögen Kundigere beurtheilen. Dies würde auf einen regelmässigen Handel mit fertigen Kleidern nach dem nördlichen Europa hindeuten. Welcher Luxus aber auch schon im Alterthume mit kostbaren Stoffen getrieben wurde, geht daraus hervor, dass in Malta an einem gewissen feinen Frauenkleide drei Jahre lang gewebt und ein buntgewirktes Gewand aus Babylon (wo diese Art der Weberei besonders blühte) nach Aristophanes mit 3000 Gulden bezahlt ward. Und sind denn nicht unsere edeldsten, jede Mode überdauernden Muster und Motive, die Greife, die geflügelten Löwen, das Palmenmuster in Ninive, Babylon, Sidon und Tyrus erdacht worden?

Nicht minder bedeutend als die Textilindustrie war die Erzeugung von Papier, Glas, Bronzewaaren, Eisenwaaren, Waffen, Werkzeugen und Maschinen. Kupferne und bronzene Geräthe aus Phönicien wurden einerseits bis Indien und

andrerseits bis Britannien verkauft. Die zahllosen Sicherheitsnadeln (Fibeln), Spangen, Ringe, die man sozusagen überall in der Erde findet, stammen wohl in erster Reihe aus Phönicien und erst in späterer Zeit aus Etrurien, das, wenn es nicht eine Zweigniederlassung der Phönicier ist, doch jedenfalls ganz unter deren Einfluss gestanden hat. Neben der Bronze spielt anfangs das Eisen nur eine bescheidene Rolle. Vierzigmal erwähnt der Pentateuch Kupfer und nur zweimal Eisen. Doch deuten Waffenindustrie und Maschinenbau auf einen ausgedehnten Gebrauch von Eisen und Stahl. In den Sagen des Alterthumes gilt der phönicische Baal, der Sonnengott, für den Erfinder des eisernen Schwertes. Eiserne Streitwagen, wie wir sie aus Homer kennen, ersetzten damals unsere Reiterei. Dass auch Ballisten und Katapulten, die Artillerie des Alterthumes, wahrscheinlich eine phönicische Erfindung waren, ist aus der frühen Verwendung derselben bei den Carthagern zu schliessen, von denen erst die Römer sie übernahmen. In Carthago, dieser mächtigen Pflanzstadt Phöniciens, konnten die Werkstätten im Nothfalle täglich 140 Schilder, 500 Wurfspeere und die entsprechenden Vorräthe an Pfeilen und Maschinen verfertigen, und als im dritten punischen Kriege Carthago sich unterwarf, lieferte es den Römern 200.000 vollständige Rüstungen, zahllose Geschosse, Wurfspiesse und 2000 Kriegsmaschinen aus. Die Kriegsbaumeister Alexander's, welche die riesigen Belagerungsthürme errichteten, waren Phönicier und Cyprioten. Auch Archimedes, der Erbauer der berühmten Kriegsmaschinen von Syrakus, folgte sicherlich phönicischen Spuren. Was die Werkzeuge und Maschinen des Friedens betrifft, so ist leider unsere Kunde von denselben eine höchst dürftige. In den Schriften des alten Testamentes kommen (sicherlich nicht von den Israeliten erfundene) „Erntewagen" vor, aus denen wir nichts Rechtes zu machen wissen. Bedenkt man aber das riesige Schiffsmaterial der Phönicier, die Schnelligkeit und Vortrefflichkeit desselben, die Kürze der Zeit, in welcher sie mächtige Flotten immer wieder aus dem Nichts hervorriefen, erwägt man ferner ihre Leuchtthürme, Hafenanlagen, Festungen und ihre riesige Industrie, so muss man schliessen, dass ihre mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sowie insbesondere ihre Technik, hoch über die Leistungen des gesammten Alter-

thumes emporragten. „Wo sich Phönicier und Hellenen fest ansiedelten, übten sie die heimischen Künste, und die in diesen Dingen noch völlig unbewanderten Griechen, lernten Jenen die Fähigkeit ab, hartes Material — Stein und Bronze — zu behandeln.“ (Ebers.) „Der Name der Säule, dieses wichtigsten Factors der griechischen Baukunst, *Κίων*, ist ein phönicisches Lehnwort.“ (Henning.) Nach Herodot (V, 58) brachten die mit Kadmos gekommenen Phönicier die Schrift und überhaupt „viel Wissenschaft“ zu den Hellenen. Zeno und Thales waren von phönicischer Abkunft. Nach Hesychius von Milet schöpfte Pherekydes, der Lehrer des Pythagoras, der unter den Griechen den ersten Sonnenweiser (zur Bestimmung der Sonnenwende und Tagesgleichen) auf der Insel Syros verfertigte, seine Kenntniss aus phönicischen Büchern. Ein jedes Culturvolk steht auf den Schultern eines anderen, und so mögen die Phönicier viel von dem Wissen der mesopotamischen Völker und der Egypter gelernt haben; aber das ändert nichts an dem Wahrscheinlichkeitssatze, dass Phönicien die eigentliche Mutter der Naturwissenschaft sei. Industrie ist denn doch nur angewandte Naturwissenschaft, und in der Industrie stand Phönicien an der Spitze der alten Welt. Ebenso in Landwirthschaft, Schiffbau und Schifffahrt. Von dem phönicischen Wissen haben uns die Griechen nur einen kleinen Theil überliefert. Einzelnen Griechen, wie Aristoteles und Hippokrates, gelang es, sich zu gleicher Höhe emporzuschwingen, vielleicht manches durch Genialität noch weiter zu entfalten; aber wie wenig im Allgemeinen Wissenschaft und Technik der klugen Kanaaniter von den Griechen verstanden wurden, das zeigen die kindlichen Erzählungen der Letzteren über die Art und Weise, wie Phönicier die Erfindung des Glases, der Purpurfärberei u. A. gemacht haben sollen!

Nicht erschöpfend, aber doch auch nicht unrichtig, bezeichnet der einsichtsvolle Diodor die Edelmetalle Gold und Silber als die Quelle des Reichthums der Phönicier. Mindestens bahnte ihnen das Auffinden dieser Metalle und der Besitz der Bergwerke den Weg zur Handelsherrschaft und lieferte ihnen während der ganzen Dauer derselben einen Hauptartikel ihres Verkehrs. Das Gold von Ostafrika und der thrakischen Küste, das Silber von Tarschisch in Spanien, das Kupfer von Cypern und Armenien, das Zinn der britischen

Inseln lagen in der Hand der Phönicier. Eisen wurde im Libanon, in Armenien und Spanien, auf Elba und wahrscheinlich auch schon in der Nähe von Carthago gewonnen; dass auch das norische Eisen unserer Alpenländer schon den Phöniciern bekannt war, möchte zu vermuthen sein. Besonders wichtig erschien der Besitz des Silbers. Silber war gleichzeitig die Währung aller Länder des Mittelmeeres und Träger des Handels mit Indien. Die vorzügliche Eignung des Silbers zur Münze wurde schon im Alterthum aus der langsamen, auf grosse Zeiträume vertheilten Gewinnung desselben abgeleitet. Es wird daher, ganz im Sinne von Eduard Suess, das „Silber der Mühen" genannt, im Gegensatz zum Gold, dessen Beschaffung mehr als ein Ergebniss des Zufalls, des Glückes erscheint, womit ohne Zweifel auf grosse Funde von Schwemmgold nach Art der californischen und australischen Minen angespielt wird. Wissen wir doch, dass in Italien im III. Jahrhundert vor Christus der Goldwerth durch plötzliche Funde um ein volles Drittheil geworfen wurde; diese Funde geschahen in den norischen Alpen und waren wohl nichts Anderes als die Entdeckung der Lager von Goldtheilen, die von den goldführenden Bergen des Möllthales, der Gastein, der Fusch, wo gegenwärtig noch Gold gewonnen wird, herabgeschwemmt waren.

Wenn uns berichtet wird: der römische Senat habe die Werke des Carthagers Mago über Landwirthschaft in's Römische übersetzen lassen, so können wir daraus auf hoch entwickelten Bodenbau einen sicheren Schluss ziehen. Und was waren die berühmten „Paradiesgärten" der Vandalen in Afrika Anderes als Ueberreste punischer Gartenkunst und Bodenproduction, in welche sich die germanischen Eroberer als Feudalherren hineinsetzten? Diese Landgüter wurden in intensivster Weise mit grossem Capital, worunter ein starkes Inventar von Sclaven, bewirthschaftet.

Ebenso war Bergwerksbetrieb ein Hauptgeschäft der phönicischen Unternehmer und Capitalisten. Die verlassenen Gänge, die Schachte und Halden der Phönicier auf der Insel Thasos erweckten schon das Erstaunen Herodot's, des Vaters der Geschichte. Hier im Osten mögen die Phönicier von den Griechen in ihren Arbeiten unterbrochen und vertrieben worden sein. Umso thätiger finden wir sie dann im Westen,

zumal in Spanien. Diodor versichert ausdrücklich, dass alle Bergwerke Spaniens von den Phöniciern oder Carthagern eröffnet worden, kein einziges von Römern. Ueber die Bedeutung dieser Unternehmungen aber gibt die spätere Mittheilung einen Begriff, wonach die Silbergruben von Cartagena in Spanien nicht weniger als 40.000 Arbeiter beschäftigten und dem damaligen Eigenthümer, dem römischen Volke, einen Reinertrag von nicht weniger als 16.000 Mark Gold täglich abwarfen.

Die Arbeit in den Minen ward von Sclaven besorgt, die wohl theils der einheimischen Bevölkerung entnommen, theils von den Unternehmern aus anderen Ländern hingeführt wurden. Und hier mag Mommsen im Recht sein, wenn er den Ausspruch thut: dass alles Elend unserer Negersclaven nur ein Tropfen sei im Vergleich mit den Leiden der Bergwerkssclaven der antiken Welt! Ebenso drückend muss die Lage der Schiffssclaven gewesen sein. Auf den 300 Triremen, welche dem persischen Grosskönig von den Phöniciern gestellt wurden, frohndeten allein 50.000 Rudersclaven. Und doch war dies nur ein kleiner Theil der phönicischen Kriegs- und Handelsflotte! Dazu kamen dann noch die im Landbau und in der Industrie beschäftigten Sclaven, so zwar, dass man auf eine Sclavenbevölkerung von Hunderttausenden, ja von Millionen schliessen muss, die im Besitze des phönicischen Staates oder phönicischer Capitalisten waren. Nicht allen fiel dabei ein gleich schlimmes Los zu. Oft war im Alterthum die Sclaverei nur eine Form der Abhängigkeit, die noch dazu in stürmischen Zeiten und schweren Tagen dem Clienten einen gewissen Rückhalt gab. Erinnern wir uns doch, dass die Erzväter Jacob und Joseph in Egypten Sclaven waren, wie auch der starke Samson, der die Philister schlug.

Der Ausdehnung der Sclaverei entsprach die Bedeutung und Grösse des Sclavenhandels. Aus dem achten Buche der Makkabäer wissen wir, dass zuweilen an einem Orte tausend Sclavenhändler zusammenkamen. Wie viel mögen erst der Sclaven gewesen sein! Die stärksten Zuflüsse erhielt der Sclavenhandel durch den Krieg. Phönicische Händler folgten den Heeren der assyrischen und babylonischen Könige, und waren die Begleiter der Eroberungszüge Alexanders von Macedonien. Als der römische Consul Lucullus den Mithridates besiegt

hatte, wurden die gefangenen Cappadocier mit einem Silbergulden für den Kopf verkauft. Zu Hadrian's Zeiten schlugen in Palästina die römischen Soldaten einen gefangenen Juden für sechzig Pfennige los. Höher standen die Preise in Italien oder in dessen unmittelbarer Nähe, wie denn beispielsweise in Afrika die von den Römern gefangenen punischen Soldaten mit zehn Mark bezahlt wurden. Ausser den Gefangenen ward auch die Kriegsbeute von Händlern angekauft. Im Alterthum waren überhaupt Kriege nicht blos staatliche oder dynastische Actionen, sondern auch ein grosses Geschäft mit mächtiger Vermögensübertragung vom Ueberwundenen auf den Sieger, wobei ein beträchtlicher Gewinn für den Zwischenhändler abfiel. Aber auch in Friedenszeiten muss der Umsatz in Sclaven ein sehr grosser gewesen sein. Jedes Volk hatte dabei seine Marke. Den höchsten Preis erzielten die wegen ihrer Schönheit und Bildung berühmten Frauen Griechenlands, deren schon die Genesis erwähnt. Starke und treue Männer und Frauen lieferte auch der Kaukasus. Das Gros, die Masse der Sclaven, kam jedoch aus Syrien, dessen Bewohner durch Ausdauer und Gewandtheit und — die Hauptsache — durch Geduld bekannt waren. Die Diener, Köche, Gärtner im Umkreise des Mittelmeeres stammten zumeist aus Syrien, ebenso die Stubenmädchen, Friseusen und Tänzerinnen. Wenn heute an den Küsten des Mittelmeeres ein ziemlich übereinstimmender Volkstypus vorherrscht, so ist anzunehmen, dass derselbe theilweise von den syrischen Sclaven der Phönicier und Römer herrührt.

Bei Kriegen nahmen die Phönicier vorzugsweise Karier, Perser und Libyer in Sold. Auch Albanesen kommen schon in Betracht, da Pyrrhus aus Epirus, den die Carthager nach Italien riefen, gewiss schon älteren Spuren folgte. Ebenso hatten die Carthager oft viele Tausende von nordischen Lanzknechten, „Kelten“ genannt, im Sold. Ganz eigenthümlich ist das Auftauchen des Namens „Galiläa“ im Libanon. Das Land, das diesen Namen trägt, umgibt die phönicischen Städte im Rücken wie ein Bogen; sollte dieser Bogen ein Schutzwall gewesen sein gegen die Einbrüche asiatischer Völker? Und sollte etwa gar der Name „Galiläa“ auf hier angesiedelte Krieger aus Gallien, dem Norden Europas, hindeuten? Sollten hier in dunkler Vorzeit die Phönicier in ähnlicher Weise für

ihre Sicherheit gesorgt haben, wie zwei- oder dreitausend Jahre später die Venetianer, welche sich den Rücken durch die Ansiedlung deutscher Krieger in den Alpen bei Vicenza deckten?

Diese Vermuthung ist bei näherer Prüfung nicht so gewagt, wie sie anfangs erscheint. „Gallier“ werden als Söldner der Phönicier genannt, wie sie später Söldner der Carthager waren. Ueberdies bestanden alte Verbindungen der phönicischen Städte mit der Adria als Zugangsstrasse zu den mitteleuropäischen Ländern. Nach Dio Cassius war einst die Insel Lissa unter der Herrschaft der Carthager, den Erben der Phönicier, und zu Budua in Dalmatien stand ein phönicisches Heiligthum — Thatsachen, die einen Lichtschimmer in das Dunkel der Vorzeit werfen. Besonders war es der vielbegehrte Bernstein, der das unternehmendste Kaufmanns- und Schiffervolk der alten Welt nach den nordischen Ländern führte. Die scharfsinnigsten Forscher glauben an directe Verbindungen der Phönicier mit der Ostsee. Virchow nimmt dort phönicische Niederlassungen an, und Nilsson hält den Aufenthalt der Phönicier in Skandinavien für wahrscheinlich. Um wie viel näher liegt dann aber die Vermuthung, dass jenes thätige Volk in den Alpen nach Metallen gesucht, dort Handel getrieben, vielleicht auch dort Colonien angesiedelt hat! Vom Küstenland an der Adria bis zur Donau deuten zahlreiche, auf Bergesgipfeln errichtete Heiligthümer auf einen uralten Cult des Sonnengottes, dessen Tempel auch in Asien, wenn irgend möglich, auf erhöhten Punkten und Bergen standen. Ausdrücklich bezeichnet noch im III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Tertullian den Sonnengott Belen (Baal) als ersten Nationalgott der Noriker, und fast gleichzeitig erzählt Herodian: die in Aquileja ansässigen Karner (Kärntner) hätten den Bel — „den sie dem Apollo gleichstellen“, also den Sonnengott — vor allen Göttern verehrt. Dies geschah in der grossen, mächtigen Handelsstadt an der Adria, also mitten unter der intensivsten römischen Cultur. Um wie viel fester mag dieser Cult noch in Noricum selbst gehaftet haben? Zugleich wird auch Belen als Hauptschutzgott der norischen Eisengruben bezeichnet; der Sonntagsberg bei Waidhofen, der Stadt der Schmiede in Niederösterreich, der Sonntagsberg bei St. Veit in Kärnten, und der Helensberg

(Belensberg?) nicht weit von den berühmten Eisengruben von Hüttenberg in Kärnten werden wohl Heiligthümer des Sonnengottes getragen haben. Neben diesem Baal (Balder, Apollo) lassen sich in ganz Süddeutschland, von der Schweiz bis zu den östlichen Ausläufern der Alpen gegen die Adria, die Spuren des Cultes einer milden, hilfreichen, heilenden Göttin verfolgen, von welcher es ungewiss ist, ob sie die deutsche Freia (Holla), oder die egyptisch-phönicische Isis (Mylitta), oder eine Verschmelzung beider sein mochte. Schon Tacitus kennt bei den Deutschen die Verehrung der Isis, und die zu Füssen der Göttin angebrachte Mondscheibe, die er irrthümlich für das Bild eines Schiffes hält, findet man heute noch auf zahlreichen Madonnen-Bildern. Denn, wie der Prophet Jeremias aus alter asiatischer Erfahrung heraus sagen konnte: „ein Volk verlässt seinen Gott nicht", es verändert blos dessen Namen. Ohne Zweifel gehen in den Alpenländern die vielen Kirchen und Kapellen Maria Einsiedel, Maria Taferl, Maria Hilf, Maria Zell, Maria Schutz, Maria Rain, Maria Luschari u. s. w. in eine viel ältere Zeit zurück, als manche fromme Sage erzählt. Schon die braune Gesichtsfarbe vieler Gnadenbilder von „unserer lieben Frau" deutet auf südlichen Ursprung. Aber auch nicht wenige Ortsnamen in den Alpen tragen semitischen, also wohl phönicischen Stempel. Es ist vielleicht noch zu kühn, bei dem „Pongau", diesem wegen seiner Lage am Durchbruch der Salzach und ferner wegen Nähe von Salz- und Goldbergwerken wichtigen Gau, an Punier zu denken, obwohl es zu denken gibt, dass man heute noch in Tirol einen Krämer (Ladengehilfen) „Phunker" nennt. Deutlicher treten semitische Spuren im Drauthal auf, welches den Zugang zu den uralten Goldwerken der Tauern und den Eisenwerken von Hüttenberg bildet.

Hier finden sich die Namen Obir für zwei berühmte Bergspitzen und erinnern an das schätzereiche „Ophir" der Bibel; hier begegnen wir den Ortsnamen Sagor (vergl. Segor am Todten Meer), Innichen und Sillian (vergl. Inicum und Selinus, phönicische Städte auf Sicilien), Federaun (vergl. Betheron bei Tyrus). Derartige Ortsnamen lassen sich bis nach Böhmen, ja noch weiter nördlich nachweisen.*) Europa selbst trägt ja, wie Sepp sagt, den Namen von den Phöniciern.

*) Sehr beachtenswerth sind Ortsnamen semitischen Gepräges, die sich in Graubünden finden. Dahin gehören die Namen Albula und Maloja.

III.

Die Colonisation der Phönicier wird meist ebenso unterschätzt, wie ihre ganze Cultur. Wenn wir aber bedenken, dass die historische Periode der allein von Tyrus ausgehenden Colonisation nicht weniger als vier Jahrhunderte (1100 bis 800 v. Ch.) umfasst: wenn wir uns andererseits erinnern, dass das spätere griechische Milet unter ungefähr gleichen Verhältnissen in nur einem Jahrhunderte 80 Städte gründete, so kann Strabo treu berichten, wenn er von 300 Städten erzählt, die von den Phöniciern an den Küsten des westlichen Mittelmeeres gegründet wurden.

Die Colonisation geschah systematisch und war, wie bei den Puritanern, eine religiöse Aufgabe. Priester und Führer aus den Patricier-Geschlechtern standen an der Spitze und sammelten einen Kern waffenfähiger Männer, mit denen sie auszogen. Sie waren die Grundherren in der neuen Ansiedlung und vergaben das Land an Bauern gegen eine Ertragsquote. Alsbald nach der Ankunft am Orte der Niederlassung wurden Befestigungen errichtet, und innerhalb derselben erhob sich zuerst der Tempel des heimischen Gottes. Die Verbindung der Colonie mit dem Mutterlande war theils religiös, theils wirthschaftlich. Alljährlich kamen Gesandtschaften nach der Mutterstadt, brachten den Zehnten, huldigten dem Muttergotte und nahmen an den religiösen Festen theil. Als Cambyses von den Tyriern zu einem Feldzuge gegen Carthago Schiffe verlangte, weigerten sich diese mit Berufung auf die heiligsten Eide, durch die sie der verwandten Tochterstadt verpflichtet seien. Es bestand also unter den Phöniciern eine Verbindung, wie sie jetzt Grossbritannien unter seinen Colonien herstellen möchte.

Das einfachste Band bildeten jedoch Handel und Verkehr. Nach dem Propheten Jonas gingen täglich von Tyrus Schiffe ab. Die Kriegs- und Handelsflotte war grösser als

---

„Albula“, das als punischer Ortsname in Afrika vorkam, soll „Zelt des Baal“ bedeuten. Sind zwischen Rhätiern und Phöniciern — etwa durch Vermittlung der Etrusker — verwandtschaftliche Beziehungen anzunehmen? Die Verzweigung alpiner Ortsnamen nach den Bernstein-Ländern der Ostsee angehend, vergleiche man Parzin im Lechthal mit Varzin in Pommern, Ragall mit Rogallen, Saldurn mit Saldern, Galsaun mit Gehlsen u. s. w.

jemals die venetianische und nur der modernen englischen vergleichbar. Einer Kriegsflotte von 300 Dreiruderern folgten 3000 Lastschiffe mit Proviant und Beiwerk, und die Erhaltung der 60.000 Ruderknechte und Matrosen auf jenen Dreiruderern kostete jährlich gegen 200 Millionen Mark. Die Phönicier waren übrigens keine zu Schiff gestiegenen Landratten wie die Römer, und keine blossen Küstenfahrer wie die Griechen, sondern sie wagten sich auf die hohe See; das gefährliche Rothe Meer und besonders die Atlantis waren ihre Schule. Ob sie nicht schon nach entfernten Ostasiatischen Inseln, vielleicht sogar nach Amerika gelangten, mag hier ununtersucht bleiben. Bemerkenswerth bleibt immerhin im Zusammenhalte mit anderen Nachrichten die Meldung Diodor's: „die Phönicier hätten sich in den Ocean hinausgewagt und seien durch heftige Stürme an eine Insel, reich an Wasser und allen Früchten, verschlagen worden.“ Ohne Zweifel besassen sie jene scharfgebauten Kielschiffe, welche später im Mittelmeere verloren gingen und erst mit den kühnen Germanen wieder erschienen. Sie verstanden das Segeln gegen den Wind und richteten sich bei Nacht nach dem Polarsterne, während die Griechen nach dem unsicheren Grossen Bären hielten. Hatten sie die Orientirung dennoch verloren, so liessen sie Tauben fliegen und schlossen danach auf die einzuschlagende Richtung; Tauben waren deshalb heilige Vögel, und wurden, wie heute noch in Venedig, auf den Plätzen der phönicischen Städte, frei umherschwärmend, ernährt. Durch all' diese Hilfsmittel erreichten die Schiffe der Phönicier eine bewundernswerthe Schnelligkeit. Die Durchschnittsschnelle soll 25 Meilen in 24 Stunden Tag und Nacht gewesen sein. Ein Dampfer fährt heute von Tunis nach Cadiz in $4^1/_2$—5 Tagen. Skylax rechnet von Carthago bis zu den Säulen des Hercules (Tunis bis Cadiz) 7 Tag- und Nachtfahrten, macht also bei einer Entfernung von 240 geographischen Meilen per 1 Tag $31^1/_2$ Meilen. Gutgebaute Dreiruderer gingen aber noch viel schneller, und es wird uns berichtet: eine solche Kriegs-Yacht mit dem Pferdekopfe als Sinnbild am Sterne habe an einem Sommertage (ohne Nachtfahrt) über 30 Meilen zurückgelegt.

Neben diesen Schnellfahrern spielte auch das breitbauchige Lastschiff, das an den Küsten herschlich, seine grosse Rolle. Zahlreich waren die Kaufleute, die mit solchen Schiffen,

von Hafen zu Hafen und von Volk zu Volk fahrend, eine Art Hausirhandel trieben. Ein Trompeten-Geschmetter lud die biederen Landbewohner zur Besichtigung der mitgebrachten Herrlichkeiten ein, die entweder auf dem Schiffe oder auf der Küste unter Zelten ausgestellt wurden. Die Ladung bestand meist aus Waffen, Hacken, Schaufeln, Heugabeln, Messern, Riemen, Röhren, Leuchtern, Wagen, Gewändern, Decken, Tapeten, Salben, Schmucksachen, Bernstein, Gold, Silber, Opium, Flötenspielerinnen und Götterbildern. An der afrikanischen Küste herfahrend, nahmen sie Honig und Wachs ein, deren griechische und lateinische Namen aus der Sprache der Berber stammen, ferner Datteln, Elfenbein, Thierfelle und Straussfedern; in Spanien holten sie vorzugsweise Silber und in Gades die dort aufgestapelten nordischen Waaren; über die italienischen und griechischen Küsten setzten sie mit Tausch und Krämerei ihre Rundfahrten fort, bis sie nach zwei- oder dreijähriger Reise, mächtig bereichert, in die Heimat zurückkehrten. Wie es auf solchen Fahrten oft zugegangen sein mag, ersehen wir aus dem XV. Gesange der Odyssee. Hier erzählt Eumäos:

„Einst besuchten uns dort Phöniker, berühmt in der Seefahrt
Und Hauptschurken, und führten im Schiff unzähliges Spielzeug,
Aber im Hause des Vaters war eine phönikische Sclavin,
Schöngebildet und gross und klug in köstlicher Arbeit.
Diese gewannen mit List die ränkegeübten Phöniker.“

Die phönicische Sclavin schleppte dann aus dem Hause des Königs in nächtlicher Weile alle ihr zugänglichen Kostbarkeiten fort, darunter „goldenes Geschmeide, besetzt mit köstlichem Bernsteine“; sie entführte auch den Sohn des Herrn, eilte mit ihm und dem Raube auf das Schiff zu ihren Landsleuten, welche nun hohnlachend in See stechen und das Kind verkaufen.

Hier treiben also die Phönicier Menschenraub, und der griechische Dichter, darin wohl die Ansicht seines Volkes aussprechend, nennt sie „ränkeschmiedend“. Dann bezeichnet sie Homer auch wieder als „stolz“ — Eigenschaften, die sehr wohl einem klugen und mächtigen Volke von Händlern zukommen. Neben dem grossen Kaufherrn und Capitalisten, der ein fürstliches Leben führte und der Kunst und Wissenschaft huldigte, zeigte sich naturgemäss auch der Krämer, der da

schacherte, wucherte, schwindelte, falsches Maass und Gewicht führte, sich mit seinen Wechslertischen in die Vorhöfe des Tempels drängte und als Sclavenhändler die Heere begleitete. Beide aber, den stolzen Patricier wie den Krämer, mag der Vorwurf listigen, versteckten, die anderen Völker übervortheilenden, sie ausnützenden Vorgehens treffen. Der eine im Grossen, der andere im Kleinen — aber das Homerische Wort „ränkeschmiedend" folgt den Phöniciern im ganzen Alterthume.

Verhältnissmässig am günstigsten spricht von ihnen die Bibel. Sidon und Tyrus werden hier in der Regel „stolz" genannt und ihre Bedrängnisse und ihr späterer Sturz als Strafe des Himmels für ihren Uebermuth dargestellt. Sonst bemerkt man an den israelitischen Urtheilen über die Phönicier eine gewisse Sympathie und grossen Respect, was sich beides aus der Stammverwandtschaft und der eigenthümlichen Stellung erklärt, in welcher die Juden zu den Phöniciern standen. Das Verhältniss beider Völker verdient auch schon aus dem Grunde eine besondere Würdigung, weil es noch bis in unsere Gegenwart fortwirkt, indem erst als Träger und Erbe der phönicischen Cultur und Richtung betrachtet das J u d e n t h u m in seine richtige Beleuchtung tritt.

Als die Juden mit Waffengewalt in Kanaan (Niederland) einbrachen und mit den Kanaanitern die langen, in der Bibel so ausführlich beschriebenen Kriege führten, blieben die Phönicier (das ist die Kanaaniter in den Seestädten) neutral, dehnten aber später, als sich die Juden im eroberten Lande dauernd niedergelassen hatten, ihren Einfluss über das stammverwandte Hirtenvolk aus. Viele Andeutungen des Alten Testaments beweisen, dass die Stämme Issaschar, Zebulon, Ascher, Dan und Naphtali als Beisassen im phönicischen Lande wohnten und als Landwirthe, Gewerbetreibende, Lastträger, Handlanger, Karawanenführer an dem Handels- und Industrie-Leben der Phönicier Antheil nahmen. „Von Asser kommt fettes Brod, und er gibt Leckerbissen des Königs", das ist Weizen für die Tafel des Königs von Sidon. In Askalon ward der Anbau von Gemüsen, zum Beispiel Zwiebeln, wahrscheinlich auch zu Schiffsproviant, im Grossen betrieben. Nach den Angaben des Josephus muss man den Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse von Palästina nach dem dicht-

bevölkerten und reichen Phönicien auf viele Millionen Gulden anschlagen. Nicht minder betheiligten sich die Juden an der Industrie der Seestädte. Ihre Frauen webten feine Leinwand, auch Wollen- und Baumwollstoffe, letztere von der Staude, nicht von dem damals noch unbekannten Baumwollbaum. Ihre Eichenwälder lieferten das Material zur Verfertigung der so wichtigen Ruder, und der im Alterthum hochberühmte Balsam ward am ganzen Mittelmeere nur in zwei Gärten des israelitischen Landes gewonnen. Im Liede der Deborah heisst es: „Dan weilt bei den Schiffen," was wohl dahin zu verstehen ist, dass die Angehörigen des Stammes Dan ihr Verdienst in den Häfen und Werften Phöniciens suchten. Issaschar wird Waarenführer gewesen sein, er stellte Thiere und Begleitmannschaft für die Karawanen nach und von dem Euphrat - Thale, wohin der kurze Weg durch die Wüste 14 Tage, der obere Weg über Thapsakus etwa 19 Tage erforderte. Die Waarenführer werden wohl schon damals, wie heute, die Bürgschaft für die sichere Ankunft der Reisenden und Waaren übernommen haben. Von den Stämmen Zebulon und Naphtali heisst es: „Sie saugen den Reichthum der Meere und die verborgenen Schätze des Sandes," das bedeutet: sie sammelten Purpurschnecken und arbeiteten in den phönicischen Glasfabriken. Offenbar stellten diese Gegenden des nördlichen Palästina wohl ein bedeutendes Contingent zu der Erntearbeit in den reichen Gärten und Feldern Phöniciens; es bestanden Verträge, wonach die Phönicier ihre israelitischen Hörigen nicht ausser Landes verkaufen durften. „Auf, Beschnittene, in's Feld!" ist der in einem Aristophantischen Lustspiel uns aufbewahrte Zuruf eines phönicischen Verwalters an die zur Erntearbeit ausziehenden jüdischen Leibeigenen.

War dies das Verhältniss im nördlichen Palästina, so zeigt sich dagegen im Süden das Judenthum weit selbstständiger entwickelt. Jerusalem war selbst eine so bedeutende Industrie- und Handelsstadt, dass es die Eifersucht der phönicischen Städte erregte; bei Ezechiel (26, 2) lesen wir, dass Tyrus bei der Zerstörung von Jerusalem durch die Assyrier jubelte, weil ihm nun der Handel Jerusalems zufalle.

Wie aus diesen Daten zu entnehmen ist, änderten die Israeliten, die als Hirten nach Palästina gekommen waren, in der Berührung mit den Phöniciern völlig ihren früheren

Charakter und wurden nach dem Beispiel der letzteren ein Handelsvolk, welches Industrie und intensiven Landbau trieb und sich in Verbindung mit den Phöniciern am Weltverkehr betheiligte. Daher kommt es denn auch, dass das Christenthum in seiner ersten (jüdischen) Zeit den Spuren der Phönicier folgte. In den phönicischen Colonien in Kleinasien, Syrien und den Inseln erschienen sehr früh schon die christlichen Sendboten und verkündeten in den Versammlungshäusern (nach einem vertragsmässig jedem Juden zustehenden Rechte) die neue Lehre — ein Verhältniss das nur durch die engen Verbindungen der Israeliten mit den Phöniciern ermöglicht war. Da nun die phönicische Cultur bis zur Neuzeit den höchsten Typus der den Israeliten in der Geschichte ihres Volkes zugänglich gewesenen Entwicklung darstellt, so ist es, nach einem Naturgesetze, der phönicische Sinn und Geist, welcher den Charakter und die Weltanschauung der Israeliten zumeist bestimmt hat. Ein Theil der in der Diaspora lebenden modernen Juden — darüber kann kein Zweifel bestehen — ist entstanden aus Nachkommen der von Phöniciern und Römern in alle Welt verkauften syrischen Sclavenbevölkerung; ein anderer Theil der Israeliten ist aber der Träger phönicischer Ideen und der Erbe der phönicischen Welthandels-Eigenschaften, die uns Deutschen, den Abkömmlingen zahlloser Geschlechtsfolgen von Kriegern, Bauern und Gutsherren, fast ganz fehlen, und uns daher in unserer gegenwärtigen materiellen Zeit, wo die wirthschaftlichen Eigenschaften der Völker stets wichtiger werden, zur Concurrenz mit den älteren Handelsvölkern wesentlich stärken können.

Es will uns scheinen, als ob, neben Uhland's bekanntem Tropfen „demokratischen Oeles“, damit wir Deutsche, mögen wir nun in Oesterreich-Ungarn oder im alten Mutterlande leben, in der künftigen Weltconcurrenz mit Engländern und Amerikanern bestehen können, wir einen Tropfen „phönicischen Oeles“ sehr gut gebrauchen könnten.

Ganz anders war die Stellung der G r i e c h e n zu den Phöniciern. Zwischen beiden grossen Völkern zeigte sich früh schon eine Feindseligkeit, die sich oft zu blutigen Kriegen steigerte. Wahrscheinlich hatten die Phönicier in der ältesten Zeit den Peloponnes, Thessalien, Illyrien, Thracien und namentlich die Küsten der Dardanellen und des Bosporus mit

ihren Ansiedlungen bedeckt. Aus Byzanz gingen regelmässige Gesandtschaften zum Heraklesfest nach Tyrus; vielleicht auch aus Macedonien, und so könnte sich der Wunsch Alexander's erklären, in Tyrus dem Baal-Herakles zu opfern. Dieselben Colonisationen, die wir in historischer Zeit in Spanien durch Carthago vollzogen sehen, mögen sich ein Jahrtausend vorher, durch Sidon und Tyrus geleitet, auf der Balkan-Halbinsel ereignet haben. Auf diese blühenden Gebiete fielen nun die kriegerischen Hellenen vom Norden herab, die phönicischen Städte erobernd, die sich unterwerfende Bevölkerung zu Heloten machend, die Widerstrebenden schrittweise vor sich hertreibend und in das Meer drängend. Die sogenannte Wanderung der Herakliden nach der Balkan-Halbinsel mag daher ein Vorspiel zu den späteren Wanderungen der Gothen und Longobarden nach Italien gewesen sein. Der trojanische Krieg war vielleicht der Abschluss dieses vielhundertjährigen Ringens. Von einer Betheiligung des phönicischen Sidon an diesem Kriege sind uns Andeutungen überliefert, und auch die Gründung von Gades wie von Rom wird mit dem Falle von Troja in Verbindung gebracht. Die Phönicier und die unter phönicischem Einflusse stehenden kleinasiatischen Völker räumten nach dem Sturze des heiligen Ilium das nordwestliche Kleinasien, die phönicischen Ansiedlungen am Schwarzen Meere waren, sobald die Griechen die Dardanellen besetzt hatten, vom Mutterlande abgeschnitten, und die Offensive der Griechen nach Asien begann.

Diese Offensive war nicht blos eine kriegerische, sondern auch eine wirthschaftliche. Gestützt auf die phönicische Erbschaft und in dem eroberten Lande selbst mit phönicischem Blute gemischt, machten bald die Griechen den Kanaanitern auf deren eigenstem Gebiete Concurrenz: in Schifffahrt, Industrie und Handel. Schon seit dem XII. Jahrhundert vor Christus treffen wir Griechen neben Phöniciern auf Cypern, am Orontes, in Egypten, und im VIII. Jahrhundert erscheinen beide Völker fast im ganzen Umfange des östlichen Mittelmeeres als Seefahrer, Kaufleute und Ansiedler. Man fand Griechen in Kanaan, wie Kanaaniter in Griechenland; in den griechischen Städten (Korinth), wie in den griechischen Colonien (Syrakus und Massilia) gab es eigene phönicische

Quartiere. Auf Rhodos und Sicilien erhielten die Phönicier das Recht der Eheschliessung mit Griechen (connubium), und die Angehörigen beider Völker schützten bei Besuchen in der Fremde sich gegenseitig durch Bürgschaftsverträge, wobei sie sich durch zertheilte Thonscherben auswiesen, die mit der im Besitze der anderen Partei verbliebenen Scherbe passen mussten. Zeitweise war daher zwischen Phöniciern und Griechen ein leidliches Verhältniss hergestellt. Aber die Freundschaft zwischen beiden Völkern war nie eine ganz aufrichtige, und Alexander von Macedonien mag in voller Kenntniss der uralten griechischen Feindschaft gegen Phönicien gehandelt haben, als er nach furchtbarem Kampfe die Stadt Tyrus eroberte und zerstörte. Wie einst Tyrus über den Fall von Jerusalem sich freute, so mögen Athen, Korinth und Syrakus über den Sturz von Tyrus gejubelt haben. Die fast tausendjährige griechische Handelseifersucht war befriedigt. Der Kern der bei der Zerstörung übrig gebliebenen Phönicier zog sich nach Carthago und überliess den Griechen die östliche Kammer des Mittelmeeres fast völlig; schon gleich zu Anfang der macedonischen Zeit finden wir die phönicischen Städte nach Sitte und Sprache hellenisch geworden; aber so stark erwies sich auch hier der phönicische Geist, dass die Griechen von dem letzteren durchdrungen wurden und uns heute noch wesentlich als ein Handelsvolk mit südlichem Stempel erscheinen.

Aber ist es denn mit den Italienern anders? Welcher Geschichtskundige erblickt nicht hinter dem späteren kriegerischen Rom die Umrisse eines älteren, handeltreibenden und industriellen Rom, welches — dreitausend Jahre vor unserer Gegenwart — wie Mommsen bezeugt, ein Schiff im Wappen führte, berühmte Messen und Märkte hatte, die Nothwendigkeit der Canalisirung der Städte kannte, mächtige Cloaken errichtete, Seen ableitete und kyklopische (phönicische) Mauern baute? Sollten auch, wie nach Griechenland über den Balkan, so nach Italien über die Alpen — eine Völkerwanderung vor der „Völkerwanderung“ — nordische Kriegerstämme von den Alpen herabgestiegen sein und das alte Rom, die phönicisch-etrurische Handelsstadt, in einen Kriegerstaat verwandelt haben? Wie dem nun sein mag, und obwohl der alte Cato sein „Carthago delenda“ so oft dem

Senat zugerufen und Hannibal bei Zama unterlegen ist, dennoch erscheint uns Nordländern der Italiener des Südens als stark mit südlichem Blute gemengt, wozu übrigens neben den Phöniciern die von den Römern massenhaft nach Italien gebrachte syrische Sclavenbevölkerung, sowie später die bekannte Einwanderung der Araber das Ihrige beigetragen haben mag.

Wie haben wir uns die alten Carthager zu denken? Ein moderner Schriftsteller, Flaubert, entwirft von ihren Senatoren folgendes Bild: „Diese Männer waren durchgängig von gedrungenem Wuchs, mit gebogenen Nasen ähnlich wie bei den syrischen Colossen. Doch verriethen einige von ihnen durch ihre stärker hervortretenden Backenknochen, ihren höheren Wuchs und schmäleren Fuss den Ursprung von afrikanischen Nomaden. Blass war das Gesicht Derjenigen, die stets in der Tiefe ihrer Schreibstuben sassen; Andere trugen etwas von Wüstenstrenge an sich, und seltsame Juwelen glänzten an den Fingern ihrer von unbekannten Sonnen gebräunten Hände. Man unterschied die Schiffer an ihrem schwankenden Gang, während die Landwirthe nach den Vorrathskammern, nach Futter und dem Schweisse der Maulthiere rochen. Hier trieben alte Seeräuber ihre unfreie Arbeiterschaft auf ihre Campagnen, dort rüsteten Geldzusammenscharrer Schiffe aus und fütterten in ihren Häusern Sclaven, welche alle Handwerke trieben. Alle waren in religiösem Wissen wohlbewandert, in allen Winkelzügen erfahren, mitleidlos und reich. Sie sahen aus, als ob sie durch lange Sorgen ermüdet wären. Misstrauisch blickten sie mit ihren flammenden Augen um sich, und ihre Gewöhnung an Reisen, an Verstellung, Schacher und Befehl verbreitete über ihre ganze Person ein Gepräge von List und Gewalt, einen Stempel geheimer und zuckender Thatkraft.“

Ungeachtet einzelner genial aufgefasster Züge ist diese Schilderung doch vielleicht etwas einseitig. Die von Strabo „mannhaft“ genannten Werkleute ihrer Zünfte, ihre Capitäne, Steuermänner, Matrosen und Fischer, ihre Rottenführer und Feldobersten waren nicht einseitig, sondern in Arbeit, Leben und Kampf allseitig ausgebildete Männer. Man vergesse nicht, dass aus ihren Reihen auch Hamilcar und Hannibal hervorgingen, welchen in den Kriegen gegen die Römer auch nordische Kämpfer mit Begeisterung folgten. Auch arabische

Häuptlinge, südspanische Gutsbesitzer und griechische Schiffer — je nach der Stunde Frachtführer, Fischer, Krieger, Abenteurer, Helden wie Odysseus — könnten manche Züge zum Bilde der Phönicier liefern.

So weit jedoch die phönicische Cultur über die aller Nachbarn emporragte und so sehr die Phönicier das Inventar der Menschheit durch Entdeckungen und Erfindungen bereicherten — Freunde unter ihren Zeitgenossen haben sie sich nicht gemacht, ja ihre Unpopularität ist nicht nur ein mitwirkender Grund für die Dürftigkeit der über sie überlieferten Nachrichten, sondern auch eine Hauptursache, warum sie bei ihren letzten Kämpfen, als es sich um Tod und Leben handelte, verlassen blieben. Ungeachtet der weisen Priester- und glänzenden Patriciergeschlechter Phöniciens dachten der Grieche und Römer bei dem Namen „Phönicier“ und „Punier“ doch zunächst an einen Krämer. Der Vorwurf eines rücksichtslosen, in der Wahl der Mittel wenig wählerischen Egoismus begleitet die Phönicier durch das Alterthum. Wo sie stark genug waren, übten sie Gewalt als den kürzesten Weg, ihrem Willen Geltung zu verschaffen, und wo sie diesen Weg nicht zu betreten wagten, da übten sie List und Ränke. Die unermessliche Ueberlegenheit ihrer Welterfahrung, Wissenschaft und Technik brachte es mit sich, dass die einfachen Völker des Westens und Nordens von ihnen auf das Gründlichste ausgebeutet wurden. Lange Zeiträume hindurch mögen jene Völker ihren Bernstein, ihre Pelze und Sclaven gegen Götzenbildchen, angebliche Talismane und, wie Homer sagt, „phönicisches Spielzeug“ verschleudert haben, bis Erfahrung und erweiterter Gesichtskreis, vielleicht auch die Concurrenz, einen angemessenen Marktpreis herstellten.

Ohne Zweifel haben die Phönicier ihre bevorzugte Weltstellung rücksichtslos ausgenutzt. Es ist uns überliefert, dass sie für vier Degenklingen im Werth von 1 Sekel in Italien Korallen im Werth von 400 Sekel eintauschten. Sie nahmen also 400 Percent! Ferner wissen wir, dass sie gewisse Salben, die angeblich aus fünfundzwanzig verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt waren, bis zu neunzig Gulden das Pfund verkauften. Um die Preise zu erhöhen, setzten sie die seltsamsten Uebertreibungen in Umlauf über die Gefahren die mit Beschaffung der Waare

verbunden seien. Der Pfeffer sollte, von Schlangen bewacht, in unzugänglichen Wäldern wachsen — eine Sage, womit vielleicht noch unser frommer Wunsch: „Ich wollte, du wärest, wo der Pfeffer wächst,“ zusammenhängt. Wenn daher im früher Gesagten die Phönicier als Mitbegründer der Naturwissenschaften genannt werden, so müssen sie doch auch als Urheber zahlreicher Märchen bezeichnet werden, die, zum eigenen Vortheil von jenen klugen Kaufleuten erfunden, bis in eine späte Zeit hinein die Köpfe verwirrten. Den Sagen von Cyklopen, Sirenen und Lästrygonen begegnet man an solchen Orten, wo Phönicier Handel und Schifffahrt trieben. Lange wurden solche Erzählungen von den Griechen und anderen Europäern für baare Münzen genommen. Später freilich zürnten die Griechen über ihre Leichtgläubigkeit, und dann ward der Ausdruck „phönicische Lügen“ zu einem Sprichwort. Durch jene abenteuerlichen Erzählungen von ungeheuren Gefahren, die den Seefahrer in fernen Meeren bedrohen, sollten aber nicht nur die Preise erhöht, sondern auch Concurrenten von der Nachfolge abgeschreckt werden. Denn vor Allem strebten die Phönicier nach dem Monopol, diesem Wunderstab und Zauberring eines jeden echten Kaufmannsvolkes. Ihre Handelspolitik ging immer auf das Monopol los. Der Carthager Hanno drohte einst: „Nicht einmal ihre Hände sollen die Römer im Meere waschen dürfen.“ Wen erinnern nicht diese Worte an die Aussprüche William Pitt's, des späteren Lord Chatam: „Nicht eine Kanone darf auf dem Meere gelöst werden ohne Erlaubniss von England“, und dann wieder: „Nicht ein Hufnagel soll in den englischen Colonien fabricirt werden“? Und derselbe Dio Cassius, welcher uns jene merkwürdigen Worte Hanno's aufbewahrte, lässt auch Cäsar, als er seine Officiere zum Angriff auf Ariovist bestimmen will, Folgendes sagen: „So lange wir die Carthager in Afrika ruhig liessen, schifften sie nach Italien hinüber, durchschwärmten das Land und zerstörten die Städte.“ Ganz dieselbe Thatsache, dass die Punier es besonders auf die Städte abgesehen hatten, berichtet uns von den Phöniciern der belesene Kirchenvater Eusebius. Derselbe hat uns eine wahre Enthüllung hinterlassen, indem er sagt: „Die Phönicier bewachten ihre Colonien, dass Niemand mit denselben Verkehr treiben und sie bereisen konnte. Dies bewirkten sie dadurch, dass sie die Länder

ihrer Grenznachbarn beständig verwüsteten und darauf bedacht waren, deren Städte zu vermindern.“ Besonders bezeichnend ist hier die Absicht einer Verminderung der Städte. Von bloss landbautreibenden Ländern fürchteten die Phönicier nichts, denn das waren ja Consumenten ihrer Industrieproducte und überdies Länder dünn bevölkert, arm und unmächtig; aber die Städte waren ihnen verhasst als Concurrenten, die durch Capitalbesitz, Handel und Industrie ihren Gewinn schmälern konnten!

Uebel angeschrieben waren auch im Alterthum die Handelsverträge der Phönicier. Φοινίκων συνθῆκαι bezeichnete bei den Griechen Verträge mit zweideutiger Fassung und künstlicher Auslegung. So sollen sich die Stifter Carthago's von Libyern, an der Stelle wo die Stadt errichtet wurde, das Recht des Aufenthalts „über Tag und Nacht“ ausbedungen und aus diesem Titel das Recht des ewigen Besitzes abgeleitet haben, vorgebend: der Ausdruck „über Tag und Nacht“ bedeute „allezeit“. Nach einer anderen Version erkauften sie von den Libyern so viel Land, „als sie in eine Kuhhaut fassen könnten.“ Dann hätten sie die Kuhhaut in feine Riemen zerschnitten und sich so die Stätte Carthagos erlistet. Mögen das nun auch Sagen sein, so beweisen sie doch, wessen man sich von den Phöniciern versehen hat. Die „punica fides“ erfreute sich weder bei Griechen noch Römern eines guten Rufes. Alexander der Grosse nennt Tyrus eine „zweideutige Stadt“. Wie konnte dies auch anders sein, da das Gesetz selbst die zur Sicherstellung des phönicischen Handelsmonopols vorgenommenen Ränke unterstützte? Es bestand nämlich ein Gesetz, wonach der Staat den Schaden ersetzte, wenn ein phönicischer Capitän, bei dem Versuche, einen ihm nachfolgenden Schiffer anderer Nationalität von seiner Spur abzulenken, Schaden litt oder Waaren opferte. Strabo erzählt einen solchen Fall, wo phönicische Schiffer auf der Fahrt nach den britischen Zinninseln einen römischen Concurrenten auf eine Untiefe lockten. Andere Schriftsteller des Alterthums gehen in diesen Beschuldigungen noch weiter. Wo die Phönicier die Uebermacht hatten oder die Sache im Stillen geschehen konnte, überfielen sie die Schiffe anderer Völker und warfen die Mannschaft in's Meer. Ebenso sollen sie Diejenigen getödtet haben, die in ihre Colonien eindrangen.

Der Ausdruck „Tyria maria“ war daher im Alterthum sprichwörtlich für gefahrvolle Gegenden, und im Hinblick auf solche Vorfälle werden die Phönicier als „Blutmenschen“ bezeichnet.

Ein arger Irrthum ist es daher, die Phönicier als ein besonders friedfertiges, unkriegerisches und wenig muthiges Volk anzusehen. Ihr Muth war freilich von einer besonderen Art. Im Gegensatze zu den assyrischen und babylonischen Massen, die von ihren Despoten in die Schlacht getrieben wurden, und in weitem Abstande von jenen nordischen Kriegern, die aus Waffenfreude in den Kampf gingen oder um kargen Sold ihr Leben verkauften, schonten allerdings die Phönicier ihr Blut. Aber feig waren sie deshalb nicht und wussten ihren Mann zu stellen, wenn es galt. Baal-Herakles war durchaus ein kriegerischer Gott; nach Hygin hat Baal zuerst das eiserne Schwert erfunden und Krieg geführt. Ein anderer Schriftsteller nennt die Phönicier ausdrücklich *μαχιμώτατοι*. Bei Belagerungen ihrer Städte haben sie wahrlich den Beweis hoher Tapferkeit geliefert. Zu jeder Zeit hielten sie viel auf Waffenfertigkeit und Körperübungen, um in Nothfällen bereit zu sein und nicht Alles von Söldnern erwarten zu müssen. Nach einer alten Ueberlieferung waren die isthmischen Spiele der Griechen phönicischen Ursprunges. Die jungen Patricier mussten sich oft ihre Besitzungen in fernem Lande erkämpfen. Der Aufenthalt unter fremden Völkern setzte ihren Muth auf stets neue Proben, ebenso wie der Kampf mit den Elementen. Vorzüglich bewaffnet, vermöge ihres Goldes durch Kundschafter immer gut unterrichtet, im Besitze der geistigen Ueberlegenheit und durch das Bewusstsein einer höheren Cultur gestählt, waren sie gewohnt, Wenige gegen Viele zu kämpfen. Aber ihre Kämpfe waren immer nur Mittel, nie Zweck. Ihre Kriege fochten sie am liebsten mit Gold aus, dann mit Sold, und erst in dritter Reihe mit dem eigenen Blute. Stets wirkte das Capital mit. Schiffe, Kriegsmaschinen, Waffen waren trefflich. Die Flotten der Sidonier und Tyrier sind, wenn sie für die eigene Heimat stritten, eigentlich niemals besiegt worden, die Flotten der Carthager nur selten. Aber dem Zusammenstosse mit einer Nationalarmee, wie sie Alexander von Macedonien oder der Römer Scipio in's Feld führten, waren die Phönicier nicht gewachsen. Tyrus erlag den Macedoniern und Griechen, Carthago den

Römern, und Gades, das noch in der Kaiserzeit als die nach Rom und Alexandria grösste Stadt des Alterthumes genannt wird, den Kelten.

Meister waren sie in der politischen Intrigue. Weiss sich diese letztere selbst heutzutage in der Periode einer zahlreichen und wachsamen Diplomatie und einer hundertäugigen Presse, oft völlig den Blicken der Beobachter zu entziehen, so muss es unthunlich erscheinen, nach zwei bis drei Jahrtausenden den Zusammenhang der phönicischen Machenschaften ermitteln zu wollen. Aber Andeutungen, Spuren hat uns das Alterthum überliefert. Wenn wir eine Stelle des Propheten Amos recht verstehen (I, 9), so beschuldigte er die Phönicier, dass sie die Abführung der Juden in die Babylonische Gefangenschaft verschuldet hätten. Deutlicher hebt sich ein Antheil phönicischer Diplomatie an den Perserkriegen heraus. Bei der notorischen Eifersucht in Handel und Politik zwischen Griechen und Phöniciern ist es wohl denkbar, dass zuerst Phönicier das Perserreich gegen Hellas in Bewegung brachten. Der einfache Satz Herodot's (I, 1): „Bei den Persern nun sagen die Geschichtskundigen, Phöniker seien des Streites Urheber gewesen", — Worte, mit denen Herodot seine Geschichte der Perserkriege einleitet, — haben daher vielleicht eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Darauf deutet auch die Thatsache, dass gleichzeitig mit dem Angriffe der Perser auf das griechische Mutterland auch die Carthager gegen die griechischen Ansiedlungen auf Sicilien losschlugen. Letztere waren den westlichen Phöniciern (den Carthagern) gewiss ebenso unangenehme Concurrenten, als die Altgriechen den östlichen Phöniciern im Stammlande. An einem und demselben Tage siegten nun die Altgriechen bei Salamis, die Neugriechen bei Himera: liegt da nicht die Vermuthung nahe, dass ein bestimmter Plan, eine Verabredung, eine Coalition bestanden hatte, kraft welcher die Carthager, um jede Hilfeleistung der italischen Griechen an das Mutterland zu hindern, im Interesse des persischen Angriffes im Osten gegen die Syrakusaner im Westen zu Felde zogen? Die Vermittler zwischen Persern und Carthagern waren aber offenbar die Phönicier im Stammlande. Und hierin darf wohl eine Bestätigung der Nachricht Herodot's über die eigentlichen Urheber des Perserzuges erblickt werden.

Dem selbst zu führenden Kriege auszuweichen, schon weil er so theuer ist; das Ziel durch raffinirte Klugheit zu erreichen; die Diplomatie und am rechten Orte das Gold arbeiten zu lassen; die Verfolgung eigensüchtiger Zwecke hinter hochklingenden Grundsätzen zu verbergen; bei ungünstiger Weltlage Beleidigungen ruhig hinnehmen, dagegen kaltherzig zur Herbeiführung guter Gelegenheiten wirken und den Zeitpunkt abwarten; Verwicklungen einfädeln, dann aber die Hand herausziehen, neutral bleiben, aber beiden Theilen Waffen liefern; während heissblütige Idealisten sich schlagen, über beide kämpfende Theile reale Vortheile einheimsen, die Kräfte der Streitenden sich erschöpfen lassen, um beim Friedensschlusse ungeschwächt dazustehen und dessen Bedingungen zu dictiren, kurz, mit fremden Ochsen den eigenen Acker bestellen — das war der Kern der altphönicischen Politik und dürfte bei schärferer Beleuchtung sich auch bei den modernen Phöniciern wiederfinden.

Das Urtheil der Alten über die Phönicier ist verschieden je nach dem Standpunkte. Den concurrirenden Völkern, denen sie gar oft gewaltsam und treulos gegenübertraten, deren Antheil an Wohlsein und Macht sie verkürzten, erschienen sie oft als Gegenstand des Widerwillens und Hasses; als sie gestürzt waren, erkannten auch die früheren Gegner ihre grossen Eigenschaften an. So sagt von ihnen der scharfblickende Pomponius Mela (freilich selbst von phönicischer Abkunft): „Sie waren eine rührige Race und hochbefähigt für die Werke des Krieges und Friedens; Wissenschaft und Künste pflegen, die Meere durchsegeln, Seeschlachten schlagen, den Völkern gebieten, Kampf und Herrschaft gewinnen, das haben sie verstanden.“

Mit dem Sturze von Carthago, dessen Heere mit den Römern gestritten und dessen Finanzen mit den Schätzen der Grosskönige gewetteifert, war die Herrschaft der Phönicier endgiltig gebrochen. Wohl ward in Afrika, wie Hieronymus bezeugt, noch im fünften Jahrhundert nach Christus punisch gesprochen, wohl trieben Tyrus und die anderen Städte an Syriens Küste bis in die Zeit der Kreuzzüge und wohl noch darüber hinaus einen bedeutenden Handel, aber dies Alles war nur noch ein Schatten der früheren Grösse und Herrlichkeit. Staatlich organisirte Phönicier gab es nicht mehr. Die eigene

Heimat gewährte keine Sicherheit mehr, und die alten goldenen Wege des Welthandels, die den Phöniciern Wohlstand und Reichthum gebracht hatten, waren durch Araber, Mongolen und Türken zerstört und verschüttet. Von diesen Schlägen hat der Orient sich nie mehr erholt. —

Erst jetzt scheint für den Osten eine bessere Zeit anzubrechen. Und wieder ist es das Mittelmeer, welches den Träger dieser grossen Bewegung abgibt. In ganz kurzer Zeit, in der Spanne eines Menschenalters, sehen wir das Mittelländische Meer in den Vordergrund getreten. Mögen noch immerhin die Atlantis und der Stille Ocean an Zahl der grossen Schiffe und Frachtenmenge die erste Stelle einnehmen — politisch und handelspolitisch betrachtet, bleibt auch heute, wie in den Zeiten des Alterthums, dem Mittelmeere sein Vorzug und seine Bedeutung für die europäischen Völker ungeschmälert. Kein anderes Meer verbindet wie das Mittelländische drei Welttheile; keines ist so buchtenreich und vielgliederig und besitzt so wichtige Annexe, von denen das Adriatische Meer sich der Verästelung des Donaugebietes nähert, das Schwarze Meer mit seiner Fortsetzung, dem Kaspischen Meere, bis in das innerste Asien vordringt, und das Rothe Meer, seit Eröffnung des Suez-Canals, die nächsten Wege nach Arabien, Indien und Ostasien erschliesst; und kein anderes Meer bietet zugleich, vermöge seiner zahlreichen Meerengen als einziger Zufahrtsstrassen, so viel Gelegenheit, durch Besetzung dominirender Punkte den Gedanken der Herrschaft auf die freie See anzuwenden.

Aus der Vogelschau betrachtet, gleicht das Mittelmeer einem längsliegenden mit der Spitze nach Nordwesten gerichteten Dreieck, von welchem je eine Seite durch die afrikanische, asiatische und europäische Küste gebildet wird. In den inneren drei Winkeln, da wo je zwei Seiten des Dreiecks zusammentreffen, öffnen sich nun Canäle oder Meerengen gegen aussen, von denen die westliche Afrika und Europa trennt, die nordöstliche Asien und Europa, die südöstliche aber Asien und Afrika von einander scheidet. Hier entstehen also drei hochwichtige Verkehrsmündungen und Knotenpunkte, welche im Alterthum durch die Städte Gades, Ilium und Alexandria, in der Neuzeit aber durch Gibraltar, Constantinopel und Suez bezeichnet sind.

Neben diesen Hochburgen an den Zufahrtsstrassen des Dreiecks waren aber auch zur Beherrschung des inneren Meerbeckens wegen ihrer centralen Lage gewisse Inseln, wie insbesondere Malta, Sicilien, Kreta und Cypern, von grosser Wichtigkeit.

Von jenen drei Meerengen besassen nun die Phönicier in historischer Zeit nur noch eine, nämlich die Pforte zur Atlantis, die Strasse von Gades. Die Pforte zur Propontis und dem Schwarzen Meere, die dereinst von Ilium-Troja bewachte Strasse, hatten ihnen, unserer früheren Annahme zufolge, die Griechen bereits entrissen. Die dritte Enge aber, die vor Entstehung des Suez-Canals nur eine Landenge war, mögen die Phönicier theils von Tyrus direct, theils durch ihre Niederlassungen in Egypten, wenn auch nicht besessen, doch thatsächlich beherrscht haben.

Merkwürdig genug, dass heute der Machtbesitz der Engländer hinsichtlich der drei Zufahrtsstrassen zum Mittelmeer ein ganz ähnlicher ist. Thatsächlich besitzen sie, wie die alten Phönicier, nur die Westpforte, die sie durch das an die Stelle von Gades getretene Gibraltar öffnen oder schliessen können. Die südöstliche, nach dem Rothen Meer und Indien führende Pforte dominiren sie durch ihren Eigenthumsantheil am Suezcanal, durch ihre Vormachtstellung in Egypten und das Uebergewicht ihrer Flotten in den beiden Meeren, welche die egyptischen Küsten bespülen.*) Die dritte, nach dem Schwarzen Meer führende Pforte der Dardanellen und des Bosporus, ist ihnen noch entgangen, so oft auch ihre Flotten dieselbe passirten oder bei Tenedos und in der Besika-Bai zur Bewachung jener Meerenge Anker warfen. Eine Annäherung an jenen wichtigen Punkt erfolgte jedoch durch die Besitznahme von Cypern.

Abgesehen von Cypern, ist von den centralen Knotenpunkten des Mittelmeeres das seit uralter Zeit mit semitischer (wahrscheinlich phönicischer) Bevölkerung besetzte Malta in der Hand der Engländer, während Kreta und Sicilien noch von ihnen umschwärmt wird; englisches Interesse an den letztgenannten Inseln ist aber schon wiederholt hervorgetreten

*) Bekanntlich hat England im Jahre 1882 auch schon die südöstliche Pforte erworben: Egypten mit dem Suezcanale.

(Nachträgliche Bemerkung des Verfassers.)

und würde bei günstiger Gelegenheit wahrscheinlich sich bestimmter geltend machen.

Zugleich hat Cypern, die neueste englische Errungenschaft, die auch Gladstone ungeachtet aller Vorwürfe gegen dessen Erwerbung noch nicht herausgab, für England noch dadurch eine besondere Bedeutung, dass es nur 350 Kilometer von dem Hafen von Alexandrette liegt, also jenem Punkte, wo voraussichtlich die künftige Euphrat-Bahn, die Ueberlandroute nach Indien, ihren Anfang nehmen wird.

Aber auch dem asiatischen Festlande hat sich die grossbritannische Politik schon zugewendet. Abgesehen von Armenien, über welches durch die Abmachungen von 1878 zwischen England und der Türkei England ein, wenn auch momentan noch schlummerndes Protectorat erworben hat, bildet schon seit Jahrzehnten der Libanon mit den Drusen und in neuerer Zeit ganz Syrien, wo früher eine französische Interessensphäre zu respectiren war, ein wichtiges Ziel englischer Staatskunst.

Unmittelbar ist also hier das alte phönicische Gebiet betreten. Von Syrien aus wird aber ferner am sichersten Egypten controlirt und auf die von Marokko bis Indien reichende arabische Welt Einfluss gewonnen. Syrien besitzt die heiligen Stätten des Christenthums und erschliesst die Pfade nach den arabischen Centralstätten des mohamedanischen Glaubens. Endlich führen von Syrien aus die Hauptwege nach den Euphrat-Ländern und nach Mesopotamien, wo, wie wir annehmen möchten, der eigentliche Schwerpunkt der asiatischen Zukunftspolitik zu suchen ist.

Mesopotamien mit seiner centralen Lage zwischen Indien-Ostasien und Europa, mit seinen beiden herrlichen Strömen, welche zur Bewässerung alle Füglichkeit bieten, mit seiner südlichen Sonne, welche dem Boden eine Fruchtbarkeit bis zum dreihundertfältigen Ertrage ablockt, ist ohne Zweifel bestimmt, wiederum Sitz einer Cultur zu werden, welche im Alterthum durch die Namen der Städte Ninive und Babylon genügend gekennzeichnet ist.

Wenn die Phönicier, wie wir früher erwähnten, die Verbündeten und die westlichen Handels-Vorposten der grossen Monarchien Innerasiens waren, so sind heute umgekehrt die Engländer bestrebt, von den Küstenpunkten aus allmälig

wieder nach Innerasien vorzudringen und in letzterem ihre künftige Herrschaft vorzubereiten. Dieses Vordringen erfolgt im Osten von Indien als Operationsbasis noch deutlicher und energischer als im Westen. Schon werden Schat el Arab, Euphrat und Tigris von englischen Dampfern befahren; schon ist das am Zusammenflusse des Kuren mit dem Schat el Arab auf persischem Gebiet gelegene wichtige Mohammerah von ihnen besetzt; schon spielen sie die Herren in Badgad und in Basra, wobei sie theils in dem persisch-türkischen Dualismus ihren besten Verbündeten finden, theils gegen beide schwache Regierungen irgendeinen obscuren Scheich als glücklichen Rebellen in's Feld führen, der dann regelmässig zu Gunsten der Briten auf seine neugewonnene Herrschaft verzichtet. Im persischen Meerbusen pflanzten sie ohne weitere Bedenken ihre Fahne auf in dem grössten der dortigen Eilande, der Insel Kischem, welche die Strasse von Ormus beherrscht.

Eine Eisenbahn ist im Bau begriffen, die von Schikarpur am Indus nach Kandahar führen soll, während ein Flügel über Kelat und Pura durch Beludschenland nach Abuschehr am persischen Golf geplant ist. Offenbar sind diese Linien das äusserste, an das indische Bahnnetz anschliessende Glied der grossen Ueberlandbahn, die zu Alexandrette am Mittelmeer ihren Ausgang haben wird.

Das „zweite Phönicien“, welches Alexander von Macedonien am persischen Meerbusen gründen wollte, ist, wie man sieht, bereits im Werden. Wer erblickt nicht in diesen britischen Occupationen ein System? Wer sieht hier nicht in West und Ost die Schnüre eines Netzes, welches, gleichzeitig in Syrien und Kleinasien, sowie in den Euphrat- und Tigris-Mündungen ausgeworfen, bei günstiger Gelegenheit, die vielleicht schon der nächste grosse continentale Krieg bringen kann, über Mesopotamien und Syrien zusammengezogen werden soll?

Wenn der deutsche Gelehrte reist und gräbt, so denkt er an Priamus, Hekuba und die ganze classische Philologie. Wenn der Engländer in alten Gräbern wühlt, so zielt er auf Handel, Macht und Herrschaft. Layard, Rawlinson und die Anderen haben nicht umsonst in Ninive und Babylon die Schriften der Grosskönige entziffert. Sie möchten für ihre

Heimat auch deren Erbschaft antreten. Sie wird ihnen zufallen, wenn die anderen europäischen Völker fortfahren, sich wegen untergeordneter Interessen zu befehden.

Das sind Gesichtspunkte, die gleichzeitig in die Vergangenheit wie in die Zukunft blicken!

Die älteste bekannte Geschichte spielt in Asien, und Phönicien war die handelspolitische, industrielle und geistige Vormacht. Dann folgte die Zeit der Griechen und Römer, arisch-semitischer Mischvölker, die, zwischen den germanischen Kriegerstämmen des Nordens und den südlichen Handelsvölkern die Mitte haltend, die im Umkreise des Mittelmeeres gelegenen Länder zu Sitzen der Cultur machten. Als dann zur Zeit der römischen Kaiser neue religiöse Ideen, neue Weltanschauungen entstanden, Italien von den Germanen und dem Christenthum erobert, Griechenland-Byzanz von den Islamiten niedergeworfen wurde, da brach die antike Cultur mitten auseinander, ein tiefer Spalt ging seitdem durch die einst so eng verbundenen Länder des Mittelländischen Meeres, und der Orient war uns verschlossen.

Heute sind wir bestrebt, mit tausend Armen die vor langen Jahrhunderten zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen. Wenn ein berühmter Philosoph einst das schöne Wort sprach: die Cultur, die sich in Egypten eingesponnen, sei in Griechenland als freier schöner Schmetterling ausgeflogen, so könnte man jetzt in einfacherer Redeweise sagen: die griechisch-römische Cultur sei dereinst nach Norden zu starken, denkenden, arbeitenden Völkern geflohen, um von diesen, bewehrt mit der Waffe der Wissenschaft, des Capitals und der freien Arbeit, siegreich in die schönen Lande des Mittelmeeres und des Orients zurückgeführt zu werden.

Indem aber die europäischen Völker diesen Pfad einschlagen, sind es die halbvergessenen Fusstapfen der Phönicier, welche als Wegweiser dienen. Seit einem Menschenalter folgen die Engländer mit klarem Bewusstsein diesen Spuren. Mögen denn die Neu-Phönicier die Irrthümer, Fehler und Uebergriffe vermeiden, die den Alt-Phöniciern verderblich geworden sind!

* * *

Nachtrag des Verfassers. Die active Orientpolitik Englands, die, von Beaconsfield und Gladstone getragen, im

Berliner Frieden von 1878 ihren höchsten Triumph feierte und im Jahre 1882 mit der Eroberung Egyptens und des Suezcanals eines der werthvollsten Stücke des Orients gewann, brach kurz danach plötzlich ab.

Englands Politik war unversehens eine andere geworden. Ueber den Orient senkte sich Ruhe herab. Die unmittelbar vorher so thätigen englischen Gesandten, Reisenden, Forscher, Missionäre und Agenten aller Art schienen in Schlaf gesunken wie die Ritter im Märchen vom Dornröschen.

Woher dies? Es kam einerseits daher, weil England erreicht hatte, was es zunächst wünschte, und es sich nun der Sicherung des erworbenen Egyptens widmete, andererseits aber auch daher, weil es den Schwerpunkt seiner Thätigkeit nach Afrika verlegte. Warum dies?

Im Jahre 1884 war das Deutsche Reich in die Colonialpolitik als Mitwerber eingetreten, während gleichzeitig Frankreich zur Besitznahme von Tunis und zur mächtigen Erweiterung seines afrikanischen Reiches schritt. Da galt es nun für England, sich rasch noch dort den Löwenantheil zu sichern.

Die politische Arbeit Englands concentrirte sich in Afrika und so ward es im Orient stille. Wo noch ein Vorgehen der Russen die Abwehr Englands herauszufordern schien, da geschah sie ruhig, mässig und ohne die Leidenschaften des Gegners zu erwecken.

Für die europäische Politik Englands hatte dies die Folge, dass auch hier vor Allem Russland zu schonen, womöglich zum Freunde zu gewinnen war. Russland hat ja in Afrika keine Interessen; wenn daher Russland, im Orient geschont, sich still verhielt, so brauchte nur in Mitteleuropa zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche die alte Feindschaft fortzubrennen, um der englischen Politik in Afrika fast völlig freie Hand und das endgiltige Uebergewicht zu verschaffen.

So mag es sich erklären, dass Grossbritannien seit einem Jahrzehnte etwa (so wie in Amerika so auch) im Orient überraschend mild und nachgiebig war. Russland und die Vereinigten Staaten werden dilatorisch behandelt.

Ist aber einmal in Afrika Englands Uebergewicht feststehend, so wird die englische Politik im Orient wieder aufwachen und zu all' den Erwerbungen zu schreiten suchen, die

in vorstehendem Aufsatze an der Hand der Geschichte vorausgesagt wurden.

Dann wird man in Mitteleuropa auch wieder aus England herüber von „historischen Alliirten“ zu hören bekommen. Dann wird England bestrebt sein, Babylon auf den bluttränkten Feldern von Warschau zu erobern — durch die Waffen der mitteleuropäischen Mächte, immer vorausgesetzt, dass die letzteren nicht vorgezogen haben, ihren Weg durch die Welt und die Geschichte an der Hand von aufrichtigeren Genossen zu suchen.

Druck von Ludwig Schönberger, Wien, I., Stadiongasse 5.